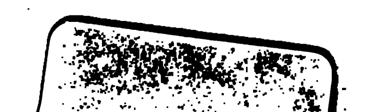
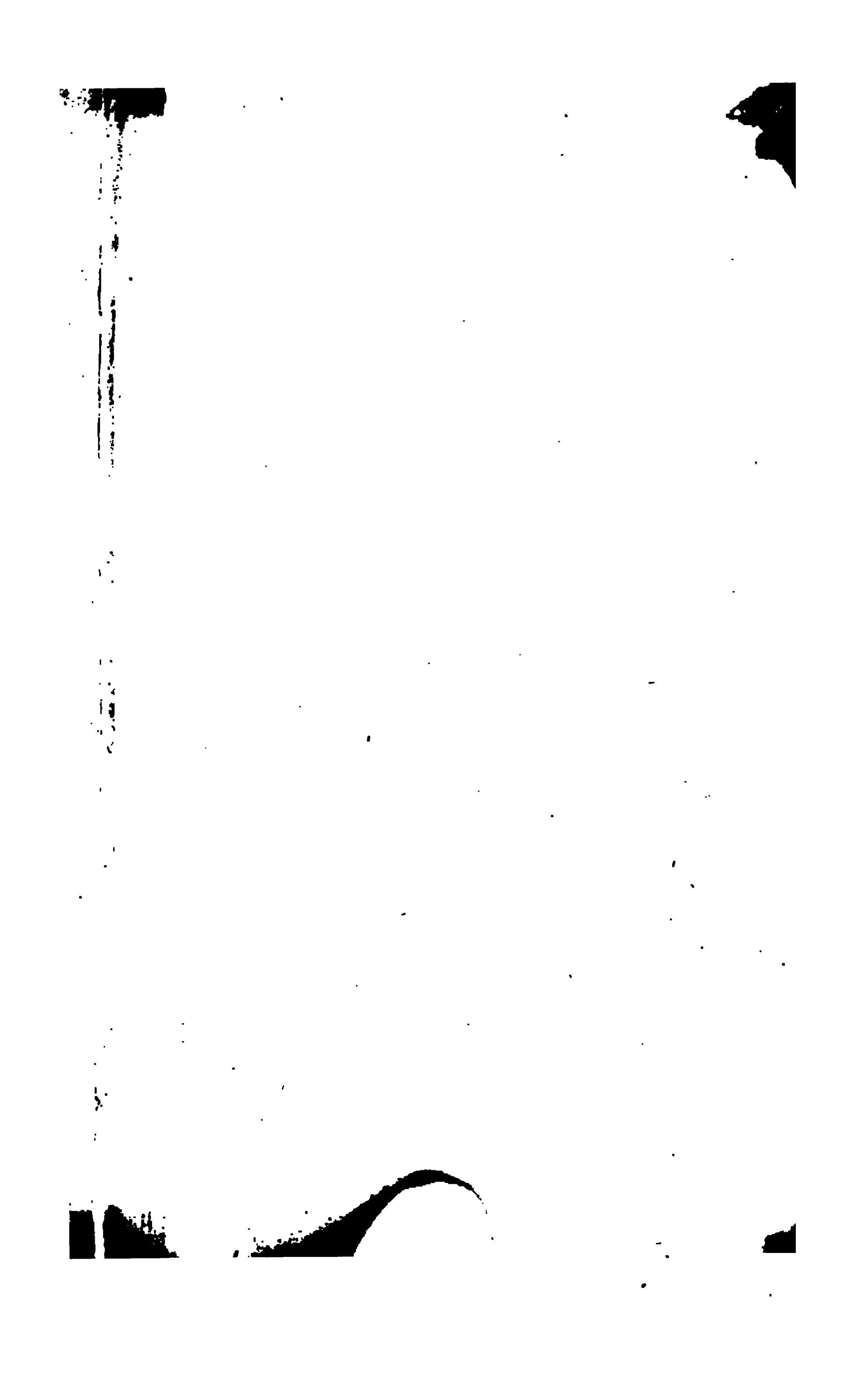
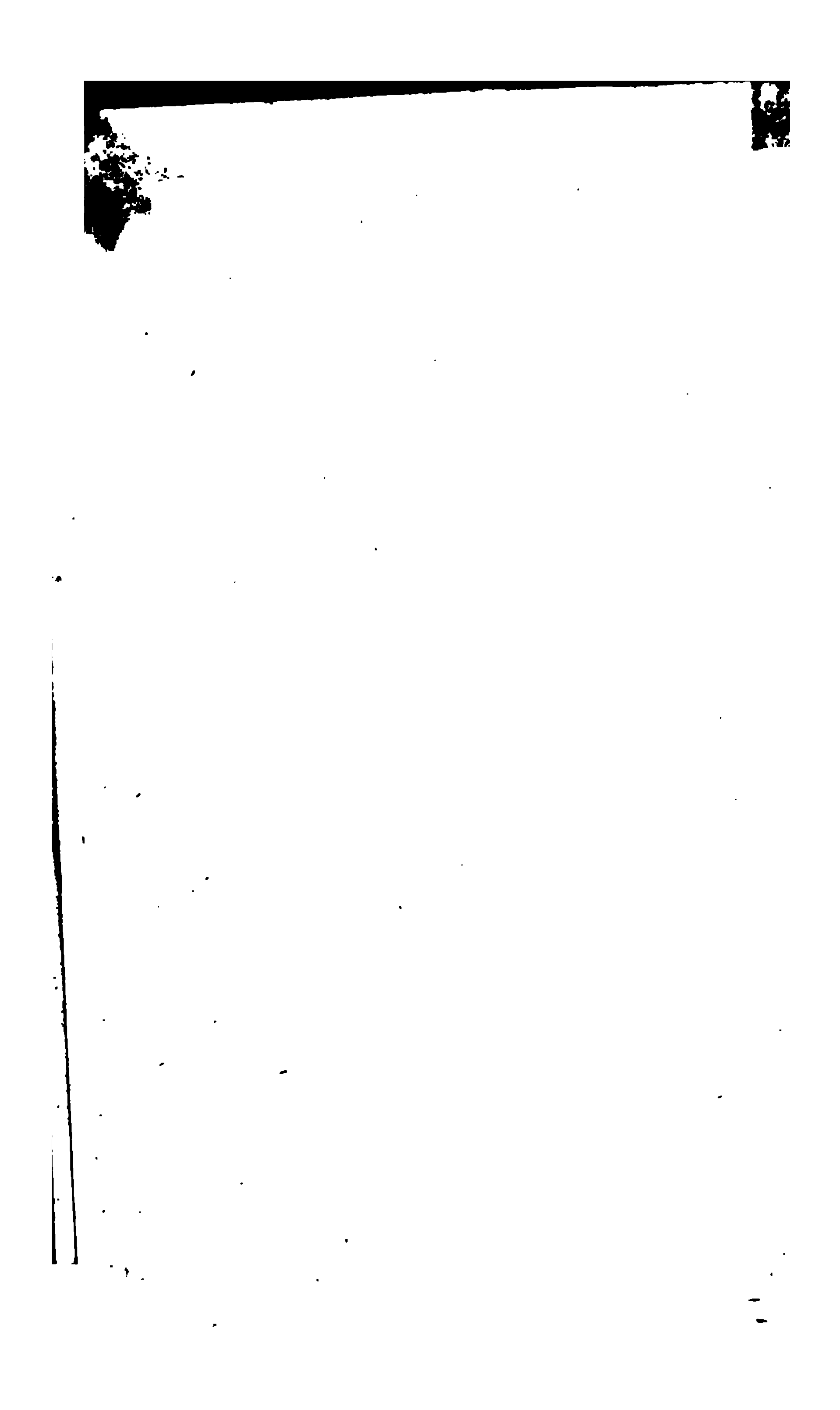



600086407V







Berichtigung.

Seite 86., in der 13. Zeile, lies: Constantin IX. statt Constantin VIII.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung neunzehnter Band.

Mainz, 1838.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Zwei und dreißigster Band.

Mainz, 1838.
Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Inhalts-Verzeichniss.

Erster Abschnitt.

Geschichte des oströmischen Reiches.

Zweiter Abschnitt.

Russische Geschichte.

Seite

Dritter Abschnitt.

Fortsetzung der Geschichte des griechischen Reiches.

Seite

Vierter Abschnitt.

Basilius II. und Constantin IX.

Seite

Zwölfter Abschnitt.

Herzog Heinrich von Baiern wird König in Deutschland.

Dreizehnter Abschnitt.

Regierungsgeschichte Heinrichs II.

Vierzehnter Abschnitt.

Innere Unruhen in Deutschland während der Regierung Heinrichs II.

Seite

Fünfzehnter Abschnitt.

Heinrichs II. Heerfahrten nach Italien.

Seite

Siebenter Abschnitt.

Geschichte Deutschlands und Italiens.

Achter Abschnitt.

Minderjährigkeit Otto's des Dritten.

Neunter Abschnitt.

Otto's, des Dritten erste Heerfahrt nach Italien.

Zehnter Abschnitt.

Otto's III. zweite Heerfahrt über die Alpen.

Eilfter Abschnitt.

Otto's III. kurzer Aufenthalt in Deutschland, dritte Heerfahrt nach Italien und bald darauf erfolgter Tod.

Achtzehnter Abschnitt.

Vereinigung des Königreichs Burgund mit Deutschland.

Neunzehnter Abschnitt.

Heinrichs II. Tod.

Des
zweiten Zeitlaufes
sieben und zwanzigster Zeitraum.

Von der
Thronerhebung des capetingischen Hauses 987.
bis zu dem Tode Kaiser Heinrichs II. 1024.

Erste Abtheilung.

Die Geschichte des oströmischen Reiches, Deutschlands, Italiens und Frankreichs [1].

I.

1. Geschichte der Griechen oder Oströmer [2]. — Als Nicephorus Phokas an der Hand der Kaiserin Theophano den Thron von

---

1) Da mit Ende des zehnten Jahrhunderts der Schauplatz der Geschichte sich immer mehr erweitert, immer noch andere Völker in den historischen Gesichtskreis treten, mithin in eben dem Verhältniß die Geschichte an Reichthum des Stoffes zunimmt; so sehen wir uns genöthiget, um dem unserm Werke einmal zum Grunde gelegten Plane auch ferner treu zu bleiben, jedem folgenden Zeitraume stets zwei Bände zu widmen, wovon der erste die allgemeine Völkergeschichte, und der andere die specielle Geschichte unserer heiligen Kirche enthalten wird.

2) Historische Quellen und Hülfsschriften sind dieselben, die wir bisher in der ganzen Geschichte des macedonischen Kaiserhauses benutzt, und daher in früheren Bänden unsern Lesern schon angezeigt haben.

Constantinopel bestieg, verließen wir in dem siebenzehnten Bande, wie man sich erinnern wird, das oströmische Reich. Der Lauf der Geschichte führt uns jetzt wieder zu demselben zurück; und der Wiederanknüpfungspunkt des dort abgebrochenen historischen Fadens ist demnach auch die zwar kurze, aber desto ruhmvollere, obgleich nicht ganz fleckenfreie Regierung Nicephorus **II.** — Während einer sechsjährigen Herrschaft finden wir diesen Kaiser ungleich öfter im Lager und an der Spitze seiner Heere, als in seinem Palaste in Constantinopel, oder in der Mitte seiner Verschnittenen. Im Frühling jedes Jahres zog er mit seinem Heere gegen die Feinde; und war er, Er der Eroberer Creta's, schon bevor er den Thron bestiegen, der Schrecken der Sarazenen, so erschütterte er jetzt als Kaiser alle Grundfesten ihres Reiches. Der Euphrat und Tigris sollten unter Nicephorus wieder die Grenzen der römischen Herrschaft im Orient werden. Schon waren Cypern, Cilicien, Syrien und ein Theil Armeniens die Früchte seiner ununterbrochenen Siege, und die Macht der Griechen den Sarazenen schon so furchtbar, daß selbst der fatimitische Kaliph in Afrika, dem doch selbst Romanus Lecapenus und dessen beide Nachfolger noch einen jährlichen Tribut von zwanzig tausend Goldgulden bezahlt hatten, durch den blosen Namen des Nicephorus geschreckt, alle griechische Kriegsgefangenen ohne Lösegeld nach Constantinopel zurücksandte. Hätte Nicephorus nur noch einige Jahre gelebt, so war es um das ohnehin schon in sich so sehr zerrissene Sarazenenreich geschehen, und die Oströmer waren, wie zu den Zeiten Constantins und Theodosius, im Orient wieder das erste und vorherrschende Volk.

2. Aber leider verlor Nicephorus im Purpur nur gar zu bald die Liebe wie das Zutrauen seines

Volkes, und zwar, jedoch mit Ausnahme des Heeres, aller Klassen und Stände der Nation. Zur Ausführung der weit aussehenden Plane des Nicephorus bedurfte es nämlich zahlreicher Heere, und einer ununterbrochenen Reihe von Kriegsjahren. Aber zum Kriegführen ist Geld das erste und dringendste Erforderniß. Steuern und Abgaben jeder Art wurden im ganzen Reiche bedeutend erhöhet. Eine leicht vorauszusehende Folge davon war Unzufriedenheit und immer lauter werdendes Murren gegen den Kaiser. Freilich, wäre der alten Römer Geist, wie deren Sprache, den damaligen Griechen nicht völlig unverständlich geworden; so würden sie, eher noch zu weit schwerern Opfern bereit, gewiß nicht über den Druck von Abgaben geklagt haben, die keinen andern Zweck hatten, als dem Reiche seinen ehemaligen Glanz, und dem römischen Namen seine antike Würde und Majestät wieder zu erringen. Aber Griechen sind keine Römer; und da man jedes Jahr immer noch etwas mehr zahlen mußte, so gewannen auch Mißvergnügen und Unzufriedenheit immer einen noch weiteren und gefährlicheren Spielraum. Laut und ohne Rückhalt beschuldigte man Nicephorus der Habsucht und schändlicher Geldgier, und da die Aehnlichkeit seines Namens die Erinnerung an Nicephorus I. weckte, dessen wirklich schändlicher, mit tyrannischer Raubsucht verbundener Geitz gleichsam mit lechzender Zunge das Mark und das Blut seiner Unterthanen verschlang; so machte dieser Umstand den Kaiser nur um vieles noch gehässiger in den Augen des Volkes.

3. Läugnen kann man freilich nicht, daß Nicephorus, um die Kriegskassen zu füllen, sich bisweilen auch unerlaubter, und daher gerechtem Tadel unterliegender Mittel bediente. So z. B. ließ er die bischöflichen Stühle stets sehr lange unbesetzt, eignete,

1 *

während der Vacanz derselben, sich ihre Einkünfte zu, verfügte daher mit beispielloser Willkür über alle Bisthümer seines Reiches, und belastete die Kirchen mit so schweren Abgaben, daß viele Bischöfe, besonders in Macedonien, Griechenland und Illyrien, kaum noch für ihre Person, und zwar nur höchst dürftig zu leben hatten. Zudem bemächtigte sich der kaiserliche Fiscus aller den Kirchen gemachten Vermächtnisse; und aus Gründen, welche offenbar auf die orientalischen Kirchen gar nicht anwendbar waren, verbot endlich gar Nicephorus durch ein Edict, den Kirchen noch ferner Schenkungen an liegenden Gründen zu machen [1]. Aber bei allem dem muß man

1) In Ansehung des zeitlichen Wohlstandes waren die orientalischen Kirchen bei weitem nicht mit jenen des Abendlandes zu vergleichen. Die mehrsten, besonders die diesseits des Bosphorus gelegenen, waren wahrhaft arm; wie dieß auch unter einer im höchsten Grade despotischen Regierung, und oft unter einer ganzen Reihe halb toller, an grenzenlose Pracht und Verschwendung gewöhnter und, um diese zu befriedigen, sich alles erlaubender Despoten nicht anders seyn konnte. Was den Kirchen hie und da geschenkt ward, war unbedeutend; denn wer von den Großen des Reichs etwas zu verschenken hatte, schenkte es aus sehr guten Gründen lieber dem regierenden Kaiserhause; und gab es bisweilen eine reiche Erbschaft zu verschlingen, so waren die Kaiser ebenfalls nicht die letzten, die sich meldeten; denn wenn der Erblasser nicht gerade auch Söhne hinterließ — die verwittweten Frauen, wie die Töchter kamen gar nicht in Anschlag — so erklärten jene sich gewöhnlich zu Universalerben der ganzen reichen Hinterlassenschaft. Auch das Wenige, was hie und da noch den Kirchen vermacht ward, glaubte also Nicephorus jetzt zu seinen kriegerischen Zwecken benutzen zu dürfen. Aus diesem Grunde erließ er obiges Edict, unter dem Vorwand, daß nicht zu viele Güter in die todte Hand fielen: ein Ausdruck, der auf Kirchen und geistliche Corpo-

doch gestehen, daß alles Geld, selbst jenes, welches durch unreine Kanäle in die kaiserlichen Kassen floß, ausschlieslich blos zu den Bedürfnissen des Staats und zu lebhafterer Fortsetzung des Krieges gegen die Sarazenen verwendet ward. Er selbst für seine Person sammelte keine Schätze, war kein Freund von äußerer Pracht, und die für den Unterhalt seines Hofes und der kaiserlichen Lustschlösser bestimmten Gelder waren mit solcher Kargheit berechnet, daß

---

rationen angewandt, einen durchaus falschen Sinn in sich faßt, und nur von dem Aberwitz erfunden seyn kann. Geistliche Corporationen sind moralische Personen. Hat ein Staat sie einmal anerkannt; so müssen sie sich auch der Rechte aller übrigen Staatsbürger zu erfreuen haben. Sie müssen demnach berechtiget seyn zu kaufen und verkaufen, hinwegzuschenken, Geschenke anzunehmen, kurz, auf allen erlaubten und rechtlichen Wegen ihren zeitlichen Wohlstand zu vermehren. Daß allzugroßer Reichthum in den Händen einer Kirche dem Staat nachtheilig werden könne, ist eine blose Fiction, die zum Theil auch auf einem ganz falschen Begriff vom Staat, und dem sogenannten Staatszwecke beruhet. Ungleich mehr Realität möchte wohl die Frage haben: ob nicht die allzugroße Armuth der Kirchen und geistlichen Corporationen sogar dem zeitlichen Wohle eines Staats sehr bald verderblich werden müßte? Ein Jeder, dessen eigene Erfahrung an die Zeiten reicht, wo es noch Klöster, Abteien und andere Stiftungen gab, wird gewiß damals die Ueberzeugung gewonnen haben, daß je reicher ein Kloster oder eine Abtei, auch desto wohlhabender und reicher das oft in weiter Ferne umher wohnende Volk war. Schlagende Beispiele hier anzuführen, und zwar auch noch mit allen sich darauf beziehenden und auf das genaueste angegebenen Localumständen, würde nur traurige und gehässige Rückerinnerungen herbeiführen. Wir enthalten uns also dieser wenig erfreulichen Arbeit; obgleich unser Vorrath an anschaulichen, gleichsam mit Händen zu betastenden, und daher von selbst sprechenden Beweisen nichts weniger als sehr arm ist.

diese Ausgaben nicht einmal die Hälfte der Summen erreichten, die unter seinen Vorfahren dafür ausgegeben wurden. Natürlicher Weise fing nun auch das zahllose Heer der höhern wie niedern Palastbeamten an, über Nicephorus zu murren, und, wie zu jeder Zeit, waren es gerade die, welche in naher Umgebung des Monarchen durch dessen Verschwendung sich zu bereichern wissen, welche jetzt am lautesten klagten, und den Kaiser als einen knauserigen, knickischen Herrn ausschrieen [1]).

1) Kein Vorwurf wird gewöhnlich Fürsten oder Monarchen so leicht, oder vielmehr so leichtfertig und unbesonnen gemacht, als jener einer übertriebenen, gar nicht königlichen Kargheit. Sie dürfen nur eine wohl berechnete Sparsamkeit in alle Zweige der Verwaltung einführen, nicht jede-, begehrend sich ihnen entgegen streckende Hand sogleich mit Goldstücken anfüllen, und endlich gar der Pracht ihres Hofes, wie der Hoffeste weise und etwas engere Schranken setzen; so können sie versichert seyn, daß auch jenes schiefe Urtheil sie frühe oder spät erreichen wird. Konnte ja nicht einmal selbst Friedrich II. [1]) demselben entgehen; und doch gab es gewiß nicht leicht einen Monarchen, der dem Gelde, als Geld, weniger Werth, als Er beilegte, es blos als Mittel und zwar als Mittel zu großen, blos durch die Superiorität seines Genies zu erreichenden Zwecken betrachtete. Während er der Schöpfer eines Heeres ward, dessen bis dahin noch nie gekannte kriegerische Kunstfertigkeit und taktische Gewandtheit Europa in Erstaunen setzte, mit demselben den vereinten Kräften des ganzen gegen ihn verbündeten Continents trozte, und so Preußen aus der Klasse minder bedeutender Mittelmächte zu der Höhe der angesehensten Primärmächte erhob, waltete

1) Da Manches aus den neuesten Ereignissen die Rückerinnerung an diesen großen König lebhafter als je in uns hervorruft; so wird man es uns erlauben, dem Andenken des einst mit so vielen Lorbeern gekrönten Helden hier einige Zeilen zu weihen.

4. Weit gerechtern Grund zum Mißvergnügen gab Nicephorus dem Volke durch seine allzu große

---

seine väterliche Sorgfalt mit derselben Thätigkeit auch über dem innern Wohlstand aller seiner Provinzen. Es ist zum Erstaunen, welche große und bedeutende Summen Friedrich, beinahe jedes Jahr, bald dieser, bald jener Provinz, bald dieser, bald jener Stadt anwieß, auch ganzen Corporationen, wie jedem gemeinnützlichen Unternehmen, wenn es dabei großer Geldmittel bedurfte, mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit zu Hülfe kam. Daß der Schimmer des Goldes für ihn wenig Reitz hatte, beweißt schon die sonderbare Weise, wie er mit seiner Privatkasse umging, die, obgleich er beinahe für sich selbst nichts bedurfte, und keine einzige kostspielige Herrscherlaune zu befriedigen hatte, doch stets vor der Zeit schon wieder leer war; indem Alles, was in dieselbe floß, gewöhnlich jenen gehörte, die sich ihm zu nähern das Glück hatten, und ihn nur zu fleißig bald um dieß, bald um jenes zu bitten Gelegenheit fanden. Ueberhaupt bringen hundert und hundert Züge aus seinem Leben uns die Ueberzeugung auf, daß Friedrichs Herz, jedem sympathetischen Gefühle zugänglich, ungleich mehr zum Geben als zum Nehmen geneigt, nichts weniger als ein ängstlicher Hüter seiner Schatzkammer war. — Es ist hier nicht der Ort, noch auch unsere Absicht, eine biographische Skitze von dem Leben dieses großen Königs zu entwerfen. Worauf wir jetzt aufmerksam machen wollen, und was auch schwerlich sehr zeitwidrig seyn möchte, sind blos die Grundsätze, die Friedrich der katholischen Kirche gegenüber, von deren Söhnen mehr als eine Million zu seinen Unterthanen gehörte, sein ganzes Regentenleben hindurch unverrückt im Auge hatte. — Daß die beseligenden Wahrheiten des Christenthums in dem Herzen Friedrichs keinen Anklang fanden, ist leider eine nicht zu läugnende, aber eben daher desto mehr zu betrauernde und zu bejammernde Wahrheit. Irren würde man sich doch sehr, wenn man dieß dem Einfluß der französischen Encyclopädisten, besonders jenem eines Voltaire zuschreiben wollte. Diese sogenannten Genies

Nachsicht gegen seinen Bruder Leo. An kriegerischen Talenten dem Kaiser gleichstehend, aber tief unter

---

waren trotz der Talente, die man wirklich bei ihnen fand, dennoch viel zu klein, um den Verstand eines Friedrichs zu bethören, oder dessen Geiste eine ihrer eigenen ähnliche Richtung zu geben. Die Wurzel jenes Uebels lag weit tiefer, und es zu enthüllen, möchte wohl der Geschichte, wenn sie nicht indiscret seyn will, erst nach fünfzig, oder hundert Jahren erlaubt seyn. Daß Friedrich, besonders in jenen Jahren, in welche seine geistige Entwickelung fiel, und zu welcher Zeit deutsche Kunst und Literatur sich noch in der zartesten Kindheit befand, an den Tragödien eines Corneille, Racine, Voltaire mehr Geschmack fand, als z. B. an den Produkten Gottscheds und seines Gleichen, dieß ist leicht zu begreifen; berechtigt aber keinesweges zu der Reihe von Schlüssen, die man darauf bauen zu wollen schon oft den Versuch gemacht hat. Offenbar dienten die französischen Schöngeister, mit welchen Friedrich sich nicht selten umgab, ihm blos zu seinem Amüsement. Er ergötzte sich an ihren eben so witzigen als muntern, nur gar zu leicht von allem Hofzwange sich entfesselnden Gesprächen, an der Menge und dem schnellen Wechsel ihrer stets nur die Oberfläche jedes Gegenstandes berührenden Ideen, an ihrem oft erstaunenswerthen Reichthum an belustigenden Anekdoten, Bonmots, reparties vives etc. auch an ihren gewöhnlich ziemlich glänzenden Paradoxen, so wie überhaupt an allen ihren genialischen Sprüngen und Seiltänzerkünsten. Aber bei allem dem wogen sie nicht sehr schwer auf seiner Wage; denn daß es ihnen eben so sehr an Stärke der Vernunft und Schärfe des Verstandes, als an ernstem Sinne und Tiefe des Gemüths gebreche, sah Friedrich gewiß so gut, wie jeder Andere ein; und wer des großen Königs Correspondenz mit d'Alembert, Voltaire und den übrigen gelesen hat, wird nicht selten von dem Friedrich eigenen feinen, sarcastischen Witz überrascht worden seyn, mit welchem er ihnen bisweilen ihre ganze moralische, politische und selbst historische Bedeutungslosigkeit fühlen ließ. Was also Friedrich war,

ihm an wahrer Heldengröße, war Leo im wahren Sinne des Worts ein Knecht des Mammons. Um

---

ward er durch sich selbst; und so war auch sein Unglaube blos sein eigenes Werk. Aber dessen ungeachtet entging ihm doch nicht das Erhabene in den Lehren des Christenthums; und da er dieses leider dreifach in sich getheilt und getrennt fand, so erwieß er sich gegen jeden Theil gleich huldvoll und gerecht; und besonders war es die katholische Kirche, die einigemal ganz auffallende Beweise nicht nur einer vorurtheilsfreien Anerkennung, sondern auch seiner durch den Geist keiner Parthei, welche Farbe sie auch tragen mochte, influenzirten und daher getrübten Gerechtigkeitsliebe empfand. So z. B. war Friedrich unter allen seinen gekrönten Zeitgenossen der einzige, der das hohe Verdienst des von Loyola gestifteten edeln Männerbundes vollkommen zu würdigen wußte, daher auch diesem heiligen Orden seinen mächtigen Schutz zu einer Zeit anbot, in welcher alle irdischen und unterirdischen Mächte sich gegen denselben verschworen hatten. Eben so ist die von ihm, und vielleicht nie ohne ihn in Berlin — damals dem nordischen Palmyra — für die Katholiken erbaute Kirche ein bleibendes Denkmal seiner gerechten Würdigung des katholischen Cultus. In Friedrichs weitläufigen Staaten wurden die Katholiken nicht blos geduldet, nicht als eine Sekte [1]) betrachtet, sondern bildeten einen integrirenden Theil der Gesammtbevölkerung, und obgleich in ihren religiösen Dogmen wie in ihrem Cultus von der Mehrzahl getrennt, waren sie mit dieser doch wieder geeiniget und verbunden durch das Band unverbrüchlicher religiöser Treue gegen einen Monarchen, den sie bewunderten, liebten, und dem sie mit grenzenloser Ergebenheit anhingen. Friedrichs Scharfblick entging dieß nicht; und da jede von ihm

---

1) In einigen durch die Cölner Angelegenheit herbeigeführten norddeutschen Broschüren haben deren Verfasser, mit eben so viel Liebe als Sachkunde, die Katholiken in den preußischen Staaten unter dem Namen einer Sekte zu bezeichnen geruhet.

Schätze zusammen zu scharren, verschmähete er kein Mittel, wie schlecht es auch seyn mochte, und riß endlich sogar das Monopol der allernothwendigsten Bedürfnisse des Lebens an sich. Mit jedem Jahre stiegen demnach jetzt die Preise des Getraides, und alle niederen Volksklassen mußten nun darben und hungern, damit in Leo's Geldkasten die Goldstücke

---

klar aufgefaßte Idee auch sogleich in Gefühl und That bei ihm überging; so genossen seine katholischen Unterthanen unter seiner Regierung nicht nur eine wahre, von allem Gewissenszwange fern gehaltene Ruhe, sondern auch eine solche kirchliche Freiheit, wie sie sich solcher selbst oft unter katholischen Fürsten kaum zu erfreuen gehabt hatten; und fiel es bisweilen irgend einer Behörde in den Provinzen ein, unter gehässigem, kleinlichem Hin- und Hertreiben, die katholische Geistlichkeit in strenger Ausübung ihrer Berufspflichten zu stören oder zu beunruhigen; so war — wie es mehrere ewig unvergeßliche, unmittelbar aus Friedrichs Cabinette hervorgegangene Rescripte beweisen — es stets dieser große König selbst, der sein höchstes Mißfallen darüber laut zu erkennen gab, und so dem Unwesen schnell ein Ende machte. So dachte und handelte ein Monarch, den seine Zeitgenossen, ohne Unterschied der Sprache, die sie redeten, oder der Gesetze, denen sie folgten, einstimmig unter die größten Helden und einsichtsvollsten Regenten seines Jahrhunderts setzten. Da jetzt sogar Millionen unserer katholischen Brüder unter dem preußischen Scepter wohnen; so möchte es wohl nicht ungeziemend, im Gegentheil ganz zeitgemäß seyn, aus vollem Herzen zu dem Ewigen zu flehen, daß dem Brandenburgischen, ohnehin an Helden und großen Männern so fruchtbaren Königsstamme noch recht viele, Friedrich dem Zweiten in Ansehung seiner Gesinnung und Handlungsweise gegen die Katholiken vollkommen ähnliche, ebenfalls mit Sieg und Macht gekrönte Zweige entsprossen möchten. — Kehren wir jetzt wieder nach dem hohen Orient, an den Hof Nicephorus II. zurück.

immer noch höher und höher sich anhäufen konnten [1]. — Der Kaiser hatte alle frühere Popularität schon völlig verloren, als durch einen blosen, obgleich höchst unglücklichen Zufall, der in den Herzen so Vieler unter der Asche glimmende Funke endlich zur hellen Flamme des Aufruhrs erglühete. Eines Tages nämlich waren die Landsoldaten mit den Matrosen und Seesoldaten in Streit gerathen. Das Volk schlug sich zu den Letztern. Aber desto hitziger ward nun eben dadurch der Streit. Mehrere wurden getödtet, und noch weit größer war die Zahl der Verwundeten. Da durch die Einmischung des Volkes in den Streit der Soldaten der Kampf unter denselben erst recht blutig geworden war; so zürnte der Kaiser demselben mit allem Rechte, ließ auch seine Mißbilligung in sehr harten Worten dem Volke kund thun, und drohete für die Zukunft bei Wiederholung ähnlichen Frevels mit scharfer Bestrafung. Hiebei hatte es jedoch sein Bewenden, und Nicephorus dachte auch nicht von weitem daran, die nun einmal vorgefallenen Excesse für jetzt schon zu ahnden. — Einige Tage nachher wollte der Kaiser dem Volke das kriegerische Schauspiel einer Feldschlacht geben. Mehrere Schaaren Fußvolks und Reiterei marschirten demnach in dem Circus auf. Zahlloses Volk befand sich in der

1) Zonaras erzählt folgende auf diesen Kornwucher sich beziehende, gar nicht üble Anekdote: Cum Imperator aliquando novitios milites lustrans, canum quemdam inter caeteros vidisset, rogavit: „cur homo senex militiae nomen dedisset?" Ibi ille ingeniose respondit: „se nunc multo robustiorem esse quam in juventute. Tum enim ne dimidii quidem aurei frumentum tollere potuisse: nunc vero duorum aureorum facilius in humeros sublaturum." — Der Kaiser lächelte, wandte dem Alten den Rücken, und ging weiter.

Rennbahn. Als aber das Bild einer Schlacht beginnen sollte, und die Reiterei ihre Säbel zog, entstand unglücklicher Weise in den Köpfen einiger Zuschauer der argwöhnische Gedanke: Nicephorus habe nur unter einem erdichteten Vorwand das Volk nach der Rennbahn gelockt, und wolle jetzt wegen dessen, was unlängst vorgefallen, blutige Rache nehmen. Ohne sich lange zu besinnen, rennen sie nun, von Angst und Schrecken getrieben, nach dem Thor der Rennbahn. Aber ihre hastige Eile und geschreckten Gesichter wecken jetzt auch bei Andern Furcht und Besorgniß. Eben so eilig fliehen nun auch diese davon; ihnen folgen wieder Andere, und in wenigen Augenblicken ergreift ein allgemeiner panischer Schrecken alles anwesende Volk. Unter Geschrei, und der größten Verwirrung wälzt es sich in dichten Haufen nach dem Thor, wo bei der ungeheuern Masse des sich durch dasselbe drängenden Volkes, eine Menge Menschen zertreten, zerquetscht, verstümmelt, oder gar getödtet ward. Erst als man sah, daß der Kaiser ruhig auf seinem Thron sitzen blieb, auch durch Wort und Gebärde das Volk zu beruhigen suchte, kam man wieder zur Besinnung. Die Leute kehrten nach ihren Plätzen zurück, und das Schauspiel, das die zufällige Veranlassung des Todes oder der Verwundung von ein paar tausend Menschen war, nahm nun seinen Anfang.

5. Daß der Kaiser jenem traurigen Ereigniß völlig fremd gewesen, daran konnte selbst ein auch nur Halbvernünftiger nicht zweifeln. Aber die Keime der Unzufriedenheit und des Mißtrauens hatten in den Herzen des Volkes schon zu tiefe Wurzeln geschlagen. Man fand also einen Trost darin, den Kaiser als den fluchwürdigen Urheber jenes blutigen Auftrittes zu bezeichnen, und besonders waren es

jene Familien, die bei dieser Gelegenheit irgend eines ihrer Glieder verloren hatten, die jetzt in laute Schmähungen gegen den Kaiser ausbrachen, die abgeschmacktesten und sinnlosesten Verläumdungen in Umlauf setzten, und endlich durch die Fabel einer geheimen gegen das Volk gerichteten Palastverschwörung den dummen, aber weil leidenschaftlichen, daher auch desto leichter zu entflammenden Pöbel aufzuregen suchten. Es dauerte nicht lange, so kam die in so vielen Gemüthern herrschende Gährung zum Ausbruch. Bei einer feierlichen Prozession, die an einem bald darauf eintretenden Festtage eintrat, und welche nach einem uralten Herkommen die Kaiser stets begleiten mußten, rottete sich der Pöbel in ganz ungewöhnlich großer Anzahl zusammen. Sobald der Kaiser erschien, ward er mit lauten und den gröbsten Schmähungen begrüßt. Vom Schmähen griff man schnell zu den Steinen, und ein ununterbrochener Hagel gegen Nicephorus geschleuderter Steine zwang denselben zu eiligem Rückzug. Nur desto frecher und wüthender verfolgten ihn jetzt unter Steinwürfen und tumultuarischem Geschrei die rasenden Haufen. Mit jeder Minute vermehrte sich die Anzahl der Aufrührer; jeder griff zu den Waffen, die der Zufall ihm darbot: Keulen, Stangen, Spießen 2c. Das Leben des Kaisers schwebte in der größten Gefahr, und schwerlich würde er lebendig seinen Palast wieder betreten haben, hätten nicht auf dem Platze Constantins des Großen alle dort wohnenden bessern Bürger sich um ihn gesammelt, und mit Hülfe einer herbei eilenden Verstärkung der Leibwache das ruchlose, elende Gesindel auseinander gejagt.

6. Aber Nicephorus war nicht der Fürst, den Volkstumulte schreckten. Jedoch bekannt mit des unruhigen, neuerungssüchtigen Volkes von Constanti-

nopel Neigung zum Aufruhr, dabei überzeugt, nicht gerade auf die Treue aller seiner Großen zählen zu dürfen, beschloß er, seine Person einmal für allemal sowohl gegen geheime Verschwörungen, wie offene Empörung in Sicherheit zu stellen. Alle um die kaiserliche Burg stehenden Häuser, worunter mehrere prachtvolle Gebäude einiger Großen, ließ er demnach abreißen, hohe Mauern mit Bollwerken, Thürmen und Gräben um seinen Palast aufführen, und diesen in eine wahre, mit hinreichender Besatzung und Ueberfluß an Kriegsbedürfnissen wohl versehene, mithin jeder wilden Volksbewegung trotzende Festung verwandeln. Natürlich machte dieses den Kaiser bei allem Volke in Constantinopel nur noch gehässiger. Man nannte jetzt seinen Palast die neue, gegen die Freiheit und Sicherheit aller Einwohner errichtete Akropolis. Der Bau dauerte drei Jahre. Aber kaum war er vollendet, und beinahe an demselben Tage, an welchem ihm die Schlüssel der neuen Festung überreicht wurden, traf ihn eines jener grausamen Verhängnisse, gegen welche Mauern und Thürme, selbst bis an die Wolken erhoben, nicht zu schützen im Stande sind.

7. Nach dem Zeugniß der meisten griechischen Geschichtschreiber hatte Nicephorus anfänglich die Kaiserin Theophano leidenschaftlich geliebt. Aber sey es, daß die Rückerinnerung an sein nach dem Tode seiner ersten Gemahlin gemachtes Gelübde völliger Enthaltsamkeit, oder eine allmählige Abneigung gegen die Kaiserin ihn dazu trieben, oder vielleicht auch, daß der rauhe, jedes Jahr auf neue Lorbeeren ausziehende Krieger endlich selbst die Umarmungen einer Gemahlin verschmähete; kurz, schon seit einem Jahre theilte Theophano nicht mehr das Bette ihres Gemahls. Es läßt sich leicht begreifen, daß die wollü-

stige, kaum zwei und dreißig Jahre zählende Fürstin im höchsten Grade damit unzufrieden war. Die Stelle ihres unzärtlichen, wahrscheinlich auch immer grämlicher werdenden Gemahls suchte sie also mit einem andern zu besetzen, und dieser andere war Johannes Tzimisces [1]), oberster Feldherr sämmtlicher Heere des Orients. Zwar war Tzimisces klein, und nicht einmal von mittelmäßiger Größe. Aber in dem kleinen, ungewöhnlich fest gebauten und schön gestalteten Körper wohnte eine starke, der kühnsten Unternehmungen fähige Seele. Aus seinem feurigen Auge blickten Muth und Entschlossenheit, während in seinen ungemein lieblichen Gesichtszügen sich zugleich auch die sanftesten Gefühle spiegelten. Ein so edler, dabei schon mit so vielen Lorbeeren geschmückter Krieger war ganz dazu geeignet, das Herz jeder Frau von nicht sehr strenger Tugend zu fesseln; und so knüpfte sich nun auch bald zwischen Theophano und Tzimisces ein geheimes Liebesverständniß an.

8. Tzimisces, ehemals des Nicephorus, bevor derselbe zur Herrschaft gelangte, wärmster Freund und Anhänger, hatte lange Zeit unter dessen Fahnen mit Ruhm gefochten, ihm in einem äußerst kritischen Momente überzeugende Beweise unerschütterlicher Treue

1) Johannes Tzimisces war aus Armenien gebürtig, aus einem der edelsten und ältesten Geschlechter des Reiches. Mütterlicher Seite war er sogar in nicht sehr fernem Grade mit dem Kaiser verwandt. Unter seinen Ahnen zählte er eine ganze Reihe berühmter Helden und durch ihre Verdienste um das Reich ausgezeichneter Männer, unter welchen sich auch der, dem Leser aus der Geschichte des Kaisers Romanus Lecapenus schon bekannte, tapfere, edle und hochherzige Curcuos befand. — Den Beinamen Tzimisces erhielt er von einem, in der armenischen Sprache eine kleine Mannsfigur bezeichnenden Worte.

gegeben, ihn endlich gleichsam auf seinen Schultern auf den Thron von Constantinopel erhoben. Um solche Verdienste nach Würde zu belohnen, hatte auch Nicephorus, sobald er Kaiser war, den Tzimisces zum obersten Feldherrn der Armeen des Orients, welche Stelle er bisher selbst bekleidet hatte, ernannt, auch Tzimisces gleich im ersten Regierungsjahre seines nunmehr gekrönten Freundes, durch seine in Cilicien erfochtenen glänzenden Siege, sich des erhaltenen hohen Postens vollkommen würdig erwiesen. Aber leider weckten jetzt die Trophäen des Tzimisces den Neid und die Eifersucht des kaiserlichen Bruders, und dieser, die ihm bekannte schwache Nachgiebigkeit des Kaisers benutzend, ruhete nicht, bis derselbe dem Tzimisces die oberste Feldherrnstelle wieder nahm, ihn selbst damit bekleidete, und um den Tzimisces einigermaßen zu entschädigen, ihn zum Oberlogotheten des gesammten Reichspostwesens ernannte [1]). Dieses Amt war zwar nicht unbedeutend, aber bei weitem keine Entschädigung für den Verlust der obersten Feldherrnstelle des Orients. Tief gekränkt durch diese unwürdige Behandlung, suchte Tzimisces seinen gerechten Schmerz keinesweges hinter einer erkünstelten Heiterkeit zu verbergen. Er erschien nur selten am Hofe, klagte laut über die Ungerechtigkeit und den schnöden Undank

---

1) Der Oberlogotheten gab es mehrere. Es war eine Art ministerieller Stellen, die sich blos durch den ihnen angewiesenen Geschäftskreis von einander unterschieden. Es gab Oberlogotheten der Justiz, der Finanzen, des Reichspostwesens rc. Immer eine sehr ansehnliche Würde; aber nicht von weitem vergleichbar mit der hohen Stellung desjenigen, dem die Leitung aller Heere des Orients, und besonders mit jener ausgedehnten Vollmacht, wie sie Nicephorus und Tzimisces besaßen, anvertraut war.

des Kaisers, und als seine Klagen und ähnliche Aeußerungen seines Unwillens endlich zu den Ohren des Nicephorus und dessen Bruders kamen, fiel Tzimisces gänzlich in Ungnade, verlor nun auch die Stelle eines Logotheten und obersten Reichspostmeisters, und ward aus Constantinopel verbannt.

9. Man kann sich leicht vorstellen, daß Theophano die Entfernung ihres Geliebten sehr schmerzhaft empfand. Durch ihre kräftige Verwendung bei ihrem Gemahl gelang es ihr jedoch bald, jenem die Erlaubniß zu erwirken, in Chalcedon zu wohnen, obgleich mit dem ausdrücklichen Befehl, dort nie seine Wohnung zu verlassen. — In der Nähe der Hauptstadt sich aufhalten zu dürfen, hielt Tzimisces jetzt schon für eine nicht kleine Wohlthat, und dafür suchte nun er seiner mächtigen Fürsprecherin durch nächtliche, obgleich stets mit der größten Gefahr verbundene Besuche in dem Palaste zu lohnen. Aber bei allem dem war die Lage des Tzimisces im höchsten Grade gefährdet; und unaufhörlich gefoltert von dem Gedanken, daß bei der zahllosen Menge der gewöhnlich überall lauernden, und Alles ausspähenden Palastbewohner sein strafbares Einverständniß mit der Kaiserin nicht lange ein Geheimniß bleiben könne, auch längst schon wegen der ihm angethanen Schmach nach Rache dürstend, war er es höchst wahrscheinlich, welcher Theophano den Vorschlag machte, sich und sie selbst von dem gemeinschaftlichen Tyrannen durch dessen Tod zu befreien. Es wird beinahe von allen griechischen Geschichtschreibern erzählt, jedoch von keinem mit Bestimmtheit behauptet, daß Theophano um eben diese Zeit aus geheimer, aber zuverläßiger Quelle die traurige Kunde erhalten, Nicephorus sey gesonnen, ihre beiden [illegible]omanus II. gezeugten Söhne, Basil und [illegible]ntmannen zu lassen,

und hierauf seinen Bruder Leo zum Cäsar und Nachfolger im Reiche zu erklären [1]). Um also ihren beiden Söhnen deren väterliches Erbe zu erhalten, habe Theophano in die Ermordung des Nicephorus eingewilliget.

10. Aber Theophano gab nicht blos zu dem schrecklichen Mordanschlag ihre Zustimmung, sondern ward bei demselben auch des Tzimisces thätige Gehülfin. Mehrere gemeine Mörder wurden jetzt gedungen, und in den Zimmern der Kaiserin versteckt. Tzimisces selbst wollte jedoch nur Wenige zu Vertrauten seines schrecklichen Geheimnisses machen. Nur den Burzas [2]), den Theodor mit dem Beinamen der Schwarze, und noch einige Andere, von denen er wußte, daß deren glühender Durst nach Rache wegen schwerer von dem Kaiser erduldeten Kränkungen sie blindlings zu Allem fähig mache, wählte er sich zu seinen Gefährten und den künftigen Genossen seines schauervollen Verbrechens. Aber trotz dem dichten Schleier, unter welchen Tzimisces sein schwarzes

---

1) Alle griechischen Geschichtschreiber reden davon blos wie von einem obgleich ziemlich allgemein verbreiteten Gerüchte. Zonaras z. B. sagt: Murmurabant quidam, velle Nicephorum, regiis pueris castratis, imperium in fratrem Leonem transferre.

2) Burzas hatte in einer finstern Winternacht Antiochien überfallen, sich der Stadt bemächtigt, und ganz ungewöhnliche Beweise persönlicher Tapferkeit und Entschlossenheit dabei abgelegt. In der Hoffnung großer Belohnung ging er nach Constantinopel. Aber der Kaiser hatte, bevor er das Heer in Syrien verließ, ausdrücklich befohlen, während seiner Abwesenheit keinen Angriff auf Antiochien zu wagen. Statt belohnt zu werden, verlor also Burzas, wegen dieses gegen die militärische Subordination begangenen Verbrechens, seine Befehlshaberstelle, und ward aus den Listen des Heeres gestrichen. In den frühern Zeiten der römischen Republik würde Burzas Kopf unter dem Beile eines Lictors gefallen seyn.

Vorhaben zu verhüllen suchte, ward doch Etwas, man weiß nicht wie, davon bekannt. Noch am Vorabend der für Nicephorus so verhängnißvollen Nacht fand derselbe in seinem Kabinette ein anonymes Schreiben, in welchem er vor einer gegen sein Leben gerichteten Verschwörung gewarnt wird; die Mörder, hieß es in demselben, befänden sich schon innerhalb des kaiserlichen Palastes. Nicephorus befahl sogleich einem seiner Kämmerlinge, alle Gemächer des Palastes auf das strengste durchsuchen zu lassen. Genau befolgte der Kämmerling die Befehle seines Herrn, durchsuchte selbst jeden auch noch so verborgenen Schlupfwinkel, nur aus Ehrfurcht für die Kaiserin nicht deren Gemächer, ging hierauf zu dem Kaiser, und meldete ihm, daß er nach der genauesten Durchsuchung auch nicht das mindeste Verdächtige gefunden habe. Doch dadurch, wie es scheint, noch nicht völlig beruhiget, schickte der Kaiser seinem Bruder Leo einen schriftlichen Befehl, mit einer auserlesenen Schaar gegen Abend in dem Palaste einzurücken. Als Leo dieses kaiserliche Schreiben erhielt, saß er gerade am Würfelspiel, dem er leidenschaftlich ergeben war. Den versiegelten Befehl wollte er also erst nach beendigter Spielparthie eröffnen, die aber jetzt leider zu seinem und seines Bruders Verderben sich nur allzusehr in die Länge zog. — Selbst die Natur schien des Tzimisces blutiges Vorhaben zu begünstigen. Die Nacht war außerordentlich stürmisch und dunkel; auch nicht ein einziger Stern leuchtete an dem von dichten und schweren Wolken umhüllten Himmel. Um die verabredete Stunde bestiegen Tzimisces und seine Gefährten ein Boot und fuhren über den Bosphorus. Sie landeten an der, Bucoleon genannten Seite des Palastes. Mehrere Dienerinnen der Kaiserin, die ihrer schon warteten, ließen ihnen Körbe an Seilen befestiget hinunter, und zogen sie die Mauern hinauf

in den Palast. Sogleich eilte Tzimisces an der Spitze der mörderischen Rotte in das Schlafgemach des Kaisers. Aber heftig erschracken er und seine Begleiter, als sie den Kaiser nicht darin fanden. Sie glaubten sich verrathen, sannen auf schleunige Flucht und schon wollten sogar einige aus Verzweiflung sich über die Mauer herabstürzen, als ein kleiner Eunuch aus dem Frauengemach herbei gelaufen kam, und ihnen den Weg nach dem Zimmer zeigte, welches der Kaiser für die Zukunft zu seinem Schlafgemach gewählt hatte. — Auf einer Bärendecke liegend, schlief Nicephorus so fest und ruhig, daß er selbst bei dem Eintritt der Schaar nicht erwachte. Die Verschworenen hatten sich das Wort gegeben, den Kaiser nicht nur zu ermorden, sondern durch Hohn, Schmach und Grausamkeit jeder Art ihn den Tod doppelt schmerzhaft fühlen zu lassen. Einige Fußtritte des Tzimisces weckten also jetzt den Kaiser aus dem Schlafe. Als er die Augen öffnete, blitzten ihm von allen Seiten Dolche und gezückte Schwerter entgegen. Aber furchtlos erhob dennoch der ergraute Krieger das Haupt, und auf seinen linken Ellenbogen sich stützend, fragte er mit fester Stimme: was sie zu einem so verruchten nächtlichen Ueberfall ihres Kaisers und Herrn bewogen habe? Ein starker, einen Theil der Hirnschale spaltender Säbelhieb war die Antwort auf diese Frage. Einer der Mörder ergriff ihn nun bei den Beinen, und schleifte ihn zu den Füßen des Tzimisces, der indessen sich auf dem in dem Gemache stehenden Bette niedergelassen hatte. Mit racheflammendem Auge blickte Tzimisces auf den verrathenen, wehrlosen Monarchen, überhäufte ihn mit Schmähungen und Vorwürfen, zerraufte ihm den Bart, und als Nicephorus keinen Laut von sich hören ließ, als nur: „Gott stehe mir bei!" befahl der Grausame, ihm das Kinn, die Backen, die

Zähne, kurz das ganze Gesicht mit den Degengefäßen zu zerstoßen. Einer der Mörder erbarmte sich endlich des blutenden, grausam mißhandelten Schlachtopfers, und stieß ihm rückwärts eine Lanze durch die Brust. — Indessen hatten einige der Kämmerlinge, Verrath und Mord ahnend, schreckliches Geschrei erhoben. Der ganze Palast gerieth in Bewegung. Die Wachen, unschlüssig was zu thun sei, griffen zu den Waffen und ordneten sich im Burghofe. Selbst außerhalb des Palastes ward der Lärmen gehört, und vieles Volk lief zusammen. Eiligst hieben jetzt die Verschwornen dem Nicephorus den Kopf ab, und zeigten ihn unter Fackelschein durch ein Fenster den Soldaten und dem Volke; zu gleicher Zeit erscholl der Ruf: „Lange lebe Kaiser Tzimisces!" Erschrocken lief das Volk auseinander; und die Soldaten, die den Tzimisces, ihren ehemaligen Feldherrn, liebten, auch wohl einsahen, daß die Kaiserin dem tragischen Ereignisse nicht fremd geblieben seyn könne, blieben nun ebenfalls ruhig. In weniger als einer Stunde war also die blutige Thronrevolution vollbracht, und der kühne Armenier Kaiser des Orients. — Während der Palast der Schauplatz solcher schauderhaften Auftritte war, hatte auch der Dux Leo endlich seine Spielparthie geendigt, und rückte mit einer zahlreichen Schaar Krieger gegen den Palast. Als ihm aber in der Nähe desselben vieles Volk begegnete, und er von diesem hörte: Nicephorus sey ermordet und Tzimisces Kaiser, entsank ihm der Muth. Statt seinen Marsch zu beschleunigen, und durch eine rasche entscheidende That den an einem Kaiser verübten blutigen Frevel zu rächen, entließ er sein Truppencorps, und befahl seinen Soldaten, ruhig in ihre Quartiere zurückzugehen. Er selbst eilte in seine Wohnung, und floh von da mit seiner ganzen Familie in die Sophienkirche.

11. Am andern Tage ward Tzimisces allgemein als Kaiser anerkannt; und da Nicephorus von Niemand geliebt war, und Tzimisces jetzt sogleich erklärte, daß er nur der beiden jungen Kaiser Genosse in der Herrschaft und ihr Vormünder seyn wolle, so jubelte auch Alles über die vorgefallene Thronveränderung; und der leichtsinnige, charakterlose, vornehme wie niedere Pöbel dachte keinen Augenblick daran, daß das Diadem, welches der neue Herrscher um seine Schläfe wand, von dem Blute seines Vorgängers gefärbt sey. Als aber einige Tage nachher Tzimisces in feierlichem Zuge sich zu seiner Krönung nach der Sophienkirche begab, trat ihm am Eingang der unerschrockene Patriarch Polyeukt kühn entgegen, und verbot ihm, weiter zu schreiten. Derjenige, sagte der Patriarch, dessen Hände noch von dem Blute eines ermordeten Kaisers triefen, dürfte nicht eher, als bis er Buße gethan, diese geheiligte Stätte betreten. Tzimisces betheuerte, seine Hände nicht mit dem Blute des Nicephorus befleckt zu haben; auf Befehl der Kaiserin sey derselbe von Theodor, Leo und einigen Andern ermordet worden; übrigens sei er bereit, auf jede Weise der Kirche Genüge zu leisten. Als Bedingung seiner Krönung forderte nun der Patriarch von dem Kaiser, daß er die ungleich schuldigern Genossen seines Verbrechens aus dem Palaste entferne, die Mörder des Nicephorus bestrafe, und alle von seinem Vorfahrer zum Nachtheile der Kirche erlassenen Edicte wieder zurücknehme. Tzimisces versprach es, und hielt Wort. Theophano, statt den Glanz des Diadems mit einem neuen Gemahl zu theilen, ward aller äußern Zeichen ihrer Würde beraubt, und nach der Insel Proconesus gesandt. Gleiches Loos der Verbannung traf auch alle übrigen Verschwornen, die schnell nach einander sämmtlich eines höchst elenden Todes starben.

Man möchte beinahe glauben, alles sey ein zwischen dem Patriarchen und dem Kaiser abgeredetes Spiel gewesen. Einer Frau, die, schon belastet mit dem Verdacht, ihren ersten Gemahl, wie auch ihren Schwiegervater vergiftet zu haben, nun auch an der Ermordung ihres zweiten Gemahls so thätigen Antheil genommen, konnte Tzimisces weder Liebe noch Vertrauen schenken; und um sie von sich zu entfernen, ohne vor ihren Vorwürfen erröthen zu müssen, war dieß unstreitig das sicherste Mittel. Eben so wenig konnte er auch Leute, die ihre Hände mit dem Blute ihres Herrn besudelt, in seiner Nähe dulden. Man benutzt zwar bisweilen einen Verrath, verachtet und verabscheut aber stets nachher den Verräther. Was die von seinem Vorfahrer gegen die Kirche erlassenen Edicte betraf, so nahm er sie nicht nur zurück, sondern zerriß sie selbst mit eigener Hand, worauf er an dem heiligen Weihnachtsfeste von dem Patriarchen, unter dem feilen und sinnlosen Jubelruf des Volkes, mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt ward (969).

12. Alle Anverwandten und Freunde des Nicephorus wurden jetzt von ihren Aemtern entfernt, und diese mit den Angehörigen des neuen Kaisers, oder mit Leuten, auf deren Treue er sich verlassen zu können glaubte, besetzt. Der Europalat Leo, des Nicephorus Bruder, ward nach der Insel Lesbos verbannt, nach einer andern Insel wieder jeder seiner drei Söhne, Nicephorus, Barkas Phokas und Peter Phokas. In der Wahl der höhern Staatsbeamten, die Tzimisces jetzt anstellte, war er durchaus glücklich. Der einzige Mißgriff, den er dabei machte, war blos, daß er den Verschnittenen Basilius, einen natürlichen Sohn des Kaisers Romanus Lecapenus, zu seinem ersten Minister ernannte. Zwar verstand

Basilius das Regiment. Es fehlte ihm nicht an Einsicht, Gewandtheit und Erfahrung, aber dafür desto mehr an Charakter und Gemüthe. Schon Nicephorus hatte ihn an die Spitze der Verwaltung gestellt, ihn mit Würden, Reichthümern und Wohlthaten jeder Art überhäuft, und doch war er der Erste, welcher noch in derselben Nacht, in welcher Nicephorus ermordet ward, zu dessen Mörder eilte, demselben huldigte, und unbedingte Treue ihm gelobte. Solche Menschen, wie wir auch in unsern Zeiten schon kennen gelernt, wahre Götzendiener ihrer Selbstsucht, würden selbst dem Teufel, wenn es ihnen Nutzen brächte, einen sogenannten Eid der Treue schwören. — Um das Verbrechen der Art seiner Throngelangung zu sühnen, schenkte Tzimisces sein ganzes ungeheueres Privatvermögen den Armen. Den größten Theil davon ließ er unter den Constantinopel umwohnenden armen Landleuten vertheilen; mit dem Uebrigen erbaute und dotirte er sehr reichlich jenseits des Bosphorus ein Spital für Aussätzige. Dahin begab er sich selbst sehr oft, untersuchte Alles mit dem größten Interesse, forschte nach den Bedürfnissen der Kranken, und verband dieselben nicht selten mit eigenen Händen. Ueberhaupt hatte Tzimisces mit seinem Vorfahrer nichts Gemeinsames, als blos dessen kriegerische Talente, dessen Heldenmuth und unbegrenzte Ruhmliebe. In allem Uebrigen war er vollkommen das Gegenbild desselben. In hohem Grade besaß Tzimisces alle jene Eigenschaften, welche am leichtesten die Augen eines Volkes blenden, jedes Herz gewinnen, und dann durch ihren bisweilen selbst trügerischen Glanz alle übrigen Fehler weit überschimmern. Stets heiter, freundlich und herablassend, flogen ihm überall, wo immer er sich öffentlich zeigte, alle Gemüther entgegen. Niemand ging unerhört von ihm hinweg, und wenn er irgend Einem eine Gnade erzeigte, so

las man es in seinen Gesichtszügen, daß dieß ihm noch größere Freude machte, als selbst dem, der das Erbetene erhielt. Seine Neigung zum Geben kannte keine Grenzen, und seine oft in Verschwendung übergehende Freigebigkeit würde, hätten seine Minister ihm nicht bisweilen sehr ernste Vorstellungen darüber gemacht, am Ende dem Staate vielleicht noch verderblicher geworden seyn, als des Nicephorus karge Sparsamkeit demselben es je hätte werden können. Kurz, wäre Tzimisces nicht über der blutenden Leiche seines Vorfahrers auf den Thron gestiegen, so würde Niemand desselben würdiger gewesen seyn, als er; und seine Entäußerung aller menschlichen Gefühle in dem Augenblicke, als Nicephorus ermordet ward, ist ein warnendes und schreckendes Beispiel, wie leicht leidenschaftliche, glühende Rachgier selbst die edelsten Naturen zu schauderhaften Freveln und wahrhaft satanischen Handlungen hinreißen kann. — Die Theophano behandelte Tzimisces mit vieler Milde, und in der letzten Unterredung, die er mit ihr hatte, sah man es ihm an, wie sehr und wie tief es ihn schmerzte, das thun zu müssen, was doch Vernunft, Religion und selbst die Pflicht eigener Selbsterhaltung ihm so unabweisbar gebot. Gleich in den ersten Tagen war Theophano aus der ihr zum Aufenthalt angewiesenen Insel Procones entwichen und nach Constantinopel zurückgekehrt. Hier flüchtete sie sich in die Sophienkirche, und ließ den Kaiser dringend noch um eine Unterredung bitten. Tzimisces bewilligte sie ihr. Alles, was nur immer ein fühlendes Herz rühren kann, ward nun unter einem Strom von Thränen von Theophano versucht, um den Kaiser in seinem Entschluß, sich von ihr zu trennen, wankend zu machen. Als sie aber sah, daß Alles fruchtlos war, und Tzimisces sich stets des strengen Gebotes der Kirche als eines Schildes bediente,

womit er alle ihre Bitten und Forderungen zurückwies, ward aus der bisher so zärtlich Flehenden plötzlich eine wüthende Furie. Die schrecklichsten Schmähungen und Vorwürfe, womit sie ihren ehemaligen Geliebten überhäufte, nahm Tzimisces zwar mit aller Geduld und ganz ruhig hin; als sie aber in ihrer verzweiflungsvollen Wuth sogar über ihren Sohn, den neben dem Kaiser stehenden Prinzen Basil herfiel, ihm das Gesicht zerkratzte und zerschlug, und ihre eigene Schande kund gebend, ihn als einen Bastard bezeichnete, brauchte der nun ebenfalls zürnende Monarch mehr Ernst. Mit Gewalt ließ er sie aus dem Palaste entfernen, und noch an demselben Tage nach Mantineum in Kappadocien abführen. Dort ward sie in einem Kloster unter strenge Aufsicht gestellt, jedoch auf eine der Gemahlin und Mutter zweier Kaiser würdige Weise behandelt.

13. Bei allen gegen die Griechen feindlich gesinnten Völkern war der Tod des Nicephorus ein überall gleichbedeutendes Signal zum Kriege. Die Eroberung der Hauptstadt Syriens hatte in allen sarazenischen Ländern eine ungemeine Bestürzung verbreitet, und nur des Nicephorus gefürchteter Name sie indessen von jeder gemeinsamen Unternehmung gegen die Griechen zurückgehalten. Aber bei der ersten Nachricht: Nicephorus habe aufgehört zu herrschen, war sogleich alle Furcht vor den römischen Waffen wieder verschwunden. Alle Mohamedaner, welche Farbe sie auch tragen mochten, die Sultane oder Emirs von Aegypten, von Aleppo, Cölesyrien, Phönizien, Palästina rc. vereinigten sich, um durch die Wiedereroberung Antiochiens die der Fahne Mohameds angethane Schmach zu tilgen. Selbst der fatimitische Kaliph in Afrika trat diesem Bunde bei; und zahlreicher als je war jetzt das Sarazenenheer,

das sich gegen die römischen Grenzen in Bewegung setzte. — Nicht mindere Besorgniß erregten auch die an der Donau wohnenden Völker; besonders waren es die Russen, deren seit einiger Zeit mit jedem Jahre wachsende Macht die Aufmerksamkeit des Kaisers jetzt nicht wenig beschäftigte. Der russische Großfürst, ein ungemein kriegerischer Prinz, hatte beinahe alle Völker von der Wolga bis an die Donau bezwungen, unlängst auch das bulgarische Reich erobert, und seinen Sitz nach Pereslawez, Bulgariens Hauptstadt, verlegt. Aber diese Nähe eines kriegerischen Volkes, das früher schon aus weiter Ferne Constantinopel zweimal feindlich besucht hatte, war mit der Sicherheit der europäischen Provinzen des Reiches, besonders der Hauptstadt desselben, durchaus unvereinbar, daher auch ein Krieg mit den Russen, um ihnen Bulgarien wieder zu entreißen, durchaus unvermeidlich. — Hiezu gesellten sich nun auch noch innere Unruhen und Empörungen. Bardas Phokas, Leo's Sohn und Neffe des verstorbenen Kaisers, war aus dem Orte seiner Verbannung entwichen, hatte aus den zahllosen Anhängern seines Hauses ein kleines Heer gebildet, sich der Stadt Cäsarea in Kappadocien bemächtiget, auch dort unter dem frohen Zuruf der Soldaten sich das Diadem um die Stirne gewunden; und was diese, obgleich in ihrem Anfange höchst unbedeutende Schilderhebung jedoch in ihren Folgen höchst gefahrvoll machen konnte, war das in allen Provinzen wegen einer schon drei Jahre dauernden drückenden Theurung auf das höchste gestiegene Mißvergnügen des Volkes. Aber alle diese innern und äußern Feinde waren für Tzimisces gleichsam nur die Stufen, auf welchen er den höchsten Gipfel kriegerischen Ruhmes ersteigen sollte. Den ärgsten, im Innern des Reiches wühlenden Feind bekämpfte er zuerst. Auf seinen Wink öffneten sich

nicht nur alle öffentlichen Fruchtböden, sondern auch des Nicephorus reich gefüllte Schatzkammer. Tief sank nun plötzlich, selbst unter seine niedrigsten Preise, alles Getreide herab. Eine Menge Früchte ließ Tzimisces auch noch aus den entferntesten Ländern herbeiführen; und mit dem rückkehrenden Ueberfluß kehrten eben so schnell wieder Ruhe und Zufriedenheit in den Provinzen zurück. Gegen den Barkas Phokas schickte daher der Kaiser den tapfern Sklerus nur mit einem ganz unbedeutenden Armeecorps. Nun geschah, was Tzimisces vorausgesehen. Vor den kaiserlichen Fahnen senkten sich jene der Empörer. In einer Nacht ging das ganze Heer des Phokas zu Sklerus über, und jener sah sich gezwungen, zur Gnade des Kaisers seine Zuflucht zu nehmen. — Gegen die Sarazenen schickte Tzimisces den Verschnittenen Nicolaus, einen der erfahrensten und talentvollsten griechischen Feldherren. Dieser überfiel das verbündete Sarazenenheer vor Antiochien, schlug es in die Flucht, sprengte den ganzen Bund, und öffnete dem Kaiser die Bahn, auf welcher er, mit reißender Schnelligkeit von Sieg zu Sieg eilend, in wenigen Jahren nicht nur den zweideutigen Ruhm eines Eroberers, sondern den noch viel glorreichern Namen eines Retters, eines Wiederherstellers des alten oströmischen Reiches sich erwarb.

14. Jede gewaltsame Regierungsveränderung hat stets auch eine gewisse, nur bald mehr bald weniger starke Erschütterung im Innern des Staates zur Folge. Aus diesem Grunde durfte Tzimisces im ersten Jahre seiner Regierung den Sitz seines Reiches nicht verlassen. Als er aber durch eben so weise und wohlthätige als kräftige Maßregeln den Strom der in den ersten Tagen seiner Regierung so bewegten Zeit wieder in seine Ufer zurückgeleitet, und die in

so vielen Gemüthern herrschende Gährung sich wieder gedämpft hatte, setzte sich Tzimisces selbst an die Spitze seiner Heere; wandte aber seine, wie wir bald sehen werden, an der Donau wie am Euphrat und Tigris gleich siegreichen Waffen zuerst gegen die Russen. — Da jedoch von jetzt an die Geschichte Rußlands, wenigstens auf einige Zeit, sich immer enger in die des oströmischen Reiches verflicht; so glauben wir diese jetzt einen Augenblick abbrechen, und die Aufmerksamkeit unserer Leser blos mit der Fortsetzung der im fünfzehnten Bande schon angefangenen Geschichte Rußlands beschäftigen zu müssen.

II.

1. Russische Geschichte [1]. — Die Geschichte der Entstehung des aus einer seltsamen Mischung barbarischer Nationen entstandenen russischen Reiches haben wir unsern Lesern schon in dem so eben erwähnten fünfzehnten Bande unserer Fortsetzung gegeben [2]. Sie werden sich also erinnern, daß Rurik der eigentliche Gründer und erste Großfürst Rußlands war (862), daß während seiner Regierung die beiden aus slawisch-fürstlichem Blute entsprossenen Brüder Oskold und Dirr die Kiewer von der Oberherrschaft der Kozaren befreieten, sich zu unabhängigen Herren von Kiew machten, und bald darauf einen feindlichen Seezug nach Constantinopel unternahmen, der, obgleich höchst unglücklich für die Russen, dennoch, außer dem Verlust einer

1) Die zu der Geschichte Rußlands von uns benutzten Quellen und Hülfsschriften haben wir schon in dem fünfzehnten Bande dieser Fortsetzung (dem achtundzwanzigsten des ganzen Werkes) unsern Lesern angezeigt.

2) Band XV. Abschnitt 5.

Flotte und eines sehr zahlreichen Heeres, für Rußland selbst keine weitere verderbliche Folgen hatte, im Gegentheil dem Christenthum einen Eingang in dieses Reich öffnete, und die zwischen den Griechen und Russen schon seit einiger Zeit bestehende Handelsverbindung nur noch enger knüpfte.

2. Rurik starb in dem Jahre 879, und da sein Sohn Igor kaum noch das Knabenalter erreicht hatte, so übernahm Oleg, ein Anverwandter Ruriks, als Vormünder des minderjährigen Prinzen die Regierung des Landes. Oleg war ein kriegerischer Fürst, erweiterte, durch Bezwingung mehrerer kleiner barbarischer Völker, die Grenzen seines Reichs, vereinigte auch das Fürstenthum Kiew wieder mit Rußland, und verlegte den Sitz der Regierung von Nowogorod nach Kiew. Aber die Art, wie er sich dieses Fürstenthums bemächtigte, ist seinem Andenken nichts weniger als sehr rühmlich. Als nämlich Oleg mit einem kleinen Heere die Provinzen Rußlands durchzog, und endlich auch in der Gegend von Kiew angelangt war, ließ er den beiden kiewischen Fürsten Oskold und Dirr sagen: Er sey vom jungen Großfürsten Igor nach Constantinopel gesandt, führe große Schätze mit sich, und wünsche über eine sehr wichtige Angelegenheit sich mit ihnen zu besprechen. Da er aber, weil unwohl, sein Zelt nicht verlassen könne, möchten sie zu ihm als zu ihrem alten Landsmann kommen; freundliche Aufnahme und fürstliche Bewirthung würden sie bei ihm finden. Olegs Lager stand jenseits eines Flusses, und sein Zelt ganz nahe am Ufer desselben. Oskold und Dirr, nichts Arges ahnend, begaben sich sogleich, und zwar nur von wenigen Leuten begleitet, in Olegs Lager; fanden aber keineswegs die erwartete gastfreundliche Aufnahme. Gleich bei ihrem Eintritt in das Zelt trat

ihnen Oleg mit finsterer, Unglück weissagender Stirne entgegen, nahm den Prinzen Igor, der ihn auf diesem Zug begleitet hatte, bei der Hand, und indem er ihn den beiden Brüdern vorstellte, sagte er zu diesen: „Nicht Ihr, sondern nur dieser ist von „Ruriks Familie, mithin von wahrhaft fürstlichem „Blute; Er allein muß also auch über ganz Ruß- „land herrschen." Oskold, ganz erstaunt über diesen unerwarteten Empfang, wollte auf Olegs Rede etwas erwidern. Aber dieser gab nun das vorher schon mit seinen Leuten verabredete Zeichen, und sogleich sprangen mehrere in den am Ufer liegenden Nachen versteckte Russen hervor, und ermordeten die beiden Fürsten unter den Augen des Olegs. Dieser zog hierauf, ohne Widerstand zu finden, in Kiew ein, und machte es zum Mittelpunkt und Sitz des russischen Reiches. — Auf Oskolds und Dirrs Grabe ward nachher die erste christliche Kirche in Rußland von der Großfürstin Olga, nachdem sie Christin geworden war, erbauet. — Was von einem von Oleg, unter der Regierung des griechischen Kaisers Leo des Weisen, gegen Constantinopel unternommenen, sehr glorreichen Seezuge erzählt wird, ist eine bloße Fabelei russischer Annalisten; indem kein griechischer Geschichtschreiber eines russischen Krieges, weder unter der Regierung des Basilius, noch auch dessen Sohnes Leo, nur mit einer einzigen Silbe erwähnt. — Oleg war ein weiser und tapferer Fürst. Als Reichsverweser beherrschte er Rußland vier und dreißig Jahre, und starb im Jahre 913. Ein unglücklicher, jedoch seltener Zufall war die Ursache von Olegs Tod. Während seiner Abwesenheit nämlich war sein Lieblingspferd gefallen. Als er nach seiner Rückkehr dieß von seinem Stallmeister hörte, jammerte ihn des treuen Thiers; noch einmal wollte er es sehen, ritt nach dem Platz, wo es lag, stieg

ab, und befühlte mit der Hand den kalten Schädel desselben. Aber eine unter dem Pferdskopfe verborgene Schlange schoß hervor, stach ihn in den Arm, und an dem giftigen Schlangenbiß mußte der tapfere Fürst nun sterben. Ein Wahrsager, deren es stets unter allen heidnischen Völkern gab, soll ihm vorausgesagt haben, daß gerade sein Lieblingspferd die Ursache seines Todes seyn würde. Seit dieser Zeit hatte Oleg es auch nie mehr bestiegen, jedoch weil er das schöne Thier vorzüglich liebte, unter seinen übrigen Pferden beibehalten.

3. Nach Olegs Tod übernahm in dem neun und dreißigsten Jahre seines Alters Igor als Großfürst die Regierung des Reiches. Seine Gemahlin war die in der russischen Geschichte ihrer blendenden Schönheit wie ihrer Tugend und Weisheit wegen mit Recht so sehr gerühmte Olga [1]). Die Tapfer-

1) Russische Annalisten nennen Olga eine Tochter Olegs. Andere Geschichtschreiber derselben Nation behaupten im Gegentheil, Olga sey ein ganz gemeines Landmädchen gewesen, und erzählen von ihrer Erhebung zur Großfürstin folgende Geschichte. Prinz Igor, kaum 20 oder 22 Jahre alt, befand sich eines Tages in dem Plaskowischen Gebiete auf der Jagd, und sah zufälliger Weise ein Wild, das er wegen eines dazwischen liegenden Flusses nicht erreichen konnte. In seinen Gedanken hatte er die, obgleich ihm so sehr willkommene Beute schon aufgegeben, als er auf einmal einen leicht über das Wasser dahinfliegenden Nachen erblickte, der nun auf sein Rufen sich sogleich dem Ufer näherte. Die Führerin des Nachens war ein achtzehnjähriges Landmädchen von ungemeiner Schönheit. Igor trat in den Nachen; aber ganz bezaubert von der blendenden Schönheit, die ihm jetzt so nahe stand, erlaubte Igor während der Ueberfahrt sich Freiheiten, welche die Tugend und das Ehrgefühl der Jungfrau verletzten. Entrüstet über dieses Betragen, machte sie dem Prinzen sehr ernste Vorstel-

keit und der kriegerische Geist seiner Vorfahrer hatte sich auch auf Igor fortgeerbt. Bei seiner Thronbesteigung empörten sich, weil man den neuen Fürsten noch nicht kannte, alle von Oleg bezwungenen Völker. Aber eben so schnell brachte Igor sie sämmtlich wieder zum Gehorsam. Den stärksten Widerstand fand er bei den Drewiern. Aber auch diese bezwang er, und wegen ihrer Hartnäckigkeit verdoppelte er den von Oleg ihnen auferlegten Tribut. Stolz auf seine bisherigen Waffenerfolge, wollte Igor seine Regierung auch durch einen Raubkrieg gegen die Griechen verherrlichen. Die Ereignisse dieses Krieges, wie dessen für die Russen so unglücklicher Aus-

---

lungen, die, wie sie wähnte, ihn eher erbittern, als seine Neigung zu ihr noch mehr entflammen sollten. Aber die Schamröthe, die jetzt ihr ganzes Gesicht überflog, erhöhete nur noch mehr in Igor's Augen ihre natürlichen Reize. Immer zudringlicher ward demnach jetzt der junge Prinz. Aber nun erklärte ihm das holde Mädchen, daß, wenn er nicht von ihr ablasse, dieser Fluß sogleich ihr Grab und ihr Zufluchtsort seyn sollte. Diese Worte, ausgesprochen in dem Tone männlicher Entschlossenheit, thaten die erwünschte Wirkung. Igor blieb ruhig; aber das Bild der schönen Olga — denn so hieß das Mädchen — entschwand nie mehr aus seiner Seele; und als einige Zeit nachher Oleg ihn daran erinnerte, daß es Zeit sey, sich zu vermählen, auch unter allen Töchtern der edelsten Bojaren ihm die Wahl lassen wollte, gestand ihm Igor: Tugend und Schönheit hätten längst schon sein Herz gefesselt. Er erzählte ihm hierauf seine Begebenheit mit dem Mädchen von Bybulska (Olga's Wohnort) mit der Erklärung, daß er nur dieser, und keiner andern, seine Hand wie sein Herz zu schenken entschossen sey. Oleg war damit zufrieden. Olga ward nach Kiew gebracht, und dort nach wenigen Tagen aus einem niedrigen Landmädchen die künftige Erbin des russischen Thrones.

gang sind den Lesern schon aus der Regierungsgeschichte des Kaisers Romanus Lecapenus bekannt, wie auch der bald darauf geschlossene Friede, gleich vortheilhaft den Griechen wie den Russen, und dem sich immer inniger ineinander verschlingenden Handelsinteresse beider Nationen vollkommen entsprechend. — Igor regierte dreißig Jahre, und ward 944 im sieben- oder achtundsechzigsten Jahre seines Alters von den Drewiern erschlagen. Während seiner ganzen Regierung hatte er dieses Volk hart gedrückt, so oft es ihm einfiel, ihren Tribut vermehrt. Als er aber endlich nicht nur wieder eine Vermehrung des Tributs, sondern sogar in einem und demselben Jahre eine doppelte Bezahlung desselben ertrotzen wollte, und doch keine bedeutenden Kriegsschaaren bei sich hatte, geriethen die Drewier in Verzweiflung, überfielen den Igor in seinem Lager, und erschlugen ihn sammt allen seinen Kriegsleuten.

4. Nach Igor's Tod übernahm dessen hinterlassene Gemahlin, die Großfürstin Olga, die Regierung und Vormundschaft ihres noch minderjährigen Sohnes Swjätoslaw. — Mit welcher List, aber auch mit welcher Grausamkeit Olga den Tod ihres Gemahls an den Drewiern rächte, haben wir bereits an einem andern Ort erzählt [1]). Die beinahe völlige Vernichtung der Nation der Drewier hatte alle übrigen, von Oleg und Igor bezwungenen Völker geschreckt. Keines derselben wagte einen jener Versuche, welche unlängst erst bezwungene Nationen, um ihre Freiheit wieder zu erlangen, unter einer weiblichen Regierung so gerne zu machen pflegen. Uebrigens herrschte Olga mit Weisheit, Gerechtigkeit und Milde. In Begleitung ihres Sohnes durchreiste sie alle Pro-

1) Band XVII. Abschnitt 3. §. 21. in der Note.

vinzen des Reiches, ordnete mit vieler Billigkeit und Schonung die Steuern und Abgaben einer jeden Provinz, ließ zur Erleichterung und Belebung des innern Handels Brücken und Fähren bauen, wählte mit vieler Klugheit unter ihren Bojaren jene aus, welche sie zu Befehlshabern ganzer Provinzen oder deren Distrikte ernannte, und legte endlich auch den Grund zu der selbst heut zu Tage noch so blühenden Stadt Pleskow. — Nach zehnjähriger Reichsverwesung übergab Olga ihrem zwei- oder dreiundzwanzigjährigen Sohne Swjätoslaw die Regierung. Sie selbst ging nach Constantinopel, ließ sich dort taufen, und kam in Begleitung einiger griechischen Geistlichen wieder nach Kiew zurück [1]). Aber ungeachtet aller ihrer Bemühungen zur Verbreitung des Christenthums in Rußland folgten doch nur äußerst wenige Russen dem Beispiel ihrer Großfürstin. Trotz aller ihrer Thränen und Bitten vermochte Olga nicht einmal ihren eigenen Sohn zu bewegen, seinem heidnischen Wahn zu entsagen; die Gründe, die er allen

1) Olga erhielt in der heiligen Taufe den Namen Helena. Mit ihr zugleich ward auch ihr ganzes Gefolge getauft; sechzehn Frauen von höherm, achtzehn von niederm Stande, zweiundzwanzig Staatsbeamten und noch vierundvierzig andere Russen von niederer Bedienung. Olga's Aufnahme an dem Hofe von Constantinopel war für sie im höchsten Grade schmeichelhaft. Der Kaiser selbst ward ihr Taufpathe, und eine sehr wortreiche Beschreibung der bei dieser Gelegenheit der Großfürstin gemachten Geschenke und der ihr zu Ehren gegebenen glänzenden Gastmale und Hoffeste findet man in dem Ceremoniale Aulae Byzant. T. II. — Wie aber die sich Alles anmaßende Eitelkeit der Griechen sich in nichts verläugnen konnte, so gaben sie auch, lächerlich genug, der Großfürstin den des alten Athens höchster Obrigkeit entnommenen Titel; sie nannten sie nämlich, blos mit Beifügung einer weiblichen Endung: *Archontissa.*

Belehrungen entgegensetzte, waren stets die allzugroße Anhänglichkeit der Nation an die Gottheiten ihrer Väter, und endlich auch seine Furcht vor Empörung und Abfall, wenn er selbst das Christenthum annehmen würde. Indessen erlaubte er allen seinen Unterthanen, Christen zu werden; da aber diese ganz besonders dem Hohn und der Verachtung der Götzendiener ausgesetzt waren, so war auch die Anzahl derjenigen, die von dieser Erlaubniß Gebrauch machten, nur äußerst gering.

5. An kriegerischen Eigenschaften und zum Theil auch an kriegerischer Wildheit übertraf Swjätoslaw alle seine Vorfahren. Sein ganzes Streben ging in den ersten Jahren seiner Regierung blos dahin, sein zahlreiches Heer durch Abhärtung und Angewöhnung an die größten Entbehrungen und Ertragung aller Mühseligkeiten des Krieges unüberwindlich zu machen. Swjätoslaw selbst ging dabei mit eigenem Beispiel voran. Er führte nie ein Zelt für sich mit, ließ auch nie eine, auch noch so schlechte Hütte für sich bauen. Auf rauher Erde schlief er unter freiem Himmel; der Sattel seines Pferdes war sein Kopfkissen. Ungeschützt gegen Kälte, wie gegen die Hitze oder Wind und Regen, kam der Ungestüm der Elemente bei ihm gar nicht in Anschlag. Seine Nahrung bestand in rohen wilden Kräutern, vorzüglich in Pferdefleisch. Aber dazu brauchte er keinen Kessel. Das Fleisch ward zerstückt und auf Kohlen gebraten. Auch nicht das mindeste Gepäck führte er mit sich. Natürlich folgte nun bald das ganze Heer dem Beispiel seines Großfürsten, und nichts vermochte nun mehr die reißend schnelle Bewegung desselben zu hemmen. — Nachdem er auf diese Weise sein Heer gebildet und in öftern kleinen Anfällen benachbarter Völker geübt hatte, trat er endlich als Eroberer

hervor, zog mit seinem Heere an den Oka und die Wolga, bezwang die Kozaren, Wjätitschen, Jäsen, Kasoger, Petschenegen oder Patzinagen, kurz, alle Völker von der Wolga bis an die Donau.

6. Die bisher von Swjätoslaw bezwungenen Völker führten größtentheils ein nomadisches Leben. Schätze waren bei denselben nicht zu suchen; und der Tribut, den sie zahlten, bestand blos in den der huldlosen Natur ihres rauhen Bodens eigenen Produkten: in Pelzwerk, Thierhäuten, wildem Honig, Wachs, Meth rc. Aber nun bot sich Swjätoslaw eine, einem so kriegerischen Fürsten ungemein willkommene Veranlassung dar, eine weit glänzendere, und für Rußland ungleich vortheilhaftere Eroberung zu machen; und noch mehr hiezu ermuntert und auch mit Geld dabei reichlich unterstützt ward er von dem griechischen Kaiser Nicephorus II. Als dieser nämlich gleich im zweiten Jahre seiner Regierung, ganz beschäftigt mit seinen weitaussehenden Eroberungsplanen gegen die Sarazenen, auf einmal die unangenehme Kunde erhielt, daß die Ungarn zu einem Einfall in die europäischen Provinzen des Reiches ungeheure Zurüstungen machten, ließ er den Bulgarenkönig Peter ersuchen, diesen Reichsfeinden nicht den Durchzug durch sein Land zu erlauben. Aber Peter hatte vor nicht langer Zeit in ähnlichem Falle bei dem Hofe von Constantinopel Hülfe gesucht, und sie nicht gefunden. Er zürnte daher den Griechen, und ließ jetzt dem Kaiser trotzig zurücksagen: weil in Zeit der Gefahr von den Griechen verlassen, sey er gezwungen gewesen, mit den Ungarn ein Friedens- und Freundschaftsbündniß zu schließen; dieses könne und dürfe er jetzt nicht brechen, mithin den Ungarn auch nicht den Durchzug durch sein Land verbieten. Nicephorus schöpfte Verdacht; und nicht ohne Grund

befürchtend, daß die Bulgaren vielleicht selbst mit den Ungarn gemeinschaftliche Sache machen könnten, nahm er zu der an dem byzantinischen Hofe längst schon eingeführten Politik, nämlich die nordischen Barbaren stets durch andere Barbaren des Nordens zu bekämpfen, jetzt ebenfalls seine Zuflucht. Den Patricier Calocyrus schickte er also nach Rußland an den Großfürsten Swjätoslaw und trug diesem ein Freundschaftsbündniß an, jedoch unter der Bedingung, daß er seine bisher stets siegreichen Waffen sogleich gegen die Bulgaren wenden müßte, wogegen der Kaiser, als Entschädigung für die Kriegskosten, fünfzehnhundert Centenare Goldes ihm zu zahlen versprach [1]).

7. Einem Fürsten, der nicht nur selbst kriegerisch, sondern dessen Volk auch nichts so sehr liebte, als Krieg und Beute, war dieser Antrag ungemein willkommen. Calocyrus bezahlte daher die versprochene Summe, und sogleich setzte sich Swjätoslaw mit seinem Heere in Bewegung. In zahllosen Kähnen schifften sechzigtausend Russen den Dniepr hinab, segelten in das schwarze Meer, liefen in die Mündung der Donau ein, steuerten den Strom hinauf, und landeten auf der Küste von Mösien. Schnell eroberten die Russen mehrere Städte an der Donau, hatten auch in einigen kleinen Gefechten die Oberhand. Indessen hatte auch der Bulgarenfürst alle seine Streitkräfte zusammengezogen, und nun kam es bald vor den Thoren der Stadt Pereslawez, der Hauptstadt Bulgariens, zu einer entscheidenden Schlacht. Der Zahl nach war Peters Heer stärker, als jenes der Russen, auch schien der Bulgaren ehemaliger kriegerischer Geist sich jetzt auf das neue wieder zu beleben; sie fochten mit mehr als gewöhn-

1) Ungefähr hundert und fünfzig tausend Ducaten.

licher Tapferkeit. Lange schwankte daher der Sieg, bis endlich die Streitärte und breiten Schwerter der Russen über die Geschicklichkeit der bulgarischen Bogenschützen die Oberhand behielten. Peters Heer ward gänzlich geschlagen; er selbst fiel mit Wunden bedeckt in dem Treffen; und da die durch den Verlust einer Schlacht und ihres Königs völlig entmuthigten Bulgaren in Pereslawez nur schwachen Widerstand leisteten, so ward auch diese Stadt noch an demselben Tage von den Russen erobert. Alle bulgarischen Städte, wovon die festesten an der Donau lagen, fielen nun den Russen in die Hände, und bis an das Gebirg Hämus ward das ganze Land verheert und unterjocht. Aber noch war die Eroberung Bulgariens nicht völlig vollendet, als ein Eilbote aus Kiew mit einem Schreiben der Großfürstin Olga ankam, worin sie ihren Sohn bat, so schnell als möglich zur Rettung seiner Hauptstadt herbeizueilen. Ein zahlreicher Schwarm Petschenegen sei in Rußland eingefallen, habe große Verwüstungen angerichtet, und jetzt Kiew von allen Seiten umschlossen. Aus Mangel an Lebensmitteln müßte die Stadt, wenn nicht schleunige Hülfe käme, sich an den Feind ergeben. Swjätoslaw trat nun den Rückmarsch an. Aber wegen der ungeheuern Entfernung würde er bei aller Eile und selbst den angestrengtesten Märschen dennoch seine Hauptstadt, seine Mutter und seine Kinder nicht haben retten können, hätten nicht die Petschenegen, durch die Kriegslist eines russischen Anführers getäuscht, von selbst die Belagerung aufgehoben, und eiligst sich wieder in ihre Länder zurückgezogen [1]).

1) Ein, dem Heere der Petschenegen gleich starkes Heer in aller Eile zusammenzuziehen, war unmöglich. Indessen hatte doch ein russischer Anführer, Namens

8. Aber jetzt, als Swjätoslaw wieder in Kiew angekommen war, ward der griechische Gesandte Calocyrus zum Verräther an seinem eigenen Herrn. Der Patricier erhob seine Gedanken bis zum kaiserlichen Purpur, und die Ausführung seines kühnen Entwurfs würde vielleicht nicht schwer gewesen seyn, hätte nicht ein eben so kriegerischer Fürst als Nicephorus unlängst den Thron von Constantinopel bestiegen. Calocyrus begann damit, daß er jetzt zuerst dem Swjätoslaw vorstellte, wie ungemein vortheilhaft es für ihn seyn müßte, wenn Pereslawez der Sitz und Mittelpunkt seiner Regierung würde; wie er alsdann alle Produkte Rußlands, Ungarns und Griechenlands aus der ersten Hand erhalten, mithin durch einen so gewinnreichen Handel in kurzer Zeit ungeheure Schätze sammeln könnte; hierauf machte er demselben

Pritisch, einige Tausend Mann zusammengebracht, und war damit gegen Kiew gezogen. Aber über einen breiten Strom, im Angesicht eines zahlreichen feindlichen Heeres zu setzen, und dieses dann anzugreifen, wäre eine gar nicht gedenkbare, mehr als wahnsinnige Tollkühnheit gewesen. Aber gerade deswegen unternahm Pritisch jetzt dieses Wagestück. An einem hellen Morgen ging er mit seiner Handvoll Leute über den Fluß, und zwar unter dem Getöse einer Menge Trompeten, Hörner und anderer kriegerischer Instrumente. Diesen Morgengruß beantworteten die in der Stadt sogleich mit einem allgemeinen, von den Mauern herab schallenden Freudengeschrei. Als die Petschenegen dieß sahen und hörten, konnten sie nicht anders denken, als Swjätoslaw sey mit seinem ganzen Heere im Anzug, und das Corps, das jetzt über den Fluß setzte, bilde blos den Vortrab desselben. In aller Eile brachen sie also ihre Hütten und Zelte ab, traten schleunigst ihren Rückmarsch an, und um von den Russen nicht mehr eingeholt zu werden, setzten sie denselben in den ersten Tagen ununterbrochen sogar des Nachts fort. — So ward Kiew von den Feinden befreit.

endlich den Vorschlag, mit ihm vor die Thore von Constantinopel zu rücken, und nach der nicht sehr schweren Eroberung der Hauptstadt ihn in den Besitz des griechischen Reiches zu setzen. Ganz Bulgarien wolle er alsdann durch eine förmliche Urkunde auf immer ihm und seinen Nachfolgern abtreten, ein ewiges Freundschaftsbündniß mit ihm schließen, und zu einem jährlichen Tribut, wie hoch er denselben auch ansetzen möchte, sich verpflichten. Ein Antrag, der dem nichts als Krieg athmenden Barbaren solche Machtvergrößerung und so ungeheuern Gewinn in ganz naher Perspektive zeigte, war für Swjätoslaw, den ohnehin das Kriegsglück bisher noch nie verlassen hatte, zu verführerisch, als daß er denselben nicht hätte annehmen sollen. Er erklärte also den Kiewern, daß er gesonnen sei, den Sitz seiner Regierung nach Pereslawez zu verlegen, theilte hierauf Rußland unter seinen drei Söhnen, behielt sich jedoch die Oberherrschaft über sämmtliche Fürstenthümer vor, und trat dann mit seinem Heere den Marsch nach Bulgarien an. Auf seinem Zuge stießen von den benachbarten, eben so beutegierigen barbarischen Völkern: von den Petschenegen, Kozaren, Ungarn ꝛc. ganze Schaaren zu ihm, reiheten sich unter seine Fahnen, und verstärkten um mehr als das Doppelte seine Streitkräfte. Wenn jedoch die Griechen Swjätoslaw's Heer auf dreimalhundert und dreißigtausend Mann angeben, so ist diese Angabe wenigstens um die Hälfte übertrieben.

9. Die Bulgaren, obgleich sich sträubend gegen die russische Herrschaft, aber zu schwach, einem so zahlreichen Heere zu widerstehen, ergaben sich geduldig in ihr Schicksal. Auch des in der letzten Schlacht erschlagenen Königs Söhne, Romanus und Boris, fielen jetzt in die Hände des Eroberers, und schon

glaubte dieser sich im ruhigen Besitze von ganz Bulgarien; als eine griechische Gesandtschaft bei ihm mit der Aufforderung ankam, Bulgarien ungesäumt zu verlassen; der zwischen dem russischen Großfürsten und dem Kaiser Nicephorus geschlossene Vertrag sey von beiden Seiten erfüllt worden; der Kaiser habe demselben fünfzehnhundert Centenare Goldes auszahlen lassen, er dafür die Bulgaren mit Krieg überzogen, und deren Einfall in das griechische Reich verhindert. Was ein jeder der contrahirenden Theile zu leisten gehabt, sey geleistet worden. Der fernere Aufenthalt der Russen in Bulgarien habe demnach keinen Zweck mehr, und Kaiser Tzimisces, des Nicephorus Nachfolger, fordere daher, daß Swjätoslaw das Land unverzüglich räume, und wieder nach Rußland zurückkehre. Swjätoslaw, ohnehin schon zu einem Krieg gegen die Griechen entschlossen, fertigte die Gesandten ganz trotzig ab. Er selbst, sagte er ihnen, werde seine Antwort dem Kaiser nach Constantinopel bringen; und die Griechen möchten sich nur bereit halten, in Kurzem aus seinen Händen einen neuen Herrn und Kaiser zu empfangen.

10. Da die zum Kriegführen geeignete Zeit schon sehr weit vorgerückt war, so sandte Tzimisces einstweilen den Bardas Sklerus nur mit den wenigen Truppen, die in Europa standen, und höchstens zwölf bis dreizehn Tausend Mann ausmachten, voraus, um die Gebirgspässe des Hämus zu besetzen, und die Russen den Winter über zu beobachten. Er selbst wollte, sobald er einen Theil des Heeres, das unlängst bei Antiochien so glücklich gegen die Sarazenen gefochten hatte, nach Europa gezogen haben würde, sich an die Spitze desselben stellen, und mit Anfang künftigen Frühjahrs den Feldzug gegen die Russen eröffnen. Aber Swjätoslaw kam dem Kaiser diesmal

zuvor. Gleich nach der Abreise der griechischen Gesandten setzte er sich mit einem Theile seines Heeres in Bewegung, drang durch die noch unbesetzten Engpässe des Hämus, verwüstete einen Theil Thraciens, und rückte endlich sogar schon gegen Adrianopel an, so daß Sklerus kaum noch Zeit hatte, sich mit seinem Corps in diese Stadt zu werfen. Bald darauf erschienen wirklich die Russen unter den Mauern von Adrianopel. Das russische Heer war in drei Abtheilungen getheilt; das eine bestand aus lauter Russen, das andere aus Petschenegen, und das dritte aus Bulgaren und Ungarn. Bei dem allzugroßen Mißverhältniß der beiderseitigen Streitkräfte hielt sich Sklerus, trotz der wiederholten Herausforderungen der Russen, auf der strengsten Defensive, sah geduldig zu, wie die umliegende Gegend von den Barbaren verheert ward, und ließ, welche schmähliche Reden auch die Feinde gegen ihn und seine Griechen sich erlauben mochten, sich durch nichts in seinem Plane irre machen. Aber bald geschah nun, was Sklerus erwartete. Die Russen fingen an die Griechen zu verachten. Weder in noch außer ihrem Lager ward mehr die geringste kriegerische Vorsichtsmaßregel beobachtet. Der Bequemlichkeit halber lagerten sogar ihre drei Heerabtheilungen in solcher Entfernung von einander, daß nicht leicht eine die andere im Nothfall unterstützen konnte; endlich verließen auch noch oft ganze Schaaren ihr Lager, und irrten, um zu plündern, zerstreut in der Gegend umher. In einer finstern Nacht zog jetzt Sklerus mit seinem kleinen Heere ganz unbemerkt aus der Stadt, legte den größten Theil desselben in einen Hinterhalt, und griff hierauf mit einem Geschwader Reiterei das ihm zunächst stehende Corps der Petschenegen an; zog sich aber, als das Gefecht kaum begonnen, schon wieder eiligst zurück. In der größten Unordnung

verfolgten die Barbaren den, wie sie wähnten, fliehenden Feind, bis dieser durch seine verstellte Flucht sie in den ihnen gelegten Hinterhalt gelockt hatte. Jetzt wandte Sklerus sich plötzlich mit seiner Reiterei wieder gegen die Petschenegen, deren ganzes, aus zehntausend Mann bestehendes Corps, weil zugleich von der Fronte, in den beiden Flanken und im Rücken angegriffen, bis auf den letzten Mann vernichtet ward. Diesen Sieg benutzend, griff Sklerus nun auch die aus Russen bestehende Heerabtheilung an. Hier ward das Gefecht weit hitziger. Die Russen leisteten tapfern Widerstand, und die Bulgaren und Ungarn gewannen Zeit, zu ihrer Hülfe herbeizueilen. Die Schlacht dauerte beinahe den ganzen Tag. Gegen Abend fühlten die Russen sich erschöpft. Die Griechen, durch das Beispiel ihres Anführers, des Helden Sklerus, mit neuem Muthe beseelt, durchbrachen an mehreren Orten die feindlichen Linien, und nun begab sich das ganze russische Heer auf die Flucht. Die Nacht hinderte die Griechen am Verfolgen. Die Russen wollten jedoch keinen zweiten Angriff abwarten, brachen noch in der Nacht ihr Lager ab, und traten den Rückmarsch an. Sklerus folgte ihnen auf dem Fuße, drängte sie immer weiter zurück, und zwang sie endlich, sich wieder hinter das Gebirg des Hämus zurückzuziehen, dessen Engpässe nach Thracien nun sogleich von den Leuten des Sklerus besetzt wurden [1]).

---

1) Die Griechen schreiben diesen Sieg vorzüglich der persönlichen Tapferkeit des Sklerus und dessen Bruders Constantin zu. Beide hatte die Natur mit einer ganz ungewöhnlichen, wahrhaft erstaunungswürdigen Körperkraft ausgerüstet. Ein ebenfalls wegen seiner Stärke bei seiner Nation in großem Ansehen stehender Russe sprengte gegen das Ende des Treffens auf den Sklerus los, der ihm aber sogleich mit einem

11. Aus Thracien waren zwar jetzt die Russen verjagt, aber nicht aus Bulgarien; und sie auch aus diesem Lande zu vertreiben, war nun die Aufgabe des Kaisers für das folgende Jahr. Die Wintermonate wurden auf beiden Seiten zu Kriegsrüstungen verwendet. Aber bevor noch, nach hergebrachter Gewohnheit, die Jahreszeit die Eröffnung des Feldzuges zu erlauben schien, setzte sich schon Tzimisces mit seinem Heere in Bewegung. Es bestand aus dem Kerne der morgenländischen und abendländischen Legionen. Selbst unter dem kriegerischen Kaiser Nicephorus hatte man kaum noch ein eben so schönes und trefflich geübtes Heer gesehen. Schon seine ganze äußere Haltung, und die bei demselben eingeführte ächt-römische Disciplin leisteten gleichsam Bürgschaft für die Gewißheit künf-

---

einzigen Hieb den Kopf bis auf die Schultern spaltete. In demselben Augenblicke war noch ein anderer Russe, seinem Kameraden zu Hülfe eilend, herbeigekommen. Diesem warf sich nun Sklerus Bruder Constantin entgegen. Durch eine behende Bewegung wich zwar der Russe dem Hiebe des Constantins aus, aber nun fiel dessen Säbel mit solcher Macht auf das Pferd, daß der Kopf desselben dadurch abgehauen ward, und der Russe sammt seinem Thier zu Boden stürzte. Schnell sprang jetzt Constantin vom Pferde, tödtete seinen Feind, und schwang sich dann wieder auf sein Roß. — Cedrenus, der dieses (hist. comp. p. 668.) erzählt, setzt noch hinzu: Hoc facinus Romanis animos auxit, Scythas autem metu implevit; itaque obliti mox virtutis terga dederunt. — Bei einem noch ganz rohen Volke, dessen beschränkter Ansicht nach aller Erfolg im Kriege bloß auf physischer Kraft beruht, mögen freilich zwei so schnell auf einander folgende Proben ungeheurer körperlicher Stärke einen schrecklichen Eindruck gemacht, daher auch zu dem von den Griechen errungenen Sieg nicht wenig beigetragen haben.

tiger Siege. Voran zog die sogenannte Schaar der Unsterblichen, sechs Tausend Mann stark; dann kamen zwölf Tausend Mann Fußvolkes, und auf diese dreizehn Tausend Mann größtentheils leicht berittener und leicht bewaffneter Reiterei. In einiger Entfernung folgten noch einige Tausend leicht bewaffneter Truppen, theils Fußvolk, theils Reiterei, als Bedeckung des Gepäckes und der zur Belagerung nöthigen Kriegsmaschinen und anderer Kriegsbedürfnisse. Auf der Reichs- oder Hauptfahne wehte das Bild des Gekreuzigten; und am Vorabend des Aufbruchs der Armee wurden in allen Kirchen Constantinopels Gebete angestellt, um Gottes Segen auf die Waffen des Kaisers herabzuflehen.

12. In dem Lager bei Rethesta kamen zwei Russen zu dem Kaiser. Sie waren, wie sie sagten, Abgeordnete des Swjätoslaw, in der That aber blos Spione, die die Stärke des kaiserlichen Heeres erkunden sollten. Tzimisces ward nicht getäuscht. Er erkannte sie für das, was sie waren, befahl demnach sie in dem ganzen Lager herumzuführen, sie auf die Stärke der Legionen, auf die verschiedenen Waffengattungen, auf die im Lager herrschende Ordnung, kurz auf Alles aufmerksam zu machen. Als dieses geschehen war, sandte er sie wieder zurück, mit dem Auftrage, ihrem Herrn zu berichten, daß Tzimisces selbst ihm nächstens ein noch ungleich sehenswürdigeres Schauspiel mit seinem Heere aufführen werde. — Um die Stärke des feindlichen Heeres zu recognosciren, nahm der Kaiser fünf Tausend Mann Fußvolkes und drei Tausend leicht bewaffneter Reiter, und zog mit diesen voraus; dem Basilius befahl er mit dem übrigen Heere ihm zu folgen, jedoch, um die Soldaten nicht zu ermüden, in nicht sehr angestrengten Märschen. Erst vor

Pereslawez stieß Tzimisces auf ein Corps von acht Tausend Russen. Dieses war gerade mit allerlei Kriegsübungen beschäftigt, als der Kaiser in entwickelter Schlachtlinie über eine sanfte Anhöhe herabzog. Ohne den Feind zur Besinnung kommen zu lassen, griff ihn Tzimisces sogleich an, und schlug ihn nach kurzem Widerstand in die Flucht. Während des Gefechtes waren mehrere Tausende der Einwohner von Pereslawez mit Waffen, wie der Zufall sie ihnen in die Hände gegeben, den Russen zu Hülfe geeilet. Diese ungeordneten Haufen beschleunigten jedoch durch die Verwirrung, die sie verursachten, nur noch die Niederlage der Russen; und da einige Geschwader Reiterei ihnen den Rückzug nach der Stadt abschnitten, so ward das ganze feindliche Corps theils erschlagen, theils gefangen genommen. Die dem Schwerte der Griechen entgingen, zerstreuten sich in der umliegenden Gegend. Was den Jubel der Soldaten über diesen Sieg erhöhete, war die Ankunft des Basilius mit dem übrigen Heere, das noch an demselben Tage ungefähr eine Stunde nach der Schlacht in dem Lager einrückte. — Am folgenden Tage ließ der Kaiser die Stadt auffordern, und als der russische Befehlshaber die kaiserliche Botschaft mit Trotz beantwortete, ward sogleich zum Sturm geblasen. Die Alles beseelende, alle Gemüther entflammende Gegenwart des Monarchen that auch hier, wie gewöhnlich, wieder Wunder. In wenigen Augenblicken waren längs der Mauern die Sturmleitern angelegt, und diese mit hinaufstürmenden Soldaten besetzt. Ein durch ganz ungewöhnliche Körperstärke ausgezeichneter Soldat kam zuerst nahe an einem der Thore der Stadt auf die Mauer, stürzte die darauf stehenden Russen herab, sprang dann selbst herunter, und öffnete seinen Kameraden das Thor. Unwiderstehlich drang nun von den Mauern herab,

wie durch das geöffnete Thor, das kaiserliche Heer in die Stadt, und so war nun die Eroberung von Pereslawez die Frucht blos einer dreistündigen, jedoch äußerst blutigen Tagarbeit.

13. Swjätoslaw stand mit seinem Heere einige Tagmärsche von Pereslawez entfernt. Auf die starken Festungswerke der Stadt und die Tapferkeit der darin liegenden Besatzung vertrauend, hatte er vorsätzlich gezögert, zu dem Entsatz seiner Hauptstadt herbeizueilen. Erst dann wollte er das kaiserliche Heer angreifen, wenn dasselbe, wie er zuversichtlich glaubte, durch eine mehrere Wochen dauernde, fruchtlose Belagerung einigermaßen sich geschwächt hätte. Desto größer war jetzt seine Bestürzung, als der Verräther Calocyrus bei ihm im Lager ankam, und ihm die Niederlage der Russen und den Fall von Pereslawez meldete. Beides schien ihm beinahe unglaublich, und in seiner thörigten Ueberzeugung, daß blos eine Verrätherei von Seite der Bulgaren diese Unfälle herbeigeführt haben könne, ließ er dreihundert derselben die Köpfe abschlagen, und mehrere Tausend Bulgaren, die unter seinen Fahnen dienten, weil er ihnen nun nicht mehr traute, in Banden legen. Unverzüglich setzte sich nun auch Swjätoslaw mit seinem Heere in Bewegung. Die Griechen ersparten ihm jedoch die Hälfte des Weges. Tzimisces eilte jetzt von Sieg zu Sieg. Drei äußerst mörderische Schlachten mußten das Schicksal Bulgariens entscheiden; die erste vier Stunden diesseits der nahe an der Mündung der Donau gelegenen Stadt Dristra, die beiden andern unter den Mauern dieser Festung. In allen dreien blieb Tzimisces Sieger. Die letzte Schlacht war die blutigste. Lange schwankte der Sieg hin und her. Der linke Flügel der Russen, größtentheils aus Petschenegen bestehend, ward endlich

geworfen; aber in demselben Augenblicke eilte Swjätoslaw mit einer neuen, aus den Reservetruppen genommenen zahlreichen Schaar herbei. Als Tzimisces, der an diesem Tage alle Talente eines Feldherrn und alle Tugenden eines Helden entfaltete, dieses bemerkte, setzte er sich ebenfalls an die Spitze eines Reitergeschwaders, und stürzte sich mitten unter das größte Getümmel der Schlacht. Lange ward jetzt hier mit grenzenloser Erbitterung gefochten. Endlich siegte doch die vor dem kaiserlichen Heere wehende Fahne des Kreuzes. Der linke Flügel der Russen ward noch einmal nicht blos geschlagen, sondern völlig auseinander gesprengt, und nun eilte das ganze russische Heer in wilder und verwirrter Flucht den Thoren von Dristra zu. Aber laut dankten der Kaiser und seine ganze Umgebung schon auf dem Schlachtfelde dem Herrn der Heerschaaren für den errungenen Sieg, den auch wirklich Tzimisces und das ganze Heer einer unmittelbaren, wunderbaren Hülfe von Oben zuschrieben. — Dristra ward nun sogleich von allen Seiten berennt, alle Zufuhren der Stadt abgeschnitten, und da der kaiserliche Admiral Leo mit seiner Flotte nun ebenfalls an der Mündung der Donau ankam, so ward dadurch den Russen auch die Möglichkeit, zu Wasser, über das schwarze Meer nämlich, nach Rußland zurückkehren zu können, gänzlich benommen. Die in Dristra und unter den Russen bald auf das Höchste gestiegene Hungersnoth beugte endlich den Trotz des Swjätoslaw. Er sandte Abgeordnete in das Lager des Kaisers, versprach allen seinen Ansprüchen auf Bulgarien zu entsagen, das Land augenblicklich zu verlassen und es nie wieder zu betreten; nur begehre er freien Abzug, und daß man sein von Allem entblößtes, völlig ausgehungertes Heer auf einige Tage mit Lebensmitteln versehen, auch die zwischen den Griechen und Russen geschlosse-

nen Handelsverträge ferner noch aufrecht erhalten möchte. Gerne ging der Kaiser diese Bedingungen ein. Für jeden russischen Soldaten ward ein gewisses Maaß von Getraide abgeliefert; und aus der Quantität des abgelieferten Getraides ergab sich nun der ungeheuere Verlust der Russen. Von einem wenigstens aus hundert und dreißig Tausend Mann bestandenen Heere waren nur noch zwanzig Tausend Mann übrig, völlig ausgehungert, zerlumpt und zum Theil noch nicht einmal völlig von erhaltenen Wunden geheilt. Zwei Monate lang war Dristra belagert worden; aber während dieser Zeit ward die durch ihre Lage beinahe unbezwingbare Donaufestung oft noch Zeuge einer Menge wahrhaft an das Romanhafte grenzender Thaten von Tapferkeit, Kühnheit und heldenmäßiger Selbstaufopferung.

14. Sobald Tzimisces die innere Verwaltung des Königreiches, das jetzt, wenigstens so lange er lebte, eine römische Provinz blieb, geordnet hatte, kehrte er nach Constantinopel zurück. Der Sieg beinahe über alle damals bekannten nordischen Barbaren hatte ihn mit unsterblichen Lorbeeren bedeckt. Grenzenlos war der Jubel in der großen Hauptstadt, als man hörte, daß der mit Sieg und Ruhm gekrönte Held sich ihr nähere. Der Patriarch an der Spitze seiner zahlreichen Clerisei, der Senat, alle Würdenträger, der ganze Adel und alles Volk strömten frohlockend und in festlicher Kleidung ihm entgegen. Der Senat hatte ihm einen prachtvollen, mit sechs Pferden bespannten Triumphwagen entgegen gesandt. Der Kaiser weigerte sich, denselben zu besteigen, ließ aber das Bild der Hochgebenedeiten auf denselben setzen; ihr allein schrieb er den glänzenden Erfolg seiner Waffen zu; und dankbar ihr huldigend, ritt er selbst unmittelbar hinter dem

Wagen, mit einer Siegeskrone in der rechten Hand. Der Triumphzug ging durch die vornehmsten, reich geschmückten, mit kostbaren Teppichen belegten Straßen von Constantinopel, von dem goldenen Thore bis zu der großen, der Mutter Gottes geweihten Kirche der Blacterner. Hier stieg der Kaiser ab, und erst nachdem er an den Stufen des Altars Gott für den auf seine Waffen herabgesendeten Sieg gedankt hatte, begab er sich unter dem fortwährenden Jubelruf eines freudetrunkenen Volkes nach seinem Palaste. — Kaiser Tzimisces war jetzt der allgemein gefeierte Gegenstand der höchsten Verehrung und Bewunderung aller Stände der Nation. Aber was ihm die Neigung des mit unerklärbarem Enthusiasmus an dem macedonischen Kaiserstamm hängenden Volkes in noch höherem Grade erwarb, ihn wahrhaft zur Wonne desselben machte, war jetzt seine Vermählung mit Theodora, Tochter des Constantinus Porphyrogenitus, und Schwester Romanus **II.** Theodora war gerade das Gegenbild von der verwittweten, nunmehr nach Kappadocien verbannten Kaiserin Theophano. Zwar war sie weder so schön, noch so jung wie diese; aber voll Geist, Tugend, Sanftmuth und Frömmigkeit. Die Vermählungsfeierlichkeiten dauerten einige Monate. Alle Arten von Hoffesten, glänzende Gastmale, prachtvolle Spiele der Rennbahn, reiche Geldspendungen unter das Volk, kostbare Geschenke an den Senat und die höheren Beamten ꝛc. erhielten Constantinopel mehrere Monate hindurch in einem fortwährenden Taumel von Vergnügungen, und für die zahllosen Bewohner der ungeheuern Hauptstadt war der ganze Winter ein ununterbrochen fortlaufendes Freudenfest.

15. Aber ganz anders und in Schrecken gehüllt war die Rückkehr Swjätoslaw's nach Rußland. Aus

Bundesgenossen, oder vielmehr aus einem ihm bisher gehorchenden Volke waren die Petschenegen jetzt seine ärgsten Feinde geworden. Die Ursache ihrer Erbitterung war, weil der Großfürst ohne ihre Theilnahme Friede geschlossen, auch ihr Interesse dabei wenig berücksichtiget hatte. Auf Verlangen Swjätoslaw's hatte der Kaiser den Bischof Theophilus an die Petschenegen gesandt. Er ließ diesen Barbaren versprechen, sie als Bundesgenossen und Freunde anzuerkennen, wenn sie sich verpflichteten, nie über die Donau zu gehen, keine Einfälle in das Königreich Bulgarien sich zu erlauben, und den Russen freien Durchzug durch ihr Land zu gestatten. Auch in Ansehung des Handels und der Fischerei ließ der Kaiser noch verschiedene Forderungen an sie machen. Willig gingen die Petschenegen Alles ein, bis auf den freien Durchmarsch der Russen durch ihr Gebiet. Einige der russischen Anführer riethen daher jetzt ihrem Großfürsten, zu Lande nach Rußland zu gehen; indem er, wenn er seinen Weg über die Wasserfälle des Dniepr nehmen wollte, bei seinen Feinden, den Petschenegen, vorüberziehen müßte. Swjätoslaw hielt die Befolgung dieses Rathes für ein Bekenntniß seiner Schwäche, verwarf ihn also, und trat auf dem gewöhnlichen Wasserwege seinen Rückmarsch an. Davon erhielten die Petschenegen bei Zeiten Kunde, und da sie auch noch vermutheten, Swjätoslaw führe große Reichthümer mit sich, so lauerten nun auf den vielen kleinen Inseln, welche der Dniepr nach seinem Sturz über die Wasserfälle bildet, zahlreiche Schwärme dieser Barbaren auf die Russen. Als Swjätoslaw bei den Inseln ankam, und die Unmöglichkeit einsah, durch die Wasserfälle zu kommen, beschloß er, an einem Orte, damals Bielobereshe genannt, zu überwintern. Aber leider fehlte es hier seinem Heere bald an Lebensmitteln, und die Noth stieg endlich

so hoch, daß ein Pferdskopf um einen halben Griwen [1]) verkauft ward: ein nach dem damaligen Geldwerth und bei der großen Seltenheit des Metallgeldes ganz ungeheurer Preis. Als endlich der Frühling herbeikam, und ein längerer Aufenthalt bei Bieloberesche den Untergang des ganzen Heeres unvermeidlich hätte herbeiführen müssen, faßte Swjätoslaw den verzweifelten Entschluß, mit seinem zusammengeschmolzenen, durch Hunger und ausgestandene Mühseligkeiten völlig entkräfteten Heere sich durch die zahllosen feindlichen Schaaren durchzuschlagen. Aber dieser Versuch, den nur die größte Tollkühnheit, die selbst die von der Natur gesetzten Schranken zu übersteigen sich erfrecht, jetzt wagen konnte, mißlang gänzlich. Die Russen wurden völlig geschlagen, und Swjätoslaw, der, wie gewöhnlich, auch hier wieder Beweise seiner Kühnheit und Tapferkeit gab, fiel in dem Treffen. Kuriä, der Fürst oder Anführer der Petschenegen, ließ von Swjätoslaw's todtem Körper das Haupt trennen, die Hirnschale versilbern und in einen Becher mit der Umschrift verwandeln: „Fremdes hast du gesucht, und das Deinige darüber verloren." Nur wenige Russen hatten unter der Anführung des klugen Swenald das Glück sich durchzuschlagen, und wurden in Kiew die Ueberbringer der traurigen Nachricht von dem Tode des

1) Heut zu Tage ist in Rußland ein Griwen eine Münze, die den zehnten Theil eines russischen Rubels ausmacht. Aber dieß war es nicht zu den Zeiten Swjätoslaw's. Dem D. A. R. Büsching zu Folge bezeichnete damals das alte russische Wort Griwna, wie das jetzige deutsche Wort Mark, blos ein gewisses Gewicht, das nach den Umständen der Zeit oder der abgewogenen Materie (Gold, Silber, Kupfer ꝛc.) sehr veränderlich war. Der wahre Betrag eines Griwen in Rußland, gegen die Hälfte des zehnten Jahrhunderts, möchte also jetzt nicht leicht mehr auszumitteln seyn.

Großfürsten, und der gänzlichen Vernichtung des im vorigen Jahre noch so zahlreichen und furchtbaren russischen Heeres. Als Swjätoslaw fiel, hatte er das neun und dreißigste Jahr seines Lebens noch nicht gänzlich vollendet (973).

16. Swjätoslaw's drei Söhne, unter welche der Vater vor seinem Zuge nach Bulgarien Rußland getheilt hatte, betrachteten sich jetzt als unabhängige Herren der ihnen angewiesenen Ländertheile. Järopolk herrschte in Kiew, Oleg im Lande der Drewier, und Wladimir zu Nowgorod. Die Folgen, die jede solche unheilbringende Ländertheilung nach sich zieht, wurden nun auch bald in Rußland fühlbar. Innere Kriege wütheten mehrere Jahre im Reiche. Järopolk überzog zuerst seinen Bruder Oleg mit Krieg. Der Letztere ward besiegt, und ertrank auf der Flucht, als eine Brücke einstürzte, über die er mit vielen andern Fliehenden hinüber eilte, worauf Järopolk sich des ganzen Fürstenthums Kiew bemächtigte. Aehnliches Schicksal, wie sein Bruder Oleg, befürchtete nun auch Wladimir. Sich zu schwach fühlend, dem nun so mächtig gewordenen Järopolk widerstehen zu können, verließ er Nowgorod und floh zu den Warägern. Ohne Widerstand zog jetzt Järopolk auch in Nowgorod ein. Aber Wladimir fand freundliche Aufnahme, Unterstützung und Hülfe. In kurzer Zeit brachte er ein bedeutendes, aus Warägern, Slawen und Tschiuden bestehendes Heer zusammen, überfiel die Stadt Nowgorod, jagte die Befehlshaber seines Bruders fort, setzte sich wieder in den Besitz des ganzen Fürstenthums, und auf seine tapfern und treuen Bundesgenossen, die Waräger, sich verlassend, kündigte er jetzt selbst seinem Bruder Järopolk den Krieg an. Dieser, wie es scheint, von Natur etwas träge, und nun noch von Verräthern,

welche Wladimir erkauft hatte, umgebene Fürst traf so unzureichende Anstalten, daß, als Wladimir vor Kiew erschien, er es nicht wagen durfte, ein Treffen zu liefern, sondern sich in seine Hauptstadt einschloß. Die Belagerung würde sich nicht nur sehr in die Länge gezogen haben, sondern Wladimir am Ende gezwungen gewesen seyn, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen, hätte er nicht Mittel gefunden, dem Kriege auf eine andere Art ein Ende zu machen. Durch schändlichen Verrath nämlich bekam er seinen Bruder in seine Gewalt, und ließ ihn sogleich bei der ersten Zusammenkunft, die er mit ihm hatte, durch zwei seiner Waräger ermorden.

17. Durch Järopolks Tod war Wladimir nun wieder der einzige Beherrscher von Rußland. Die lange und glückliche Regierung dieses Fürsten, dem die russischen Geschichtschreiber den nicht ganz unverdienten Beinamen des Großen beilegen, macht eine merkwürdige Epoche in der Geschichte Rußlands und seiner Cultur. Unter ihm ward das Christenthum im ganzen Reiche eingeführt, und unter seiner Regierung und durch sein edles Streben brachen die ersten Strahlen wissenschaftlicher Morgenröthe nun auch in Rußland hervor. — Wladimir hatte herrliche Anlagen. Die Natur hatte ihm ihre Gaben nicht versagt; aber zu manchen trefflichen Eigenschaften gesellten sich bei ihm nicht minder große Laster. Bevor das Christenthum ihn in ein ganz anderes Wesen verwandelt hatte, war er ein Sklave der wildesten Leidenschaften, und verderblich für Jeden, der ihm die Befriedigung derselben erschwerte, oder gar ihn darin zu stören suchte. Unmäßige, völlig zügellose Frauenliebe war in der ersten Hälfte seines Lebens ein Grundzug seines Charakters. Er hatte sechs bis sieben Gemahlinnen, und neben diesen noch

einige hundert, an verschiedene Orte vertheilte Beischläferinnen. Wegen des Besitzes einer schönen Fürstentochter trug er kein Bedenken, blutige und verheerende Kriege anzufangen. Als Rogwold, Fürst der Polozker, sich weigerte, Wladimir die Hand seiner Tochter, der reizenden Rognjäda, zu geben, zog er sein Heer zusammen, fiel in Rogwolds Gebiet ein, verheerte Alles mit Feuer und Schwert, erschlug Rogwold und dessen Söhne in einer mörderischen Schlacht, und zwang die Tochter, seine Gemahlin zu werden. Daß Rognjäda einen solchen Gemahl nicht sehr zärtlich lieben konnte, das ist sehr begreiflich; wenn dieselbe aber endlich den Untergang ihrer ganzen Familie an ihrem Gemahl, dem Urheber ihrer ewigen Trauer, zu rächen sich entschließt, ihr mörderischer Anschlag jedoch, bevor sie ihn ausführen konnte, entdeckt wird, und der Großfürst dennoch, sobald nur die ersten Aufwallungen seines Zornes vorüber waren, ihr vollkommen verzeiht, und ihr nie die Folgen eines so strafbaren Erkühnens fühlen läßt; so ist dieses ein Beweis, daß selbst dem Heiden Wladimir die Gefühle von Billigkeit und Großmuth nicht fremd waren [1]. — Den Anfang seiner Regierung begann Wladimir damit, daß er die verschiedenen Völker, welche während des Bruderkrieges in Rußland sich der russischen Herrschaft entzogen hatten, wieder zum Gehorsam brachte. Ueberall waren seine Waffen siegreich. Selbst die

1) Dieser Zug von Edelmuth gewinnt ein noch höheres Interesse, wenn man erfährt, daß Rognjäda damals nicht mehr die Geliebte des Großfürsten war, und dieser in einer böhmischen Fürstentochter schon wieder eine neue Gemahlin gefunden hatte. Wladimir gab ihr jetzt sogar ihr väterliches Erbe, das Fürstenthum Polozk, wieder zurück, und ließ sie sammt ihrem Sohne Isziäslaw dahin abreisen.

Petschenegen zwang er, den ihnen ehemals auferlegten Tribut wieder zu entrichten; eroberte endlich auch sogar noch ein Stück von Polen, und vereinigte es mit seinem Reiche. Bei seinem Heere war er ungemein beliebt, denn er theilte mit ihm stets die Früchte seiner Siege und neuen Eroberungen.

18. Wladimir blieb lange Zeit ein fanatischer Götzendiener. Er selbst errichtete überall eine Menge Götzenbilder, weihete Haine und Anhöhen dem Dienste seiner heidnischen Gottheiten; und unter ihm starb zum erstenmale ein christlicher Waräger — die griechischen Menäen nennen ihn Theodor — des Bekenntnisses des Namens Jesu wegen, den glorreichen Tod eines heiligen Märtyrers [1]. Aber bei allem

---

1) Die heidnischen Russen brachten ihren Göttern auch Menschenopfer, aber nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten. Ueber die Jünglinge und Jungfrauen ward das Loos geworfen, und wen dieses traf, der ward den hölzernen Gottheiten abgeschlachtet. Als Wladimir einst von einem sehr siegreichen Heerzug zurückkam, sollte ebenfalls ein solches Opferfest den Göttern gefeiert werden. Durch die Kunstgriffe der gewöhnlich die Christen heimlich verfolgenden Opferpriester fiel diesmal das Loos auf den Sohn des christlichen Warägers Theodor. Als man dem Vater den Ausspruch der Götter, denn dafür hielten sie die Entscheidung des Looses, kund machte, weigerte er sich nicht nur seinen Sohn auszuliefern, sondern sprach auch mit der größten Verachtung von den hölzernen und steinernen Gottheiten der Russen, und besonders von der Gottlosigkeit solcher Opfer, die sie nicht, wie sie wähnten, einer Gottheit, sondern dem Teufel brächten. Als das Volk diese Antwort des Theodor von denen, die es an ihn geschickt hatte, vernahm, gerieth es in Wuth, stürmte in fanatischem Aufruhr Theodors Wohnung, riß sie nieder, und ermordete den Vater sammt seinem Sohne. — An der Stelle, wo Theodors Haus stand, ließ nachher Wladimir,

dem konnte doch seinem natürlichen und gesunden Menschenverstande das Widersinnige und Vernunftlose so vieler steinernen und hölzernen Gottheiten nicht lange entgehen, und die Kenntniß der verschiedenen Religionen der mit Rußland verkehrenden Völker gewann daher für ihn ein immer höheres Interesse. Da alle Jahre Griechen, Bulgaren, dann besonders sehr viele in dem Lande der Kozaren wohnende Juden, und sogar auch Mohamedaner des Handels wegen nach Rußland kamen, so fand Wladimir ein ihm eigenes Vergnügen darin, sich mit ihnen über das Wesentliche und den Hauptinhalt ihrer Glaubenslehre zu unterhalten. Mohameds Lehre, weil sie Vielweiberei gestattet und den Lüsten schmeichelt, hatte sehr viel Anziehendes für ihn; da sie aber den Genuß des Weines und Schweinenfleisches verbietet, welches Beides Wladimir nicht wenig liebte, so konnte sie keinen besondern Eindruck auf ihn machen. Noch weniger gefiel ihm das Judenthum. Als eines Tages einige Juden sich vor ihm rühmten, daß sie über den ganzen Erdkreis verbreitet wären, aber nun eben deswegen vom Großfürsten gefragt wurden, welches denn ihr eigentliches Vaterland sei, und sie dann antworteten: Palästina habe ihren Vätern gehört, die jedoch leider schon vor beinahe tausend Jahren aus demselben wären vertrieben worden; so wollte Wladimir gar nichts mehr von ihnen hören; denn, sagte er, hättet ihr und eure Väter etwas getaugt, so würde euer eigener Gott euch nicht aus euerm Vaterlande vertrieben, und unter alle Völker der Erde zerstreut haben. Am meisten Geschmack fand er an dem Christenthum, anfänglich bloß wegen der den Gottesdienst der Christen umgebenden äußern

---

als er Christ geworden war, eine der Mutter des Erlösers geweihete Kirche erbauen.

Pracht, besonders auch wegen der Größe, Schönheit und Herrlichkeit der christlichen Kirchen. Als aber bald nachher der Grieche Cyrillus, der auch um die Verbreitung des Christenthums unter den Bulgaren sich große Verdienste erworben, Wladimir den ganzen Lehrbegriff der Christen in seinem vollen Zusammenhang mit der größten Faßlichkeit vortrug, ihn auf das Erhabene und Beseligende dieser Lehre aufmerksam machte, und ihm noch Vieles von dem, was sich versinnlichen läßt, in schönen Bildern und herrlichen Gemälden zeigte; da rief er mit Wärme aus: dieses sey eine göttliche Lehre, mithin das Christenthum die einzige wahre Religion. — Wladimir versammelte nun die Vornehmsten seiner Bojaren, um deren Meinung in Beziehung auf die in Rußland lebenden Christen und deren Religion zu hören. Beinahe einstimmig sagten sie ihm: Wäre die Religion der Griechen nicht die beste, so würde deine Großmutter Olga, die weiseste aller Frauen, sie gewiß nicht angenommen haben; kurz, der Großfürst hatte jetzt Gelegenheit sich zu überzeugen, daß, wenn er ein Christ würde, ganz gewiß auch alle Bojaren freudig seinem Beispiel folgen würden.

19. Aber bei allem dem war Wladimirs Entschluß, ein Christ zu werden, immer noch ziemlich schwankend; Bestimmtheit und Festigkeit erhielt er erst, als Wladimir auf den Gedanken kam, die Schwester der beiden damals in Constantinopel regierenden Kaiser Basilius **II.** und Constantin **IX.**, die Prinzessin Anna nämlich, von deren Schönheit er Vieles gehört hatte, zur Gemahlin zu begehren. Wie aber in Allem sonderbar, war Wladimir auch ein eben so sonderbarer Brautwerber. Um die Hand der Prinzessin zu gewinnen, glaubte er, den beiden kaiserlichen Brüdern ein ungemein kostbares Geschenk machen zu

müssen, und um dieses machen zu können, zog er mit seinem Heere vor die den Griechen gehörige Stadt Cherson, belagerte dieselbe, eroberte sie endlich, und mit ihr zugleich die ganze, den Griechen sowohl ihres Handels, als auch der Sicherheit ihrer Provinzen wegen so äußerst wichtige Krimmische Halbinsel [1]). Jetzt im Besitze dieser neuen Eroberung, ordnete Wladimir Gesandte nach Constantinopel, die im Namen ihres Großfürsten den beiden Kaisern ein Geschenk mit Cherson und der ganzen Halbinsel machten, und zugleich um die Hand der schönen Kaisertochter warben. Zu Folge eines altrömischen, angeblich von Constantin dem Großen auf das neue sanctionirten, als unwiderruflich in dem

1) Die Belagerung von Cherson hatte einige Monate gedauert, und schwerlich würde er sich der Stadt bemächtiget haben, hätte nicht ein griechischer Geistlicher in Cherson, man weiß nicht, aus welchen Beweggründen, den Wladimir durch einen in das russische Lager geschossenen Pfeil unterrichtet, daß hinter demselben Wasserquellen wären, welche mittels einer Leitung von Röhren die Stadt mit Wasser versorgten. Werde er diese abschneiden, so würde auch die Stadt sich ergeben müssen. Wladimir ließ die Quellen aufsuchen, fand sie, that wie er war belehrt worden, und nun erfolgte auch schon nach wenigen Tagen die Uebergabe von Cherson. — Wladimirs Einzug mit seinem Heere in die Stadt war ungemein friedlich. Er sorgte dafür, daß kein Einwohner weder in seiner Person, noch in seinem Eigenthum auch nur im mindesten verletzt ward, betrug sich im Gegentheil gegen Alle sehr mild und wohlthätig, so daß die Chersoner ihn nicht mehr als einen Feind, sondern als einen freundlichen, ihnen höchst willkommenen Gast betrachteten. — Man sieht, Wladimir handelte hier mit vieler Consequenz; denn sein Betragen stand in vollkommenem Einklang mit dem Plane, den er hatte, den Griechen mit seiner neuen Eroberung sogleich wieder ein Geschenk zu machen.

Altar der Sophienkirche eingegrabenen Gesetzes durfte kein edles römisches Blut sich mit einem fremden, sey es auch das Blut eines Königes, vermischen [1].

---

1) Ob je ein solches Gesetz existirte, daran ist mit Grunde zu zweifeln. Aber gewiß ist es, daß in dem alten Rom ein Senator, in dem stolzen Gefühl seiner Würde, es sich zur Schande gerechnet haben würde, wenn er seine Tochter einem fremden Könige zur Gemahlin gegeben hätte. Diese Ansicht oder Ueberzeugung, daß die Reinheit römischer Abkunft auch jeder römischen Familie einen eigenen, höhern Werth ertheile, erhielt sich durch die ganze Zeit der Republik, und selbst noch unter den römischen Cäsaren. Aber dieß geschah nicht zu Folge eines positiven Gesetzes, sondern blos in Folge einer aus dem Charakter der stolzen, alle anderen Völker als Barbaren betrachtenden Römer hervorgegangenen, und durch Jahrhunderte sanctionirten öffentlichen Meinung, der zu trotzen selbst die Kaiser sich nicht erkühnten. So sehr auch Titus die Berenice liebte, wagte er es doch nicht, sie zu seiner Gemahlin zu erheben; «Berenicem invitus invitam dimisit,» erzählt Suetonius von ihm. — Wenn aber auch wirklich Constantin der Große ein solches Gesetz gegeben, so war dasselbe doch längst schon öfters umgangen worden. So z. B. nahm Constantinus Kopronymus die Tochter eines Fürsten der Kozaren zu seiner Gemahlin. Romanus I. gab die Tochter seines Sohnes, des von ihm schon zum Mitregenten ernannten Christophs, dem bulgarischen Könige. Bertha, Tochter Königs Hugo von Italien, obgleich mit einer Beischläferin gezeugt, ward doch die verlobte Braut eines Sohnes selbst des Kaisers Constantinus Porphyrogenitus; und erst vor wenigen Jahren hatte Tzimisces die Prinzessin Theophano dem Sohne Otto des Großen auf die Bitte des Vaters nach Italien gesandt. Freilich ist zwischen einem Monarchen, der Rom, Italien, ganz Deutschland und Lothringen beherrschte, und einem Fürsten, der am Dniepr wohnt, und über Völker herrscht, die noch nicht einmal Buchstaben hatten, ein himmelweiter Unterschied.

Aber dieses Gesetz, wenn es wirklich bestand, hatte man schon öfters umgangen, und die gegenwärtigen Zeitumstände waren gefährlich und dringend. Basil und Constantin hatten mit einem furchtbaren innern Feind zu kämpfen. Einer der größten, kühnsten und talentvollsten Feldherren hatte in Asien sich empört, seine Stirne mit dem Diadem geschmückt, schon einigemal selbst die Hauptstadt des Reiches geschreckt, und so lange dieser nicht zum Gehorsam gebracht war, schwankte auch der Thron der beiden jungen Kaiser. Ward aber jetzt zwischen ihnen und dem russischen Autokrator das von diesem so sehr erwünschte Familienband geknüpft, so konnte der Hof von Constantinopel mit Zuversicht auf ein zahlreiches russisches Hülfsheer rechnen, das jedoch, wenn man das Gesuch des Großfürsten zurückwiese, höchst wahrscheinlich alsogleich in die europäischen Provinzen des Reiches feindlich einrücken würde. Man beschloß also, die liebenswürdige Kaisertochter dem Besten ihrer Familie, so wie dem noch heiligern Interesse der Religion und der Kirche zum Opfer zu bringen.

20. So willkommen in den gegenwärtigen Umständen den beiden Kaisern auch eine innige Verbindung mit Rußland war, so stellten sie doch an den Großfürsten die unerläßliche Forderung, daß er vorher ein Christ werden müsse. Gerne, ohne nur einen Augenblick zu zögern, ging Wladimir diese Bedingung ein, und nun trat auch die in voller Jugendblüthe stehende Prinzessin sogleich die Reise an, verließ die freundlichen lachenden Ufer des Bosphorus, um an jenen des Dniepr den prachtvollen, aus Marmor und Gold erbauten Palast ihrer Väter mit dem großen, theils aus rohen Steinen, theils aus Holz errichteten Hause ihres künftigen Gemahls

zu vertauschen. — In Cherson erwartete Wladimir die kaiserliche Braut. Aber nun ward er plötzlich von einem heftigen Augenübel befallen, an welchem er nach wenigen Tagen völlig erblindete. Schon fing jetzt sein Entschluß, ein Christ zu werden, wieder zu wanken an. Er befürchtete, weil er im Begriffe stehe, seine Götter zu verlassen, hätten diese ihn mit Blindheit geschlagen. Zum Glück kam jetzt seine künftige Gemahlin mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge in Cherson an, ward von den Einwohnern mit den ausschweifendsten Freudensbezeugungen empfangen, und ließ nun sogleich durch einen Bischof dem Großfürsten sagen: er möge sich ja nicht vor seinen todten und machtlosen Götzen fürchten; das ihm zugestoßene Uebel sei eine Fügung des wahren Gottes, der blos dadurch seine Standhaftigkeit in dem gefaßten frommen Entschluß prüfen wolle. Er sollte also nur unverzüglich sich taufen lassen; durch dieses heilige Bad werde er ganz gewiß sein Gesicht wieder erhalten. Wladimir folgte diesem Rath, zu dem sein Herz ohnehin schon sich neigte. Gleich am folgenden Tage ward er demnach in der nach dem heiligen Jacob genannten Cathedralkirche von Cherson von dem Bischofe der Stadt getauft; und als ihm nach erhaltener Taufe der Bischof die Hand auflegte, erhielt er in demselben Augenblick wieder sein Gesicht. Freudig rief Wladimir jetzt aus: „Nun habe ich den wahren Gott gesehen und ihn kennen gelernt!" Ergriffen durch dieses augenscheinliche Wunder, ließen alle mit ihrem Fürsten in Cherson anwesenden Bojaren sich taufen, und diesem Beispiel folgte nach und nach das ganze Heer. Diese allgemeine, freilich durch ein Wunder erzeugte Umwandlung der Gemüther seiner Soldaten darf man kühn als eine besondere Fügung von Oben betrachten; denn erst jetzt durfte

Wladimir, weil des Beistandes seines Heeres versichert, es wagen, ohne eine Empörung fürchten zu müssen, das Götzenthum in sämmtlichen Provinzen seines Reiches mit der Wurzel aus den Herzen aller seiner Unterthanen herauszureißen. An dem Tage, an welchem Wladimir getauft wurde, ward auch seine Vermählung mit der griechischen Prinzessin gefeiert (989).

21. In reicherm Maaße, als gewöhnlich, waren über Wladimir, durch die empfangene sakramentalische Taufe, die Gaben des heiligen Geistes ausgegossen worden. In Allem war jetzt Wladimir der Christ das Gegenbild von Wladimir dem Heiden. Vorher äußerst zornmüthig, gewaltthätig, grausam und allen Lüsten fröhnend, war er jetzt in demselben Grade sanftmüthig, gerecht, wohlthätig, mild [1]) und keusch. Alle seine bisherigen Frauen und Beischläferinnen entließ er sogleich, und entfernte sie auf immer von sich. Nur Anna betrachtete er von jetzt an als seine einzige rechtmäßige Gemahlin, der er auch sein gan-

1) Wladimirs Milde ging endlich in wahre Schwäche über. Nichts schmerzte ihn mehr, als strafen zu müssen. Die größten Verbrecher fanden daher bei ihm Erbarmen und Verzeihung. Da aber eben daher die Anzahl der Räuber und Mörder sich im Lande immer vermehrte, und die beinahe gewisse Aussicht auf Straflosigkeit immer noch mehr zu Verbrechen ermunterte; so sah sich endlich der Metropolit Michael von Cherson gezwungen, einige seiner Geistlichen nach Kiew an den Großfürsten zu senden, um ihn zu belehren, daß er durch seine allzugroße Nachsicht und Milde gegen Verbrecher, welche die öffentliche Sicherheit gefährdeten, eine Ungerechtigkeit gegen seine übrigen Unterthanen beginge. Gott selbst habe befohlen, daß das Blut desjenigen, der Blut vergossen, ebenfalls vergossen werden sollte rc.

zes Leben hindurch mit unverbrüchlicher Treue anhing. Ungemein glücklich und gesegnet war überhaupt seine Ehe mit der griechischen Fürstin, die jedoch schwerlich damals geahnet haben mochte, daß schon nach einem halben Jahrhundert eine ihrer Enkelinnen den französischen Königsthron besteigen würde [1]). — In gemeinschaftlichem frommen Streben bemüheten sich nun Wladimir und Anna nicht nur das Christenthum in allen Theilen des russischen Reiches zur einzig herrschenden Religion zu machen, sondern auch dafür zu sorgen, daß selbst zu den benachbarten heidnischen Völkern, zu den Petschenegen, Waititschen, Kozaren etc. die Leuchte des Evangeliums gebracht würde. Bei einem ganz rohen, völlig unwissenden, noch nicht einmal mit den Buchstaben bekannten Volke würde unstreitig der Weg der Belehrung zu nichts geführt haben. Das Beispiel des Großfürsten und so vieler Bojaren hatte zwar einen tiefen, jedoch, wie es von einem rohen, noch ganz stupiden Volke zu erwarten war, ziemlich erfolglosen Eindruck gemacht. Wladimir sah ein, daß er, um Rußland zu christianisiren, sich seiner ganzen weltlichen Macht bedienen müsse. Von der Treue seines Heeres überzeugt, erließ er also ein Edict, dem zu Folge an einem gewissen festgesetzten Tage alle Götzenbilder zerstört werden mußten. Ohne zu murren ward diesem Befehle Folge geleistet, und da das Volk, wovon Viele noch glaubten und hofften, daß ihre Götter jetzt abschreckende Beweise ihres Zornes geben würden, nun deren völlige Machtlosigkeit sah, so ward Wladimirs Befehl nur noch

---

1) Dieß geschah im Jahre 1051, als König Heinrich I. von Frankreich einige Bischöfe nach Rußland sandte, und von dem Großfürsten Jeroslaw dessen Tochter zur Gemahlin begehrte und auch erhielt.

um so eifriger, und unter Schmach- und Spottreden auf die hölzernen Gottheiten vollzogen. Man zerschlug und zerhackte sie, warf die hölzernen in das Feuer, die steinernen an unsaubere Orte, und um die Nichtigkeit des Hauptgottes Perum seinem Volke recht anschaulich zu machen, ließ er den Götzen, gebunden an einen Pferdeschweif, durch alle Straßen Kiew's schleifen, und in den Dniepr stürzen. An die Stelle, wo das Bild des Perum stand, erbaute Wladimir eine nach dem heiligen Basilius genannte Kirche. — Die bereitwillige Folgsamkeit, mit der das Volk sich Wladimirs Edict gefügt hatte, ermunterte denselben ein zweites zu erlassen, dem gemäß alle Einwohner Kiew's und der umliegenden Gegend, ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters oder Standes, sich an einem von dem Großfürsten bestimmten Tage bei dem Flusse Potschaina einzufinden berufen wurden. Wer nicht erscheinen würde, sollte für einen Feind Jesu Christi und des Großfürsten erklärt werden. Ohne Murren unterwarf man sich auch dieser Verordnung; und an dem festgesetzten Tage waren schon am frühen Morgen zahllose Haufen Männer, Weiber und Kinder an den Ufern des erwähnten Flusses versammelt. Jetzt erschien auch Wladimir mit einem Gefolge von Priestern und Geistlichen niederer Ordnung [1]). Auf seinen Befehl mußte alles Volk theilweise in den Strom treten, und die anwesenden Priester verrichteten auf

1) Nicht nur die griechische Prinzessin Anna hatte in ihrem Gefolge mehrere Priester von Constantinopel mitgebracht, sondern ihre Brüder, die beiden Kaiser, hatten, als Wladimir ihnen durch eine Gesandtschaft seine in Cherson vollzogene Vermählung melden ließ, und um noch mehrere Priester bat, diese ihm geschickt, die auch sämmtlich mit den rückkehrenden russischen Gesandten in Kiew angekommen waren.

mehreren hiezu bereit gehaltenen Flößen die heilige Taufhandlung. Als diese beendigt war, that Wladimir öffentlich vor dem Volke ein Gebet, daß Gott dem, was geschehen, seinen Segen ertheilen, und in den in seinem allerheiligsten Namen angelegten neuen Weinberg die nöthigen Arbeiter senden möge. — Am folgenden Tage ließ der Großfürst seine zwölf Söhne von dem Metropoliten Michael in der Kirche taufen [1]).

22. Wladimirs Regierung hatte nach der Einführung des Christenthums noch eine Dauer von sechsundzwanzig Jahren, und macht, wie schon oben erwähnt worden, eine der merkwürdigsten Epochen in Rußlands-Geschichte. Durch die Einführung des Christenthums fanden nun auch Künste und Wissenschaften Eingang in Rußland. Wladimir erbaute Kirchen und Städte, legte Schulen an, und vermehrte die innere Stärke seines Reiches durch Bevölkerung und Anbau öder, bis dahin völlig menschenleerer Steppen. Ueberzeugt, daß tiefe und grobe Unwissenheit, stets verbunden mit Wildheit und Rohheit, auch eine Quelle von Verbrechen und Lastern, so wie jeder Art heidnischen Aberglaubens sey, machte Wladimir den öffentlichen Unterricht zu einem Hauptgegenstand seiner Wachsamkeit. Kräftig und thätig ward er hierin unterstützt von dem ehrwürdigen Metropoliten Michael, der überhaupt um die Humanisirung und Civilisirung der Russen während Wladi-

1) Bei dieser Gelegenheit hatte auch noch eine ganz besondere, bis dahin unerhörte Taufhandlung statt. Da nämlich Wladimirs beide Brüder, wovon der Eine, wie man sich erinnern wird, auf seinen Befehl getödtet ward, als Heiden gestorben waren, so ließ er nun die Gebeine derselben ausgraben, und diesen die Taufe ertheilen.

mirs Regierung sich ausgezeichnetes Verdienst erwarb. Aber gegen seine wohlthätigen Anstalten fand anfänglich Wladimir in der Unwissenheit seines Volkes hartnäckigen Widerstand. Mit Gewalt mußte er die Kinder in die Schule bringen lassen. Er wollte, daß wenigstens die ganze aufblühende Generation mit der Buchstabenschrift bekannt gemacht würde. Denn obgleich die von dem Mönche Cyrillus bei den Slawen eingeführten slawonischen Buchstaben auch schon den Russen bekannt waren, so war doch ihr Gebrauch bei weitem noch nicht allgemein. Laut murrte also das Volk über die von seinem Großfürsten getroffene Schuleinrichtung. Man beschuldigte Wladimir unerhörter Gewaltthätigkeit. Aber der Metropolit, der dieß vorausgesehen, hatte den angestellten Lehrern zur dringendsten und heiligsten Pflicht gemacht, die Kinder mit aller nur möglichen Güte und Sanftmuth zu behandeln; und nun ließ man das Volk klagen und schreien, bis endlich die in den Schulen ungemein liebreich behandelten Kinder von selbst Lust zum Lernen fühlten, und nun ihre Eltern eines Bessern belehrten. Aber auch allen übrigen Zweigen der Verwaltung wendete Wladimir nicht mindere Aufmerksamkeit zu. Zum Bau der Städte und Kirchen ließ er geschickte Werkmeister aus Griechenland kommen. Die öden Steppen bevölkerte er mit Colonien gefangener Petschenegen, Chorwaren und anderer barbarischer Völker, die hierauf, besonders durch den gar nicht zu ermüdenden frommen Eifer des Metropoliten Michael, wie auch dessen Nachfolgers, des Leontius, zum Christenthum bekehrt wurden. Aus Wladimirs Händen erhielt Nowgorod das erste geschriebene Stadtrecht; auch fing man unter seiner Regierung schon an, griechische kirchliche Schriften in die Sprache der Russen zu übersetzen. An mehrere der mächtigsten europäischen Höfe schickte

Wladimir Gesandte, nicht sowohl um politische Verhältnisse zu ordnen, als blos um von der Verfassung, Gesetzgebung, Sitten und Gebräuchen fremder Völker nähere und sichere Kunde zu erhalten. Diese Gesandtschaften wurden dann gewöhnlich von den Höfen erwiedert, und selbst die Päpste Gregor **V.** und Sylvester **II.** ordneten Legaten an ihn ab. Aber seine Wißbegierde beschränkte sich nicht blos auf die europäischen Länder; selbst nach Aegypten und in das mittlere und westliche Asien sandte er verständige Männer, die durch ihre Berichte nach ihrer Rückkehr auch bei den höhern Klassen seiner Nation, nämlich den Bojaren, die Liebe zu Kenntnissen und die Lust zu Reisen nach fremden, entlegenen Ländern wecken sollten.

23. Wladimirs Bemühungen, sein Volk zu civilisiren, nnd ihm diesem Zwecke entsprechende Einrichtungen zu geben, wurden leider sehr oft durch die häufigen Einfälle der Petschenegen unterbrochen, die er jedoch stets besiegte, aber nun gerade noch um so eifriger zum Christenthume zu bekehren strebte, vollkommen überzeugt, daß nur das Christenthum solche wilde, raubsüchtige Naturen besänftigen, und zu einem ruhigen, friedliebenden Nachbarvolk umwandeln könnte. — Wladimirs ganze Regierung war ununterbrochen glücklich. Seine kriegerischen Unternehmungen wurden stets von dem glänzendsten Erfolge gekrönt; auf allen seinen innern Einrichtungen ruhete Gedeihen und sichtbarer Segen von Oben; und in Constantinopel wie in Rom, am Don wie an der Seine, ward sein Name mit Ehrerbietung genannt. Nur die letzten Tage seines Lebens wurden ihm durch die Empörung eines seiner Söhne getrübt. Auch der sonst so verständige Wladimir hatte sein Reich unter seine zwölf Söhne getheilt,

jedoch die Oberherrschaft über sämmtliche Bundestheile sich vorbehalten. Järoslaw, Fürst von Nowgorod, weigerte sich, die jährliche Abgabe von viertausend Griwen zu bezahlen, und, dem väterlichen Ansehen trotzend, warb er unter den Warägern ein zahlreiches Heer an, und erhob förmlich die Fahne der Empörung. Schmerzhaft fühlte Wladimir den Undank seines Sohnes. Um diesen zu züchtigen, zog er seine Schaaren zusammen, und obgleich schon tief am Abend seines Lebens, stellte er sich dennoch selbst an die Spitze seines Heeres, erkrankte aber auf dem Marsch, und starb in dem Städtchen Berestow. Seine Leiche ward nach Kiew gebracht, und dort in der von ihm erbauten und der Mutter des Erlösers geweihten Kirche in einer marmornen Grube beigesetzt. Allgemein und aufrichtig war die Trauer der Nation, die lange Zeit den Verlust eines so weisen und milden, sein Volk wahrhaft liebenden Monarchen beweinte. — Wladimir hinterließ Rußland in einem blühenden, alle seine vortheilhaften Naturanlagen und innern Kräfte schnell entwickelnden Zustande. Seine Bevölkerung hatte sich unter Wladimir um vieles vermehrt. Es besaß eine Menge regelmäßig erbauter, stark bevölkerter und zum Theil auch wohlbefestigter Städte. Seiner Ausdehnung nach erstreckte sich das Reich von der Ostsee bis an den Don, und von diesem Flusse über den Dniepr tief in Polen hinein. Die beiden heutigen Königreiche Galizien und Lodomirien hatte Wladimir den Polen entrissen; und auch Litthauen bis an den Fluß Niemen, und ein Stück von Liefland erkannten die russische Oberherrschaft an. Wladimir gab Rußland eine neue, völlig veränderte Gestalt, und erhob die Nation auf eine weit höhere Stufe von Civilisation, als auf welcher er sie bei seiner Thronbesteigung gefunden hatte. Bisher stets Feinde

der Griechen, standen sie jetzt mit denselben in der innigsten Verbindung, und erhielten von ihnen, nebst Gold, Wein und Früchten, nun auch fromme Geistlichen, eifrige Prediger, Gelehrte, Künstler und Handwerker. Für Griechen und Russen war das schwarze Meer nun im wahren Sinne ein gemeinschaftlicher Marktplatz, auf welchem die letzteren mit den Ungarn, Bulgaren und allen griechischen Küstenländern den lebhaftesten, alle Zweige ihrer eigenen Industrie immer noch mehr belebenden Verkehr trieben. — Wladimir war ein eben so weiser und thätiger als milder Regent, an der Spitze seines Heeres ein eben so entschlossener als tapferer und umsichtiger Feldherr, und seit seiner Bekehrung ein wahrer Vater seines Volkes. Als Christ bewies er seinen Eifer nicht blos in unermüdeter Verbreitung des Christenthums, sondern vorzüglich durch selbsteigene treue Befolgung aller Gebote des Evangeliums und der Kirche. Seine Frömmigkeit war demnach aufrichtig, denn sein Wandel war rein und ohne Tadel. Die griechische Kirche nennt ihn einen Heiligen, und die russischen Geschichtschreiber nennen ihn Wladimir den Großen. Freilich möchte man auch hier, wie an so vielen andern Orten der Geschichte fragen: was ist denn wahre Größe? und wo ist sie wohl anders zu finden, als blos da, wo gerade alle menschliche Größe und Hoheit verschmäht werden? Vier Jahre nach Wladimirs Tode starb auch die Großfürstin Anna. Allen Segen der letzten sechsundzwanzig Jahre von Wladimirs Regierung theilte diese edle, ausgezeichnete Fürstin mit ihrem Gemahl; und auch ihr Name glänzt in den griechischen Menäen unter der Zahl der Heiligen. — Nach der damaligen, in allen Welttheilen allgemein herrschenden Ansicht theilte auch Wladimir schon während seines Lebens sein Reich unter seine zwölf Söhne, und machte

dadurch, ohne es zu wissen und zu wollen, nach seinem Tode Rußland abermals zu einem ekelhaften Schauplatze grausamen Brudermords, schändlichen Verraths und blutiger bürgerlicher Kriege. — Dieses unheilbringende Theilungssystem erhielt sich in der ganzen folgenden, mehr als zweihundert Jahre umfassenden Periode. Nur höchst selten und nur auf äußerst kurze Dauer ward Rußland bisweilen noch unter einen und denselben Scepter vereint. Aber die durch diese fortdauernde Zerstückelung nothwendig herbeigeführten immerwährenden Kriege, und der dadurch nicht selten eintretende anarchische Zustand hemmten nicht nur alle fernern Fortschritte der Cultur und bürgerlichen Ordnung, sondern schwächten auch immer mehr die innern Kräfte Rußlands, und brachen dessen Macht so gänzlich, daß es nicht nur aufhörte, benachbarten Völkern furchtbar zu seyn, sondern daß jetzt Litthauen, Polen, Schweden, Ungarn sogar bedeutende Theile davon abrissen, und das ganze Reich endlich ein Raub der im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ganz Asien erschütternden und verwüstenden mongolischen Tartaren ward. Diese schrecklichen Horden, die blos durch ihre beispiellosen Verheerungen sich einen Platz in der Geschichte erzwangen, würden, wäre es ihnen möglich gewesen, ganz Rußland zu einer wilden, menschenleeren Einöde gemacht haben. Sie verwüsteten es von einem Ende bis zum andern, und verbrannten und zerstörten Kiew von Grund aus. Die Schifffahrt auf dem Dniepr und der Handel auf dem schwarzen Meere hatten nun ein Ende; und die russische Nation, unter dem schrecklichen Drucke jener Barbaren erliegend, und durch die Einäscherung Kiews von der See und der Christenheit abgeschnitten, sank nun in ihre vorige Dunkelheit und zum Theil auch frühere Barbarei zurück. Die russischen Großfürsten

werden nach Belieben und Laune von den tartarischen Khans ein- und abgesetzt. Sogar Nowgorod, weil Mittelpunkt und Hauptniederlage der mächtigen Hanse, nun ebenfalls reich und mächtig, reißt sich von Rußland los, bildet einen eigenen Freistaat, und wendet seine Waffen, und zwar nie ohne Erfolg, gegen Rußland selbst. Man verliert jetzt die russische Nation völlig aus dem Auge, und erblickt nur unterdrückte, den Tartaren zinspflichtige, deren grausamer Willkür preisgegebene Fürsten, dabei überall schreckliche Verwirrung, Anarchie, feindliche Einfälle und grenzenlose Verwüstungen. Dieser traurige Zustand der Nullität, Verwirrung und gänzlicher politischer Unterjochung dauerte über zweihundert Jahre; bis endlich im Jahre 1462 Jwan Wasiljewitsch, ermuntert durch seine zweite Gemahlin, die geistvolle griechische Prinzessin Sophie, diese lange Schmach von der russischen Nation hinwegnahm, theils durch seine geistige Superiorität und heldenmäßige Tapferkeit, theils auch durch Arglist und weniger edle Mittel die Tartaren besiegte, Rußlands Unabhängigkeit erkämpfte, die davon abgerissenen Stücke wieder damit vereinte, und so den Namen wie den Ruhm eines Wiederherstellers oder vielmehr zweiten Stifters des russischen Reiches sich erwarb.

III.

1. Fortsetzung der Geschichte des griechischen oder oströmischen Reiches. — Nach völliger Besiegung der Russen und der gänzlichen Eroberung Bulgariens drohete den europäischen Provinzen des Reiches keine Gefahr mehr von Norden. Seine siegreichen Waffen konnte also der Kaiser wieder nach dem Orient tragen. Durch den entscheidenden Sieg bei Antiochien war zwar der in

seinem Entstehen so furchtbare Sarazenenbund völlig gesprengt worden, demnach auch auf dieser Seite für die Grenzen des Reichs nichts mehr zu befürchten. Aber eine große religiöse Idee, dieselbe, welche nicht gar hundert Jahre nachher das ganze Abendland begeisterte, und, wie Anna Comnena sich ausdrückt, es gleichsam aus seinen Wurzeln riß, und über Asien hinschleuderte, schwebte jetzt schon vor der Seele des Tzimisces. Er wollte Palästina, das heilige Land, das Land der Wunder, der Offenbarungen und Erbarmungen Gottes nicht länger in der Gewalt der Ungläubigen lassen. Der Krieg gegen den gemeinschaftlichen Feind der Christenheit wird also beschlossen, und eines der schönsten Heere durchzieht unter der Anführung eines Feldherrn, dessen Namen, sonderbar genug, die Geschichte nicht nennt, Kleinasien, geht über den Euphrat, erobert Edessa, Nisibis, Diarbeck (das alte Amida), und verbreitet Schrecken und Bestürzung bis an die Ufer des Tigris. Sogar in Bagdad, dessen ungeheure Bevölkerung allein schon mehrere Heere hätte in das Feld stellen können, zitterten jetzt der unmächtige Kaliph und dessen Emire vor den herannahenden römischen Waffen. Das Heer der Griechen rückte indessen immer weiter vor, und schon nahete es sich den Quellen des Tigris, als der griechische Feldherr, stolz auf seine bisherigen ununterbrochenen Erfolge, und daher den Feind verachtend, sich und sein Heer mit einer ganz unbegreiflichen Unbesonnenheit in eine lange Reihe von Defileen verwickelte. Während nun die Griechen sich mühsam aus denselben herauszuwinden suchten, wurden sie von Abu-Tagleb, einem unternehmenden Partheiführer, der in aller Eile eine ziemlich zahlreiche Schaar tapferer Sarazenen um sich gesammelt hatte, plötzlich angegriffen. Das den Griechen äußerst ungünstige Terrain erlaubte ihnen kaum den Gebrauch

ihrer Waffen, viel weniger ihrer Reiterei. Gleich im Anfange des Gefechts stürzt der griechische Feldherr vom Pferde, und wird von den Feinden gefangen. Dieser Unfall erregt allgemeine Bestürzung. Die vordern Colonnen fangen an sich zurückzuziehen; da aber die folgenden ihnen den Weg versperren, werfen sie sich mit Ungestümm auf dieselben, und bringen auch diese in Unordnung. Desto hitziger und kühner verfolgen die Sarazenen ihre errungenen Vortheile. Aber auch immer größer wird jetzt die Verwirrung unter den Griechen. Ohne sich an dem Feinde rächen zu können, verlieren sie eine Menge der Ihrigen, bis endlich das ganze, zu einem unförmlichen Knäuel aufgerollte und zusammengepreßte griechische Heer in einer allgemeinen, nach allen Seiten und Richtungen hin erstreckenden Flucht sich völlig auflöst. Alle bisher gemachten Eroberungen gehen nun eben so schnell wieder verloren; und der bis zu diesem Tage so glänzende und an Beute so ungemein gewinnreiche Feldzug endet mit Schmach und dem Verluste beinahe des größten Theils eines der besten und ausgesuchtesten Heere.

2. Die Nachricht von der Niederlage seines Heeres ließ jetzt dem Kaiser keine Ruhe mehr in seinem Palaste. Er ließ sogleich neue Werbungen anstellen, ging hierauf selbst nach Asien, sammelte dort die Trümmer des geschlagenen Heeres, und eröffnete dann in eigener Person gleich in den ersten Tagen des wiederkehrenden Frühlings den Feldzug gegen die Sarazenen. Dieselben ausgezeichneten Feldherrntalente, und die nämliche persönliche Tapferkeit und Entschlossenheit, welche Tzimisces an den Ufern der Donau gezeigt hatte, entfaltete er nun auch an jenen des Euphrats, des Tigris und der ganzen syrischen Küste. Der Uebergang über den Euphrat

ward ihm von dem Feinde nicht erschwert. Aber jenseits des Flusses stieß er auf ein zahlreiches Sarazenenheer, das er, sobald er es zu Gesicht bekam, auch sogleich angriff und in die Flucht schlug. Von jetzt an war sein Marsch ein ununterbrochener Siegeszug. Alle feindlichen Heerhaufen, die sich ihm entgegensetzten, wurden vernichtet. Alle festen Städte vom Euphrat bis weit jenseits des Tigris wurden entweder erstürmt, oder öffneten freiwillig ihre Thore. Die Stadt Nisibis fand er menschenleer. Die Einwohner, sämmtlich Mohamedaner, hatten sich geflüchtet. Aber Amida, an der westlichen Seite des Tigris, die Hauptstadt Mesopotamiens, leistete Widerstand. Während des Winters hatten sich die Sarazenen derselben wieder bemächtiget. Nach einer kurzen Belagerung ward sie abermal erobert, und eine ungeheure Brandschatzung ward von den Einwohnern erhoben. Auch alle übrigen, nur einigermaßen wohlhabenden Städte kauften sich mit großen Summen, die in den kaiserlichen Schatz flossen, von der Plünderung los. Nach der Eroberung Mesopotamiens wendete sich der Kaiser ostwärts und brach in Armenien ein. Ekbatana war das Ziel dieser Bewegung. Die Stadt ward auch damals noch für die reichste in ganz Asien gehalten; noch nie war sie geplündert worden, und in der Citadelle wurden ungeheuere, von Kaliphen und deren Statthaltern seit vielen Jahren gesammelte Schätze aufbewahrt. Die Eroberung dieser Stadt bot dem Heere wie dem kaiserlichen Schatze eine über alle Vorstellung reiche Beute dar. Aber so lockend die Aussicht auf solche Reichthümer seyn mochte, so mußte die Eroberung Ekbatana's jetzt auf eine andere Zeit vertagt werden. Das Jahr war schon zu weit vorgerückt; auch hätte das Heer, dessen Hauptstärke in der Reiterei bestand, eine mehrere Tagreisen lange,

von Gebirgen durchschnittene, völlig wasserlose Wüste durchziehen müssen. Tzimisces schloß also den Feldzug, und kehrte mit seinem Heere zurück. Den größten Theil desselben ließ er in Kleinasien die Winterquartiere beziehen; er selbst ging nur mit einigen Legionen nach Constantinopel, wo sein Empfang wieder eben so glänzend war, wie bei seiner Rückkehr von seinen siegreichen Feldzügen gegen die Russen, Bulgaren und übrigen Barbaren des Nordens. Mehrere Tage ward dem Volke die unermeßliche, in diesem Feldzuge gemachte Beute an Gold, Silber, edeln Steinen, kostbaren seidenen Stoffen 2c. 2c. zur Schau gestellt, bei deren Anblick die eiteln Griechen wieder ächte Römer, und zwar aus den Zeiten der alten unüberwindlichen Roma zu seyn träumten.

3. Die Siege des Kaisers waren jedoch mehr glänzend und schimmernd, als wahrhaft vortheilbringend. Um die in so weiter Ferne gemachten Eroberungen zu decken, und alle Städte und festen Orte mit hinreichender Besatzung zu versehen, hätte er statt eines Heeres wenigstens ihrer zwei oder drei haben müssen. Bevor also der Winter vorüber war, erhielt der Kaiser von allen Seiten Nachricht, daß die Sarazenen gleich nach seiner Rückkehr vorgerückt, sich aller von ihm eroberten Städte und ganz Mesopotamiens wieder bemächtiget hätten. Einem so einsichtsvollen, und des Krieges und alles dessen, was sich darauf bezieht, so kundigen Monarchen, wie Tzimisces, konnte es nicht entgehen, daß die bisherige Methode, mit den Sarazenen Krieg zu führen, nie zu einem Resultate führen werde. Die Feldzüge der Griechen, wenn auch von ununterbrochenem Waffenglücke begleitet, glichen einem großen, aus seinen Ufern tretenden Flusse, der in seiner wilden Strömung Alles unwiderstehlich mit sich fortreißt, und

plötzlich weit und breit eine ganze Gegend überschwemmt, die jedoch, sobald der Strom in seine Ufer zurücktritt, sich ebenfalls sogleich wieder als festes und trockenes Land erhebt, und schon nach einigen wenigen Wochen von einer so schnell vorübergegangenen Ueberschwemmung nicht die mindeste Spur mehr trägt. Tzimisces fühlte demnach, daß, um bleibende Eroberungen zu machen, man nicht auf einmal weit entfernte Länder in einem einzigen Feldzuge überschwemmen, sondern dem Gange der Natur gemäß eine Provinz nach der andern erobern, und von einer Eroberung erst dann zu einer andern schreiten müsse, wenn die erstere sowohl in administrativer als militärischer Hinsicht vollkommen geregelt, durch zweckmäßige, strategisch angelegte Festungen gedeckt, nun auch den fernern Operationen zu einer möglichst breiten Basis dienen, und für den Erfolg derselben eine so ziemlich richtig berechnete Bürgschaft leisten könne. Solchen unwandelbaren Grundsätzen zu Folge gab Tzimisces seinen Legionen nicht mehr die Richtung nach Mesopotamien, sondern brach mit seinem Heere in Syrien ein. Die verschiedenen Emirs des Landes wagten es nicht, ihm in offenem Felde die Spitze zu bieten. Sie schlossen sich mit ihren Streitkräften in ihre mit allen Bedürfnissen wohl versehenen, festen Städte und auf steilen Anhöhen liegenden Schlösser ein. Es war also ein förmlicher Belagerungskrieg, den der Kaiser jetzt zu führen hatte, und der in Betrachtung, daß Syrien einen Schild von Festungen auf seinem Rücken trug, mehrere Feldzüge zu erfordern schien. Aber Tzimisces höheres Feldherrntalent und dessen große Persönlichkeit gaben bald der Sache eine ganz andere Gestalt. Er theilte sein Heer in drei Corps. Mehrere Städte und Schlösser wurden zu gleicher Zeit theils blos berennt, theils förmlich belagert. Wo der Wider-

stand am heftigsten, die Gefahr am größten war, befand sich der Kaiser selbst und leitete in eigener Person die Arbeiten wie die Stürme der Belagerer; und so wurden nun, schon in der ersten Hälfte des Feldzuges, Diarbeck, Aleppo, Apamea, Emesa, Antiochien, Damaskus, nebst allen im Innern des Landes einzelne Bezirke dominirenden festen Schlössern, wovon zwei auf beinahe unzugänglichen Felsenspitzen lagen, erobert. Die reiche, in ungemein anmuthiger Gegend liegende Stadt Damaskus hatte jedoch sich den Gefahren einer Plünderung nicht aussetzen wollen. Der Emir und alle Einwohner gingen dem Kaiser entgegen, überreichten kostbare Geschenke, erkannten ihn als ihren Oberherrn, und unterwarfen sich einem ihnen auferlegten jährlichen Tribut. Jetzt überstieg Tzimisces auch den Libanon, und zog nach der syrischen Meeresküste. Um die Verbindung mit seiner Flotte zu erhalten, die seine künftigen Operationen, deren unmittelbares Objekt nun Palästina war, kräftig unterstützen konnte, mußte er Herr aller Häfen und festen Seeplätze an der phönizischen Küste seyn. Alexandria [1]) am issischen Meerbusen, Laodicäa ad mare [2]), Balanäa, Sidon, das ungemein feste, wegen seines geräumigen Hafens doppelt wichtige Tripolis, Berythus und noch einige andere nahe am Gestade des Meeres liegende feste Schlösser wurden nun nach einander belagert und erobert, und bevor noch die gewöhnlich in jenen Gegenden am

---

1) Man wolle diese Stadt ja nicht mit dem ägyptischen Alexandrien verwechseln. Der Städte, welche den Namen Alexandria führten, gab es mehrere, als: Alexandria am Arius in Persien, heut zu Tage Herat, ferner Alexandria Bactriana, Alexandria Troas, jetzt Eski Stambul ꝛc.

2) Littoris extremo caput altis turribus effert Laodicaea. (Avien.)

Ende des Spätherbstes eintretende rauhe Witterung den Feldzug zu schließen gebot, war Tzimisces schon Herr der ganzen längs dem mittelländischen Meere sich hinziehenden syrischen Küstenstrecke.

4. Aber diesmal zog Tzimisces nach geendigtem Feldzuge sein Heer nicht sogleich wieder aus Syrien heraus. Mit einem Theile desselben ging er nach Damaskus, wo er sich einige Zeit aufhielt, und die innern Angelegenheiten Syriens ordnete. Vielleicht hätte der Kaiser den ganzen Winter in Antiochien zugebracht. Als er aber vor dieser Stadt ankam, und die beinahe ausschließlich aus Sarazenen bestehenden Einwohner sahen, daß er keine sehr zahlreiche Heerabtheilung bei sich habe, schlossen sie ihm die Thore ihrer Stadt. Tzimisces, durch die ungeheuren Anstrengungen in dem jetzt beendigten Feldzuge ziemlich erschöpft, hatte keine Lust, sich mit der Belagerung der Stadt in rauher Jahreszeit zu befassen. Er übergab dieselbe also dem Burzas, und kehrte, blos von einem Theile seiner Leibwache begleitet, nach Constantinopel zurück. Nach einer Belagerung von einigen Wochen ward Antiochien jetzt zum zweitenmale wieder von Burzas erobert.

5. Tzimisces hatte einen ungemein festen Körperbau und eine beinahe unzerstörbare Gesundheit. Erst unlängst hatte er das neunundvierzigste Jahr geschlossen, und das Gefühl ungeschwächter Kraft öffnete ihm die Aussicht auf eine noch sehr lange Reihe von Jahren; und dennoch sollten die so eben in Syrien gewonnenen Trophäen die letzten seines Lebens seyn. Die Hand tückischer Bosheit eilte jetzt dem Gange der Natur um viele Jahre zuvor. Als nämlich der Kaiser auf seiner Rückkehr nach Constantinopel durch Cilicien kam, und besonders in der

Gegend von Anazarbus und Podandus den Reichthum eines mit allen Erzeugnissen einer verschwenderischen Natur überfüllten Bodens, zugleich auch die Menge prächtiger Paläste und Meierhöfe, anmuthiger Gärten, üppiger, mit zahllosen Heerden bedeckter Fluren rc. bewunderte, gelegenheitlich dabei fragte, wer dann die Besitzer dieser herrlichen Domainen wären, und man ihm sagte, daß Alles, so weit sein Auge reiche, seinem Minister, dem Verschnittenen Basilius gehöre, rief er in edelm Unwillen aus: „Also war es für diesen, daß wir fochten „und siegten; für einen Verschnittenen haben wir „uns allen Gefahren blosgestellt, unser und unserer „tapfern Kriegsgefährten Blut vergossen, und das „Vermögen unserer Völker und treuen Unterthanen „erschöpft!" — Ermuntert, oder vielmehr kühn gemacht durch diese Aeußerungen des Monarchen, entdeckten ihm nun Einige aus seiner Umgebung, daß der Geiz des Ministers keine Schranken kenne, und die unersättliche Habsucht dieses Eunuchen am Ende noch das Mark aller Provinzen des Reiches verschlingen werde. Diese Worte gingen nicht unbeachtet an den Ohren des Kaisers vorüber, gelangten aber auch bald zu jenen des Basilius, der längst schon mit einer Menge Creaturen den Kaiser umgeben hatte. Eiligst ward also jetzt, was vorgefallen war, nach Constantinopel an den allmächtigen Minister berichtet; und nun dauerte es nicht lange, so fiel der Kaiser plötzlich in eine unheilbare tödtliche Krankheit, deren ganzer Charakter das Gepräge der Vergiftung trug; so wie auch alle mit dem Tode dieses trefflichen Monarchen verbundenen Umstände nur zu sehr zu dem Verdacht eines ihm beigebrachten Giftes berechtigen. Wirklich lief auch lange Zeit das Gerücht, Basilius habe den Mundschenk des Kaisers bestochen, und dieser seinem Herrn auf einem am

Fuße des Olympus gelegenen, einem Enkel des Romanus Lecapenus gehörigen Landhause den tödtlichen Trunk gereicht. Der Kaiser selbst zweifelte weder an der Natur seiner Krankheit, noch an der Hand, die ihm den Tod gegeben, aber stets sich selbst gleich, verbot er auf das strengste, irgend eine gerichtliche Untersuchung deswegen anzustellen. — Den Tod schon in dem beinahe völlig erloschenen Auge, wie in der nur mit der größten Beschwerniß athmenden Brust, eilte er jetzt nach Constantinopel. Er sehne sich, sagte er, nach der Wohnung, die er sich in der dem Erlöser geweihten Kirche habe erbauen lassen. Aber diesmal verstummte bei seiner Ankunft in Constantinopel der Jubel des Volkes, oder verwandelte sich vielmehr in ein allgemeines Klaggeschrei. Tzimisces fühlte, daß er der Erde nicht mehr angehöre; er entschlug sich daher aller Geschäfte, und sich schon als einen Bürger einer höhern Welt betrachtend, lauschte sein von allen zeitlichen Sorgen völlig entfesselter Geist jetzt blos den aus der Ewigkeit zu ihm herüber klingenden Tönen, unvernehmbar unter dem Geräusche und Gewühle der Welt, aber deutlich und vernehmbar dem, vor dessen zagendem Blicke sich die Pforten der Ewigkeit öffnen. Nicolaus von Adrianopel wich jetzt nicht mehr von der Seite des sterbenden Monarchen. Bei diesem frommen, erleuchteten Bischofe legte er, unter allen Merkmalen einer tief gefühlten Zerknirschung, seine letzte Beicht ab, empfing aus dessen Händen die heilige Eucharistie und alle Tröstungen der Religion, und in den Armen des laut weinenden, laut zu Gott flehenden Bischofes gab Tzimisces auch seinen Geist auf.

6. Johannes Tzimisces war einer der größten und liebenswürdigsten Kaiser, die seit dem Augen-

blicke, da es dem Octavius Augustus gelang, der römischen Welt die Idee der Alleinherrschaft einzuzaubern, je noch im Abend- oder Morgenland den Kaiserthron bestiegen hatten. Mit einem Alles schnell auffassenden, und eben so schnell durchdringenden Verstande verband er ein für die ganze Natur und alle ihre Geschöpfe erweitertes Herz, und mit den seltensten Eigenschaften eines Regenten alle Tugenden eines für das Wohl jedes Einzelnen glühenden Menschenfreundes. Eine Gnade zu erweisen, irgend ein gebrochenes Herz wieder aufzurichten, oder das Geschrei des Jammers in Töne der Freude zu verwandeln [1]), war ihm höchste Wonne. Nichts fiel seinem Herzen schwerer, als strafen zu müssen. Selbst da, wo die Sicherheit des Staats ihm Strenge zum Gesetze machte, wußte er nicht selten das Gebot der Staatsklugheit mit der ihm angeborenen Milde zu vereinigen [2]); kurz, ohne es auszusprechen, war des

1) Wie er z. B. bei der Eroberung von Pereslawez that, wo er auch, mitten unter dem Tumulte der Waffen und dem Geschrei des Sieges, die sanfte Stimme der Menschlichkeit hörte, die jammernden Einwohner, obgleich Tausende derselben in dem feindlichen Heere eingereihet waren, dennoch in Schutz nahm, und alles Elend einer mit Sturm eroberten Stadt von ihnen abzuwenden suchte.

2) Als im Anfange der Regierung des Tzimisces Bardas Phokas, ein Sohn des Europalaten Leo, Bruders Nicephorus II., sich empört hatte, und der Vater, im Einverständniß mit dem Sohne, in das Lager der Aufrührer eilte, aber unter Weges aufgefangen und, weil der Theilnahme an der Empörung überwiesen, von dem Senat zum Verlust beider Augen verurtheilt ward, ließ der Kaiser dem Scharfrichter in Geheim den Befehl geben, daß er dem Verurtheilten nicht wirklich die Augen ausstechen, sondern nur so dergleichen thun, jedoch dem Leo deutlich zu verstehen geben sollte, daß diese Schonung blos Folge

Imperators Titus durch alle Jahrhunderte hindurch so sehr gefeiertes Wort, das Amici! diem perdidi, im ächten Sinne der Wahlspruch dieses eben so großen als liebenswürdigen Monarchen. Als Feldherr übertraf Tzimisces selbst seinen kriegerischen Vorgänger Nicephorus II. Alle seine Plane zeugen von großen strategischen Ansichten, und in seiner Persönlichkeit fand er oft Hülfsquellen, die ihn selbst zum Gegenstande der Bewunderung seiner Feinde machten. — Aber wie sehr und wie schmerzhaft ist es nicht zu bedauern, daß ein so schönes, beinahe über jeden Vergleich erhabenes Leben dennoch durch eine Greuelthat, nämlich durch die Ermordung des Nicephorus, mußte befleckt werden. Unstreitig sollte die Betrachtung, daß selbst ein Tzimisces in einer unbewachten Stunde so tief fallen konnte, uns zu der tiefsten Demuth herabstimmen; denn, wenn über solche selbst moralisch große, und von der Natur mit einem so reich ausgestatteten Herzen begabte Männer

---

seines eigenen Mitleidens mit dem traurigen Schicksale eines einst so angesehenen und hochgestellten Mannes sey. Natürlich geschah, wie der Kaiser befohlen hatte; und als nachher auf der Insel Lesbos, wohin Leo war gebracht worden, dessen Familie und Freunde ihn sehend und mit beiden Augen wohl erhalten wieder fanden, glaubten sie sämmtlich und auch Leo selbst, er habe diese Wohlthat blos dem gefühlvollen Herzen des Scharfrichters zu danken. Cedrenus und Zonaras erzählen sogar, der Senat habe den Leo zum Tode verurtheilt, der gütige Kaiser aber ihm gänzlich verzeihen wollen; damit jedoch, durch solches Beispiel der Straflosigkeit, nicht noch andere Unzufriedene, deren es besonders im Anfange seiner Regierung viele gab, zu gleichem Frevel möchten ermuntert werden, habe er das Todesurtheil in die Strafe des Verlustes beider Augen gemildert, und hierauf sogleich dem Scharfrichter den oben erwähnten Befehl ertheilen lassen.

wilde Leidenschaft dennoch einen Sieg erringen und zu blutigem Frevel sie hinreißen konnte, was haben erst nicht Wir zu fürchten? wir, die wir, und zwar vom Ersten bis zum Letzten, in Vergleich mit so edeln, hohen Naturen, doch größtentheils nichts als wahre Jammergestalten sind. — Lange bevor Tzimisces an den Purpur denken konnte, und als Unterfeldherr an den Grenzen Kleinarmeniens stand, lernte er den im Rufe der Heiligkeit stehenden, unfern der Stadt Colonia eine Höhle bewohnenden Einsiedler Theodor kennen. Dieser sagte ihm damals schon, daß er zur Herrschaft gelangen würde; sollte er jedoch, fügte der erleuchtete Seher hinzu, dem Gang der Ereignisse vorgreifen, und durch irgend eine Gewaltthat sich des Thrones bemächtigen, so würde seine Regierung nur von kurzer Dauer seyn. Als nun wirklich Tzimisces den Thron bestiegen hatte, mithin der erste Theil der prophetischen Verkündigung des gottseligen Eremiten in Erfüllung gegangen war, erhob Tzimisces denselben auf den gerade um diese Zeit erledigten Patriarchalstuhl von Antiochien, auf welchem Theodor, obgleich alle Pflichten seines erhabenen Berufs mit Würde erfüllend, doch seiner Demuth und Selbstverläugnung nach noch immer das Leben eines nur Gott und in Gott lebenden Einsiedlers führte. Leider ward nun aber auch der zweite Theil des prophetischen Wortes Theodors erfüllt. Tzimisces herrschte nur sechs Jahre und fünf Monate, und starb im fünfzigsten oder einundfünfzigsten Jahre seines thatenreichen, ruhmvollen Lebens. Drei Tage vor seinem Tode ließ er seinen ganzen Privatschatz unter die Armen austheilen, von welchen besonders die mit der fallenden Sucht Behafteten, die er stets als die Unglücklichsten aller Unglücklichen bemitleidete, ganz vorzüglich die Wirkungen seiner Milde empfanden. Die Trauerscene, die den

letzten Akt dieses großen Lebens schloß, die Beerdigung des todten Kaisers nämlich, ward mit ganz außerordentlicher Feierlichkeit begangen, und die vielen dabei geflossenen aufrichtigen Thränen waren unstreitig die schönsten, selbst in der Ewigkeit noch fortblühenden Blumen, die nun das Grab des großen Verstorbenen schmückten. — Hätte es in dem Plane der Vorsehung gelegen, daß das oströmische Reich seine ehemalige Größe und Würde wieder erhalten sollte, so wäre es gewiß ein Monarch, wie Johannes Tzimisces gewesen, dessen sich die Allmacht als eines Werkzeuges dazu würde bedient haben.

IV.

1. **Basilius II. und Constantin VIII.** — Nach zehnjähriger, für die rechtmäßigen Thronerben nicht immer ganz gefahrloser Vormundschaft gelangten jetzt endlich nach Tzimisces Tod Romanus II. beide Söhne, Basil II. und Constantin VIII., zur Herrschaft[1]). Aber wegen ihres immer noch zu zarten Alters — der Aelteste war erst siebenzehn, der Andere fünfzehn Jahre alt — der Regierung unfähig, bedurften sie eines Führers, den sie in der Person des Verschnittenen Basilius gefunden zu haben glaubten. Durch seine Geschäftskenntniß und vieljährige

---

1) Für die beiden Söhne des Romanus war es ein Glück, daß ihre zwei Vormünder, Nicephorus und Tzimisces, die zugleich auch ihre höhern Machtgenossen waren, keine Kinder, mithin auch keine große Versuchung hatten, sie des Rechts der Nachfolge zu berauben. Von der edeln Denkart des Tzimisces wäre in keinem Falle für sie etwas zu befürchten gewesen; und offenbar war der allzufrühe Tod desselben für beide junge Monarchen eher ein Unglück, als ein Gewinn.

Erfahrungen würde derselbe unstreitig den jungen Prinzen ein trefflicher Lehrer in der Regierungskunst gewesen seyn, hätten nur auch noch einige Funken von Edelmuth in seiner Seele geglimmt. Wie alle Seinesgleichen hatte er weder das Wohl des Staates, noch das Beste der beiden Kaiser, sondern blos sein eigenes Interesse im Auge; und seine Herrschaft dauernd zu machen, und die zwei jungen Fürsten in einer ewigen Abhängigkeit von sich zu erhalten, war jetzt der einzige Zweck seines Strebens. Wahre Staatsklugheit muß auf Gerechtigkeit basirt seyn. Aber Basilius, mehr schlau als wahrhaft klug, und eben so arglistig als schlau, hatte keine andere Politik, als die eines egoistischen, herrschsüchtigen Autokrators. Statt die jungen Fürsten auf die Bahn der Tugend, Ehre und Thätigkeit zu führen, suchte er alle Lust zur Arbeit und zu Geschäften in ihnen zu ertödten, die durch vernachlässigte Erziehung ihnen schon eigen gewordene Verachtung gegen Künste und Wissenschaften immer noch mehr zu nähren, dann beide auch nach und nach mit einem Gewebe von Zerstreuungen und Freuden, ja selbst den unerlaubtesten, aber ihrem jugendlichen Temperament um so mehr entsprechenden Vergnügungen so völlig zu umstricken, daß ihnen keine Zeit mehr übrig bleiben könnte, ihren Geist zu irgend einem ernsten Geschäft zu erheben. Sein Wunsch war, und um ihn zu erfüllen, that er alles Mögliche, daß Basil wie Constantin in den Armen der Wollust sorgenlos alle ihre edlern Kräfte vergeuden, und dann, ihre gänzliche Erschlaffung und völlige Unfähigkeit zum Regieren fühlend, sich bloß mit dem äußern Pomp eines Monarchen begnügen, ihm aber unbedingt die Leitung aller Geschäfte überlassen möchten. Da die von Tzimisces aus Constantinopel verbannte Kaiserin bei ihren beiden Söhnen immer noch in großem Ansehen

stand, so rief Basilius sie jetzt aus der Verbannung zurück. Schon durch ihre Zurückberufung fühlte sich Theophano dem Basilius dankbar verpflichtet; aber noch mehr gewann sie derselbe durch die bedeutenden Einkünfte, die er ihr zu ihrem Unterhalt anwieß, so wie durch die glänzende Stellung, die sie jetzt in dem Palaste und an dem Hofe wieder einnahm; und Theophano, durch selbst gemachte Erfahrungen belehrt, und keine Lust mehr fühlend, sich neuen Stürmen und Intriguen bloszustellen, mischte sich von jetzt an in keine Staatsgeschäfte, lebte blos ihren Vergnügungen, und in dem besten Einverständniß mit dem Minister, ward sie dessen kräftige Stütze bei ihren beiden Söhnen.

2. Dieses eines solchen Ministers würdige Meisterstück war also dem Basilius vollkommen gelungen; aber nicht so leicht ward es ihm mit der Entfernung des Sklerus. Jetzt, nach dem Tode des Tzimisces, war unstreitig Sklerus der größte und talentvollste Feldherr des Reiches. Schon vor einigen Jahren hatte er den Verdacht, nach dem Throne zu streben, auf sich gezogen, jedoch Tzimisces ihm großmüthig verziehen. Die Minderjährigkeit und Unthätigkeit der beiden Kaiser konnte die Lust zu herrschen in ihm auf das neue wieder wecken. Basilius glaubte, ihm hiezu die Mittel entziehen zu müssen. Er nahm ihm also den Oberbefehl über die Legionen des Orients, und sandte ihn mit dem, ihn wegen des Verlustes der obersten Feldherrnstelle wenig oder gar nicht entschädigenden Titel eines Dux nach Mesopotamien, um dort den unbedeutenden Einfällen sarazenischer Räuber Einhalt zu thun. Da Basilius wußte, daß der tapfere Burzas des Sklerus Freund sey, so ernannte er, um beide von einander zu trennen, jenen ebenfalls mit der Würde eines Dux, jedoch mit ungleich

größerer Gewalt, zum Befehlshaber von Antiochien und dessen Gebietes. Aber Sklerus war nicht der Mann, der sein gekränktes Gefühl hinter süßlichen Worten oder einer erkünstelten Freundlichkeit hätte verstecken wollen. Laut klagte er also über den schwarzen Undank des Ministers, tadelte schonungslos dessen Administration in allen ihren Theilen, und bedauerte das Schicksal der beiden jungen Monarchen, die in der Hand eines Verschnittenen die willenlosen Werkzeuge seiner Ungerechtigkeit seyn müßten. Natürlich kamen solche Aeußerungen dem von zahllosen Spionen gut bedienten Minister bald zu Ohren, und nun ließ Basilius dem Sklerus sagen, daß, wenn er mit der ihm angewiesenen Stellung nicht zufrieden wäre, es nur von ihm abhinge, für immer aller Staatsämter und Ehrenstellen entlediget zu werden. Die Regierung würde sehr gerne es ihm gestatten, auf einem seiner Güter ganz in Ruhe zu leben, seinen Körper zu pflegen, und auch dort, weil Niemand ihn hören könnte, recht nach Herzenslust über die Regierung zu lästern. — Daß Basilius ihn fürchte, und daher von dem Heere zu entfernen suche, dieß hätte Sklerus demselben verziehen; daß er ihn aber verachte, und seiner sogar noch spotte, dieß konnte und wollte der mit so vielen Lorbeeren gekrönte Sieger nicht ertragen. Noch in derselben Nacht verließ er Constantinopel, ging über den Bosphorus und eilte zu dem Heere, das er so oft zum Siege geführt, und dessen Liebling er längst schon geworden war. Mit offenen Armen ward er empfangen. Es kostete ihn wenig Mühe, Unterfeldherren, Officiere und Soldaten in sein Interesse zu ziehen. Alle fühlten sich durch die ihrem Feldherren angethane Schmach tief gekränkt. Sklerus ward zum Kaiser ausgerufen, und unter dem wilden Jubel des

Heeres wand er sich selbst das Diadem um die Stirne und legte den Purpur an.

3. Die Nachricht von der Empörung des Skle- rus, und daß alle Legionen des Orients ihm gehul- diget, erregte nicht wenig Bestürzung am Hofe von Constantinopel. Mit seiner ihm eigenen Thätigkeit bemächtigte sich Sklerus mehrerer festen Plätze in Mesopotamien, deren Festungswerke er verstärkte, starke Besatzungen hineinlegte, auch Magazine darin aufschüttete, und die ihm nun zu Waffenplätzen, und im Rücken seines Heeres zu Stützungspunkten dessel- ben dienen konnten. Um das nöthige Geld zu seinem Feldzuge zu erhalten, nahm er alle öffentlichen Gelder in Beschlag, ließ dann viele der vermögendsten Ein- wohner im Lande, von denen er wußte, daß sie der Regierung ganz besonders ergeben wären, verhaften, und zwang sie, mit ungeheuern Summen ihre Frei- heit zu erkaufen. Auch mit einigen benachbarten Emirs schloß er Bündnisse, erhielt von ihnen Trup- pen und Geld, nahm mehrere Hundert trefflich be- rittene Araber in seinen Sold und unter seine Leib- wache auf, und stand schon nach wenigen Wochen furchtbar gerüstet da, um einen Kampf zu beginnen, dessen Preis der Thron von Constantinopel seyn sollte. — Um einen Brand, der, wie vorauszusehen war, in kurzer Zeit sich über halb Asien verbreiten würde, in seinem Entstehen zu ersticken, glaubte Basilius, den Weg der Vermittelung versuchen zu müssen. Der Bischof von Nicomedien ward demnach in das Lager der Empörer geschickt. Dieser eben so fromme und tugendhafte als gelehrte Prälat ließ nichts unversucht, um den Frieden und die Ruhe im Reiche zu erhal- ten. In den lebhaftesten Farben stellte er dem Skle- rus das Verderbliche eines bürgerlichen Krieges, und

alles im Gefolge desselben heranziehenden Elendes vor; er erinnerte ihn an die Gefahren, denen er sich selbst aussetzte, machte ihm überdieß die glänzendsten Verheißungen, und erschöpfte seine ganze Beredsamkeit, um ihn zu bewegen, von seinem gefahrvollen Beginnen abzustehen. Ohne ihn zu unterbrechen, ließ Sklerus den Bischof sprechen; als er aber geendet hatte, zeigte er ihm die angelegten purpurnen Halbstiefel, die zu tragen es nur den Kaisern erlaubt war. „Ehrwürdiger Bischof," sagte er dann, „glaubt Ihr wohl, daß Derjenige, der diese einmal „angelegt, sie gefahrlos auch wieder ablegen könne? „Gehet und meldet Denjenigen, die Euch gesandt, „daß, wenn sie Friede haben wollen, es kein ande„res Mittel dazu gibt, als mir das Reich abzutre„ten, und mich für ihren Kaiser und Herrn zu „erkennen."

4. Der Krieg war also unvermeidlich. Aber der Hof von Constantinopel hatte Mühe, einen Mann zu finden, der an Tapferkeit und kriegerischen Talenten dem Sklerus gleich, den Oberbefehl über das kaiserliche Heer übernehmen könnte. Drei Feldherren, die Basilius gegen den Sklerus sandte, wurden nach einander geschlagen; der eine blieb in der Schlacht, der andere ward gefangen. Dieses glänzende Waffenglück vermehrte nun ungemein den Anhang des Sklerus. Patricier und Senatoren eilten zu ihm in das Lager, und eine Menge Officiere und Soldaten verließen die kaiserliche Fahne, und gingen zu dem Sieger über. Auch Burzas, den Basilius gewonnen zu haben geglaubt hatte, trat jetzt auf die Seite seines alten Freundes, und übergab ihm die reiche, wohl befestigte und ihrer Lage wegen so ungemein wichtige Stadt Antiochien. Die Soldaten und Matrosen der in dem Hafen von Atalea vor

Anker liegenden Flotte legten ihren Befehlshaber in Bande, erklärten sich für die Sache des Sklerus, und erbaten sich von demselben einen andern, ihm völlig ergebenen Admiral. Sklerus sandte den Curtices; und während er jetzt selbst aus Kleinasien immer weiter vordrang, und alle Städte, bei denen er vorüberzog, ihm freiwillig ihre Thore öffneten, brandschatzte Curtices alle Inseln des ägäischen Meeres, drang in den Hellespont, und eroberte die Stadt und den Hafen von Abydus. Herr des Meeres, nahm er alle auf demselben segelnde Schiffe hinweg, schnitt Constantinopel alle Zufuhren auf dem Meere ab, und von der See- wie von der Landseite sah sich die Stadt nun gleich furchtbar bedroht. Curtices ward zwar bald darauf von Theodor Cantacarenes, einem erfahrenen Seemanne, geschlagen, und seine Flotte in dem Hafen von Abydus verbrannt, dieser Verlust jedoch durch die Thätigkeit des Constantins, eines Bruders des Sklerus, bald wieder ersetzt, und eine neue Flotte ausgerüstet. Constantin, durch das dem Curtices widerfahrene Unglück behutsamer gemacht, drang nicht in den Hellespont, blockirte aber denselben sehr strenge, so daß dadurch dem Hofe von Constantinopel seine Verbindung mit den von Sklerus noch nicht besetzten Provinzen Kleinasiens völlig abgeschnitten ward.

5. Mit jedem Tage stieg die Gefahr, und immer größer ward die Verlegenheit, einen Feldherrn zu finden, dessen Persönlichkeit nach so vielen Unfällen doch wieder zu neuen Hoffnungen berechtigen könnte. Durch den Drang gebieterischer Umstände ward Basilius jetzt gezwungen, sich mit mehr Wohlwollen als bisher des schon seit sechs Jahren auf der Insel Chios in der Verbannung lebenden Bardas Phokas zu erinnern. Derselbe war, wie man sich erinnern

wird, ein Sohn des Europalaten Leo, mithin Neffe des Kaisers Nicephorus, hatte gleich im Anfange der Regierung des Tzimisces sich gegen denselben empört, war aber von Sklerus zur Unterwerfung gezwungen, und von Tzimisces nur in so weit begnadigt worden, daß er zwar am Leben blieb, jedoch in den Clericalstand treten und nach der Insel Chios in die Verbannung wandern mußte. Basilius kannte des Phokas ausgezeichnetes, in der Familie des Nicephorus gleichsam erblich gewordenes, und bei ihm auch noch mit der größten persönlichen Tapferkeit und Körperstärke verbundenes Feldherrntalent, und hoffte nicht ohne Grund, daß die zwischen Sklerus und Phokas herrschende Feindschaft dem Eifer und den Anstrengungen des Letztern einen noch ungleich höhern Schwung geben würde. Den Cleriker ernannte er also jetzt zum obersten Feldherrn des Reiches, und zwar mit so unumschränkter Vollmacht, daß er, ohne bei Hofe anzufragen, Armeen anzuwerben, Contributionen zu erheben, fremde Truppen in Sold zu nehmen, mit den benachbarten Emirs Bündnisse zu schließen, kurz, Alles zu thun ermächtiget ward, was nur immer die jedesmalige Lage der Dinge und seine eigene Klugheit ihm vorschreiben würden.

6. Aber schon die Antretung seiner neuen Würde war für den Phokas mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Da durch eine feindliche Flotte der Hellespont gesperrt war, so konnte er nicht zur See nach Asien kommen, und nicht minder gefahrvoll war auch der Weg zu Lande, indem Sklerus bereits sich der Stadt Nicäa bemächtiget hatte. Phokas hatte jedoch keine Zeit zu verlieren. Er überließ sich also dem Zufalle, der ihn diesmal auch so sehr begünstigte, daß er, obgleich nur in äußerst schwacher Begleitung, und blos des Nachts seinen Weg fort-

setzend, sich ohne bemerkt zu werden durch alle feindliche Corps durchschlich, und endlich glücklich in Cäsarea ankam. Hier sammelte er die Trümmer des geschlagenen Heeres, rief alle dienstfähige Mannschaft zu den Waffen, erhielt auch von dem Sultan von Iberien ein ziemlich bedeutendes Hülfscorps, und sah sich in Kurzem im Stande, das blutige Würfelspiel auf das neue mit Sklerus zu beginnen. Aber alle Feldherrnkunst und Entschlossenheit des Phokas scheiterten an der Muthlosigkeit des eigenen, wie an der Kühnheit des stets zu siegen gewöhnten feindlichen Heeres. Auch er ward zweimal geschlagen, war aber jedesmal so klug, eine völlige Niederlage dadurch zu vermeiden, daß er, sobald er bemerkte, daß der Sieg sich entschieden auf die Seite seines Gegners neigte, sogleich zum Rückzug blasen ließ, und dann den letzten Colonnen seines Heeres sich anschließend, durch öfteres Frontmachen den Andrang der Feinde hemmte, und so den Rückzug seines Heeres so viel als möglich erleichterte.

7. Der blutige Kampf, der einer Kaiserkrone galt, schien jetzt seinem Ende zu nahen, und an der Sache der rechtmäßigen Thronerben verzweifelnd, erblickte schon ganz Asien, ja selbst der Kaliph von Bagdad, in Sklerus den künftigen Beherrscher des römischen Reiches, als ein unglücklicher Zufall dem bisher immer glücklichen Empörer alle Früchte seiner mehrjährigen Siege jetzt auf einmal wieder entriß. — Bardas Phokas, untröstlich, seinen ehemaligen, unter seinem Onkel, dem Kaiser Nicephorus, in so vielen Kriegen erworbenen Ruhm nun durch zwei nach einander verlorne Feldschlachten so sehr verdunkelt, oder vielmehr erloschen zu sehen, und daher fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben, führte sein obgleich schon zweimal besiegtes Heer noch einmal gegen den

Feind. Es sollte sein letzter Versuch seyn, der, wie er auch ausfallen möchte, doch wenigstens seinem hinsterbenden Ruhm ein seiner frühern Thaten würdiges Denkmal setzen sollte. An den Ufern des Halys, in einer weiten Ebene, kam es also zur dritten, und wie es vorauszusehen war, völlig entscheidenden Schlacht. Durch Belohnungen und die glänzendsten Versprechungen hatte Phokas seinem Heere wieder einigen Muth eingeflößt, und weit hartnäckiger und mörderischer als bisher, war daher diesmal der Kampf. Aber endlich griff Constantin, der vor ein paar Monaten den Oberbefehl über die Flotte dem Romanus, einem Sohne des Sklerus, übergeben hatte, und nun den rechten Flügel des Heeres seines Bruders befehligte, mit solchem Ungestüm die Reiterei des Phokas an, daß er sie in die Flucht schlug und völlig zerstreute. Auch dem Fußvolke entsank jetzt der Muth; und schon fing es an zu schwanken und auf allen Punkten zu weichen, als Phokas, um einer gänzlichen Niederlage zu entgehen, wieder selbst den Rückzug anordnete, und dann, voll Wuth über die Feigheit seines Heeres, und den Tod suchend, sich mitten in ein feindliches Geschwader stürzte, und, als er allda den Sklerus, der nur mit einem Theile seiner Leibwache sich in ziemlicher Entfernung vor der Front seines Heeres befand, erblickte, sogleich auf ihn zu sprengte, und ihn zum Zweikampfe aufforderte. Sklerus nahm die Ausforderung an; und zwischen beiden einander würdigen Helden begann nun ein Kampf, dem das den Sklerus begleitende Geschwader Reiterei, welches sich sogleich in einen Halbkreis formirt hatte, in ehrfurchtsvoller Stille zusah. Mehreren kräftig geführten Säbelhieben wich Phokas mit vieler Gewandtheit aus, bis er endlich, einen Augenblick erhaschend, in welchem Sklerus sich einige Blöße gab, demselben mit seinem Streitkolben einen

so heftigen Schlag auf den Kopf versetzte, daß er blutend und ganz betäubt auf den Hals seines Pferdes niedersank. In demselben Augenblicke wandte Phokas schnell wieder sein Pferd, sprengte durch die ihn umgebenden feindlichen Haufen hindurch, und kam, ohne von einem Pfeile oder Wurfspieße getroffen worden zu seyn, bei dem Nachzug seines sich in ziemlicher Ordnung zurückziehenden Heeres an. — Die Umgebung des Sklerus, die sich nicht einbilden konnte, daß Phokas unter so vielen Feinden dem Tode könnte entgangen seyn, beschäftigte sich jetzt blos mit ihrem Herrn. Die Wunde desselben war nichts weniger als tödtlich, nicht einmal sehr gefährlich; um sie auszuwaschen, führten sie ihn an eine nahe Quelle. Als man ihn aber vom Pferde hob, ward dieses scheu, riß sich los, lief gegen das Heer zurück, und rannte in voller Carriere längs der Fronte desselben hinab. Alle in der Armee kannten das Pferd ihres Feldherrn. Als sie dieses ohne seinen Reiter, und noch überdieß den Sattel ganz voll Blut sahen, glaubten sie nicht anders, als Sklerus sey erschlagen. Alle ihre Hoffnungen, besonders die der höhern Officiere, die blos auf der Erhebung ihres Feldherrn beruheten, stürzten jetzt plötzlich zusammen. Allgemeines Klaggeschrei erhob sich; an weitere Verfolgung des sich zurückziehenden Feindes ward nicht mehr gedacht; und da man das Band, welches bisher Alles zusammen gehalten, zerrissen glaubte, und Jeder sich nur mit dem eigenen, ihm bevorstehenden traurigen Schicksale beschäftigte, so erblickte man nun bald überall nichts als Muthlosigkeit, Unordnung und Verwirrung. — Indessen hatte sich Phokas mit seinem Heere, nachdem es sich eine Strecke zurückgezogen, auf einer Anhöhe wieder aufgestellt. Von dieser herab konnte er jenes der Feinde überschauen. Bald bemerkte er die unter demselben herrschende Verwir-

rung, errieth ohne große Anstrengung die Ursache davon, rückte demnach mit seinen Schaaren schnell von den Höhen herab, und stürzte sich mit dem größten Ungestüm auf das jetzt seines Feldherrn beraubte Heer, das nun auch, da es ohnehin schon Alles verloren glaubte, nicht den mindesten Widerstand mehr leistete, sogleich nach allen Richtungen hin floh, und, weil von Phokas hitzig verfolgt, sich endlich völlig zerstreute (977).

8. Es möchte schwer seyn, sich eine Vorstellung von dem zu machen, was in der Seele des Sklerus vorging, als er, nachdem er sich von seiner Betäubung erholt hatte, nun erfuhr, daß sein noch vor zwei Stunden siegreiches, für unüberwindlich gehaltenes Heer geschlagen, zerstreut und völlig vernichtet sey. — Aber den Mann, den das Glück bisher nie berauscht hatte, vermochte auch das Unglück nicht zu schrecken, noch viel weniger dessen Muth das bloße Spiel eines widrigen Zufalls zu beugen. Mit seiner Umgebung und ein paar Tausend Mann, die er in aller Eile noch sammeln konnte, ging er unverzüglich über den Euphrat, erreichte nach einigen sehr angestrengten Märschen die auf den Grenzen Mesopotamiens und Syriens liegende Feste Miarsatin, und schloß sich mit seinen Leuten in dieselbe ein. Von hier aus schickte er seinen Bruder Constantin an den Kaliphen von Bagdad. Er stand mit demselben in einem sehr freundschaftlichen Verhältniß, und ließ ihn jetzt um Unterstützung an Geld und Truppen ersuchen. Aber die Politik kennt keine andere Bande der Freundschaft, als blos jene, die gegenseitiges Interesse knüpft; und da die Glückssonne sich jetzt von Sklerus abgewandt hatte, so fingen auch seine politischen Freunde an, nach und nach zu erkalten. Der Kaliph, oder vielmehr der ihn beherrschende Emir al-Omra,

zögerte ungemein mit der Antwort, verschob dieselbe immer von einer Woche auf die andere. Dem Skle-rus erlaubte seine Ungeduld nicht, so lange zu war-ten. In Begleitung von dreihundert seiner Getreuen begab er sich selbst zu dem Kaliphen nach Bagdad, ward dort äußerst wohlwollend empfangen, und die Unterhandlungen nahmen nun bald einen für ihn so günstigen Gang, daß er mit Grund hoffen konnte, künftiges Frühjahr an der Spitze eines Sarazenen-heeres in das Reich zurückzukommen. Aber nun war es abermal ein gar nicht vorherzusehender, nicht zu berechnender Incidentfall, an dem alle diese schönen Hoffnungen scheiterten. Zu Constantinopel hatte man des Sklerus Aufenthalt an dem Hofe von Bagdad erfahren. Unverzüglich ordnete also der Kaiser einen Gesandten mit reichen Geschenken an den Kaliphen, um wegen der Auslieferung des Sklerus mit dem-selben zu unterhandeln. Durch seine Freunde, deren er noch sehr viele, nicht blos im Reiche, sondern auch in Constantinopel und sogar am Hofe des Kai-sers hatte, ward Sklerus bei Zeiten davon unter-richtet. Nicht ohne Grund befürchtend, daß der ver-führerische Reiz des Goldes gar leicht die ohnehin nicht überwiegende Großmuth des Kaliphen und sei-nes Vezirs besiegen könnte, sann er auf Mittel, eine Annäherung beider Höfe, es koste, was es wolle, zu verhindern. Den Kaliphen machte er demnach wegen dessen eigener Sicherheit besorgt. Er wisse, sagte er, aus zuverlässiger Quelle, Uranus, so hieß der griechische Gesandte, habe den geheimen Auftrag, den Kaliphen mit Gift aus dem Wege zu räumen, und um unter der Dienerschaft desselben sich einige Gehülfen und tüchtige Werkzeuge dazu zu er-kaufen, führe er große Schätze bei sich. Auf den sogenannten Beherrscher der Gläubigen machte diese Diplomatie, die auch heut zu Tage noch nicht außer

Mode gekommen ist, einen solchen Eindruck, daß er auf der Stelle Befehl gab, den Gesandten, so wie er das sarazenische Gebiet betreten würde, alsogleich zu verhaften. Leider ward aber jetzt Sklerus in derselben Schlinge, die er dem Uranus gelegt, selbst gefangen. Unter den Briefschaften des Gesandten fand man nämlich auch einen eigenhändig von dem Kaiser an den Sklerus geschriebenen Brief, in welchem Basil ihm nicht nur Verzeihung und völlige Vergessenheit alles Geschehenen versprach, sondern auch noch die schmeichelhaftesten Anerbietungen machte, wenn er unverzüglich in das Reich zurückkommen, und sich ihm als seinem rechtmäßigen Herrn und Kaiser unterwerfen würde. — Wo böser Argwohn einmal Wurzel gefaßt, da wird auch das Einfachste und Unbedeutendste bösartig gedeutet. Der Kaliph befürchtete jetzt, daß, wenn Sklerus, was sehr leicht möglich wäre, sich mit dem Kaiser wieder aussöhnte, er höchst wahrscheinlich denselben Auftrag, den man dem Uranus gegeben, nun selbst übernehmen möchte. Seiner eigenen Sicherheit wegen ließ er also nun auch den Sklerus verhaften, und ihn als einen Gefangenen in ein nicht sehr weit von Bagdad gelegenes festes Schloß abführen.

9. Der Kaliph, der mit dem griechischen Hofe in keine neuen Verdrießlichkeiten gerathen wollte, ordnete unverzüglich eine Gesandtschaft nach Constantinopel, theils um wegen der Verhaftung des griechischen Gesandten sich zu entschuldigen, theils auch wegen der Auslieferung des Sklerus Unterhandlungen anzuknüpfen. Er und sein Vezir glaubten, die gegenwärtige Gelegenheit auf das Vortheilhafteste benutzen zu müssen. Ihre Forderungen waren demnach im höchsten Grade überspannt. Sie begehrten nicht blos eine ungeheure Summe Geldes, die auch wahr-

scheinlich der Kaiser ihnen gegeben haben würde; sondern überdieß noch die Herausgabe aller von Tzimisces in Syrien und Mesopotamien eroberten Städte. Dazu konnte nun unmöglich der Hof von Constantinopel seine Einwilligung geben. Die Unterhandlungen zogen sich also ungemein in die Länge, verloren aber für den Kaiser immer mehr und mehr ihre anfängliche Wichtigkeit, indem während der Zeit, da man unterhandelte, die Empörung des Sklerus so völlig gedämpft ward, daß auch dessen treueste Anhänger sich nach und nach unterwarfen, und die festen Plätze, die sie inne hatten, dem Kaiser übergaben [1]). Indessen gingen die mit dem Hofe von Bagdad nun einmal angefangenen Unterhandlungen, in die sich bald, wie dieß gewöhnlich zu geschehen pflegt, auch noch mancherlei andere Forderungen und

1) Selbst nach der Niederlage des Sklerus hatten mehrere seiner tapfersten Anhänger sich verschiedener, theils in Lydien, theils auch in Phönizien und Carien liegenden festen Schlösser bemächtiget, aus welchen sie öftere Ausfälle machten, und die umliegenden Gegenden beunruhigten und plünderten. Dieses Unwesen trieben sie ein paar Jahre, und zwar nur deswegen, um auf ihre Unterwerfung einen höhern Preis setzen zu können, der jedoch gewöhnlich blos darin bestand, daß man ihnen persönliche Freiheit und völlige Straflosigkeit zusichern mußte, worauf sie sich und ihre festen Schlösser ergaben. — Der Treueste von Allen, die Sklerus gehuldiget hatten, und der auch die meiste Ausdauer bewies, war ein Araber, Namens Abdallah. Sklerus hatte ihn zum Befehlshaber von Antiochien ernannt; und Abdallah behauptete diese Stadt noch immer für seinen Herrn, als dieser längst schon in den Gefängnissen von Bagdad gleichsam begraben lag. Erst als die Sache des Sklerus unwiderbringlich verloren schien, ließ er sich von dem nachherigen Bischof Agapias von Antiochien bereden, sich und die Stadt an den Kaiser zu ergeben.

gegenseitige Beschwerden geflochten hatten, daher nur noch verwickelter geworden waren, noch einige Zeit ihren matten Gang fort, bis endlich der junge Kaiser, der indessen andere, ihm mehr zusagende Beschäftigungen gefunden hatte, von der ganzen Sache nichts mehr hören wollte.

10. Mit den Bulgaren nämlich, die ihre ehemalige politische Selbstständigkeit wieder erlangen wollten, war indessen ein blutiger Krieg ausgebrochen [1]). Der nunmehr siebenundzwanzigjährige Kaiser Basil, der gegen diese Feinde seine Ritterspore verdienen wollte, hatte sich jetzt selbst an die Spitze seines Heeres gesetzt, aber leider dieser sein erster Feldzug mehr schmach- als ruhmvoll geendet. Dieser mißlungene Versuch des Kaisers hatte in der Staatsverwaltung zu Constantinopel bedeutende Veränderungen zur Folge, die jedoch unter den mehrsten Großen sowohl am Hofe als im Heere nichts als Unzufriedenheit und Mißvergnügen erzeugten. Auch Bardas Phokas gehörte zu der Anzahl der Mißvergnügten. Seit seinem durch eine Laune des Kriegsglücks ihm in die Hände gespielten Sieg über Sklerus hatte er als oberster Feldherr den Legionen des Orients vorgestanden, einige Emirs in Syrien und Mesopotamien, die den von Tzimisces ihnen auf-

1) Da dieser Krieg, weil einigemal unterbrochen, mehrere Jahre und zwar anfänglich mit wechselndem Erfolge dauerte, erst gegen das Ende zu einem entscheidenden Resultat führte, daher auch zu den merkwürdigsten Ereignissen der Regierung Basilius II. gehört, mithin die Geschichte desselben nicht in fragmentarischen Berichten, sondern in ihrem vollen Zusammenhang gegeben werden muß; so können wir auch erst später, nämlich nach völliger Dämpfung der innern Unruhen, unsere Leser damit beschäftigen.

erlegten Tribut zu entrichten sich weigerten, wieder zum Gehorsam gebracht, die asiatischen Provinzen gegen die Einfälle der Sarazenen geschützt, und war überhaupt seit acht Jahren der Regierung mit Treue ergeben geblieben. Die Ursache seines Mißvergnügens war auch nicht eine Zurücksetzung von Seite der Regierung, sondern blos die Furcht, daß er in der Folge vernachlässigt, und seine dem Kaiser geleisteten Dienste vergessen werden könnten. Zudem war Abhängigkeit von einem Höhern für Phokas stets ein äußerst drückendes Gefühl; und sein jetziger Unmuth weckte nun um so leichter in ihm wieder jenen Ehrgeiz, der schon ehedem seines Strebens kein anderes Ziel als den Kaiserthron kannte. Da Phokas aus seinen Gesinnungen kein Geheimniß machte, so ward auch sein Hauptquartier in Kappadocien bald der Sammelplatz und Mittelpunkt aller Unzufriedenen im Heere wie am Hofe. Von diesen unaufhörlich noch mehr aufgeregt, reifte nun bei ihm bald sein wahrscheinlich schon seit längerer Zeit gefaßter Entschluß. Was dem Sklerus beinahe gelungen wäre, glaubte er, könne ihm, dem Besieger desselben, nicht mißlingen; und so ließ er sich nun im Sommer des Jahres 988 von seinem Anhange zum Kaiser ausrufen, und legte auf das neue den Purpur an, den wieder abzulegen er schon einmal vor ungefähr siebenzehn Jahren von Sklerus war gezwungen worden.

11. Seit neun Jahren schmachtete Sklerus in den Gefängnissen von Bagdad. Er selbst betrachtete sich schon als bürgerlich todt. Aber gerade als auch nicht ein matter, ferner Schimmer von Hoffnung für ihn leuchtete, schlug jetzt plötzlich für ihn die Stunde seiner Erlösung. — Die Perser, von jeher die Sarazenen und deren Herrschaft verabscheuend, hatten

sich unter der Anführung eines ihrer Großen, des tapfern Jnares, empört, viele Tausende unter ihnen wohnende Sarazenen ermordet, ein zahlreiches Corps Türken in ihren Sold genommen, und die gegen sie geschickten Heere des Kaliphen in mehreren Gefechten und Schlachten besiegt. Selbst Bagdad, der Hauptsitz des Kaliphats, ward jetzt von ihnen bedroht. Jn dieser mit jedem Tage steigenden Gefahr erinnerte sich der Kaliph, daß einer der größten römischen Feldherrn in seiner Gewalt wäre. Diesen wollte er nun an der Spitze seiner geschlagenen Heere gegen die Feinde schicken. Auf Befehl des Kaliphen öffneten sich also jetzt dem Sklerus ganz unerwartet die Thore seines Gefängnisses. Der Vezir selbst kam ihm entgegen, brachte ihm kostbare Geschenke, und führte ihn zu dem Kaliphen, der ihn sogleich mit seinen Wünschen bekannt machte, dabei eidlich ihm versprach, daß er nach Besiegung der Perser mit dem nämlichen Heere, das er ihm jetzt übergebe, in das Reich zurückkehren und seine alten Ansprüche auf den Thron wieder geltend machen könnte. Sklerus nahm den Antrag an, machte aber die Bedingung, daß, da er gewohnt wäre, blos Griechen oder Römer zu befehligen, der Kaliph nur alle in der Gefangenschaft befindlichen Griechen, deren Anzahl sich ungefähr auf fünftausend Mann belief, freigeben, gehörig bewaffnen und seinen Befehlen überlassen möchte. Gerne willigte der Kaliph und dessen Emir al-Omra in diese Forderung. Jn wenigen Tagen waren alle gefangenen Griechen frei und in Bagdad versammelt. Sklerus formirte aus denselben ein kleines, jedoch aus den verschiedenen nöthigen Waffengattungen bestehendes Heer, zu dem er sich von dem Kaliphen nur ungefähr noch tausend wohl berittene arabische Reiter ausbat. — Mit diesem kleinen Heere, das er jedoch bald mit seinem eigenen Heldengeiste zu

beseelen wußte, zog Sklerus gegen die Perser, überfiel sie bei nächtlicher Weile in ihrem Lager, und erschlug eine Menge derselben, worauf die Uebrigen, besonders da ihr Feldherr Inares im Treffen geblieben war, sich nach allen Weltgegenden zerstreuten. Sklerus rückte in das Herz der empörten Provinzen, fand nirgends Widerstand, und sein äußerst kurzer Feldzug endigte sich mit der gänzlichen Unterwerfung aller gegen das Kaliphat verbundenen persischen Städte. — Da Sklerus sich jetzt seines übernommenen Auftrags mit so ganz unerwartetem Erfolge entlediget hatte, kehrte er mit seinem kleinen Heere zurück, ging jedoch nicht nach Bagdad, sandte zwar dahin einige Tausend gefangene Perser und den größten Theil der gewonnenen reichen Beute, er selbst aber zog mit seinen tapfern, von ihm aus der Gefangenschaft befreiten, und daher ihm völlig ergebenen Griechen in angestrengten Märschen nach den Grenzen des Reiches, ging über den Euphrat, überrumpelte dort, da man ihn gar nicht erwartete, die Grenzfeste Malatia, und nahm den Commandanten derselben, den Patricier Basiliskus, sammt der zahlreichen Besatzung gefangen. Hier fand er reich aufgeschüttete Magazine, große Waffenvorräthe, nebst vielem nach Constantinopel bestimmten Gelde. Als er aber hier erfuhr, daß unlängst Bardas Phokas sich von seinem Heere zum Kaiser habe ausrufen lassen, so ließ er sich nun ebenfalls von dem seinigen als Kaiser begrüßen, und legte zum zweitenmale den Purpur und die purpurnen Halbstiefel wieder an.

12. Sklerus sah wohl ein, daß seine Macht nicht hinreichend sey, um zu gleicher Zeit dem Phokas und auch der Regierung von Constantinopel die Spitze zu bieten. An den Erstern ordnete er also eine Gesandtschaft, und ließ ihm vorstellen, daß,

wenn sie ihre Streitkräfte mit einander vereinten, der Erfolg gar nicht mehr bezweifelt werden könne, daß aber auch alsdann der Thron der gemeinschaftliche Preis des Kampfes, mithin eine Theilung des Reiches die nothwendige Folge davon seyn müsse. Bardas Phokas, der den Sklerus weder zum Genossen in der Herrschaft, aber auch noch viel weniger zum Gegner haben wollte, nahm dieses Anerbieten unverzüglich an, bezeichnete sogar schon die dem Sklerus zu überlassenden Ländertheile, nämlich ganz Syrien, Phönizien, Cölesyrien, Palästina und Mesopotamien; und da Sklerus mit dieser Theilung sich begnügte, ward der Vertrag abgeschlossen, von beiden Theilen unterzeichnet, und eidlich beschworen. — Auf öffentliche Treue und geschlossene Verträge, selbst den Barbaren heilig, sich verlassend, begab sich bald darauf Sklerus zu Phokas nach Charsiano in Kappadocien, um wegen des bevorstehenden Feldzuges sich mündlich mit ihm zu besprechen. Dieses Zutrauen ward von Phokas nicht erwidert. Uneingedenk seines gegebenen Wortes, wie des geleisteten Eides, ließ er dem Sklerus, sobald er ihn in seiner Gewalt sah, die kaiserlichen Insignien wieder abnehmen, und ihn nach der festen Burg Toripäum, wo Phokas auch seine Gemahlin und Schätze gelassen hatte, gefänglich abführen. — Zweimal hatte sich schon Sklerus mit dem Purpur geschmückt, und zum zweitenmale lag er jetzt in einem Kerker in Banden.

13. Nachdem der Winter unter fruchtlosen Unterhandlungen, aber desto thätigeren Zurüstungen zum Kriege vorüber gegangen war, brach Phokas im Anfang des Jahres 989 mit seinem Heere gegen Constantinopel auf. Er theilte dasselbe in zwei Abtheilungen; die eine sandte er unter dem Patricier Calocyros Delphinas nach Chrysopolis, Constanti-

nopel gegenüber, mit dem andern Heertheile rückte er vor Abydus. Er hoffte die Stadt bald zu erobern. Im Besitze derselben konnte er den Hellespont sperren, und die Einwohner Constantinopels, denen alsdann durch Sperrung des Hellesponts alle Zufuhr zur See, wie durch die Stellung des Calocyros bei Chrysopolis alle Zufuhr zu Lande abgeschnitten gewesen wäre, durch Hunger zur Uebergabe zwingen. Dieser an sich schon auf mancherlei täuschenden Voraussetzungen beruhende Plan scheiterte durch die Ungeschicklichkeit oder Fahrlässigkeit des Calocyros in allen seinen Theilen. Basil hatte von seinem Schwager, dem Großfürsten Wladimir von Rußland, ein zahlreiches Hülfscorps erhalten. Dieses, sammt der ebenfalls nicht unbedeutenden Besatzung, schiffte der Kaiser bei einbrechender Nacht in den im Hafen von Constantinopel liegenden Fahrzeugen ein, segelte, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, über die Meerenge, überfiel das feindliche Lager, und schlug und zerstreute das ganze bei Chrysopolis stehende Heer. Eine Menge der Feinde ward erschlagen, eine noch größere Anzahl gefangen genommen, und Calocyros an derselben Stelle, wo sein Zelt errichtet war, aufgehangen. Dieser Sieg belebte den Kaiser und dessen Heer mit neuem Muth. Selbst Constantin, Basils Bruder, zeigte sich jetzt zum ersten-, aber zugleich auch zum letztenmale in seinem ganzen Leben an der Spitze eines Heeres. Sämmtliche Streitkräfte, über welche Basilius verfügen konnte, wurden eingeschifft, und landeten nach einer kurzen Fahrt bei Lampsakus, hundert und siebenzig Stadien von Abydus. Phokas hob jedoch die Belagerung dieser Stadt nicht auf, sondern ließ einen Theil seiner Truppen die Belagerung fortsetzen, und rückte mit den übrigen dem Kaiser entgegen. Bald bekamen beide feindliche Heere sich zu Gesicht, und schon standen sie in Schlachtreihen ge-

ordnet einander gegenüber, und erwarteten das Zeichen zum Angriff; als Phokas auf den Kaiser, der längs der Fronte seines Heeres herabritt, und seine Soldaten zur Tapferkeit ermunterte, mit verhängtem Zügel und eingelegter Lanze anrannte, auf einmal aber, da er kaum noch ein paar Schritte von dem Monarchen entfernt war, sich wieder umwandte, auf eine nahe gelegene Anhöhe sprengte, dort vom Pferde stieg, und todt zu Boden fiel. — Ward Phokas in demselben Augenblicke, als er sich dem Kaiser näherte, vom Schlage getroffen? oder war sein plötzlicher Tod vielleicht die Folge eines schnell wirkenden Giftes? Dieß sind zwei Fragen, die weder damals beantwortet werden konnten, und noch viel weniger jetzt zu beantworten sind [1]). — Des Phokas plötzlicher Tod brachte dessen ganzes Heer in die größte Verwirrung. Alles war mehr auf schleunige Flucht, als ernsten Widerstand bedacht. Gleich bei dem ersten Angriff sah man die ganze weite Ebene mit Fliehenden bedeckt. Nur sehr wenige wurden daher auch getödtet, aber eine zahllose Menge Gefangener gemacht. — Nach diesem beinahe ganz unblutigen Sieg zeigte Basil ungemeine Mäßigung. Alle Gefangenen erhielten völlige Verzeihung. Nur die höhern Officiere wurden vor denselben gefordert, nach Constantinopel gebracht, und dort einer mehr schmählichen als schmerzhaften Strafe unterworfen. Rückwärts nämlich auf Eseln sitzend, mußten sie in dem Cirkus herumreiten,

1) Die Meinung, Phokas sey vergiftet worden, ward nachher doch die vorherrschende, und gewann auch daher einen ziemlichen Grad von Wahrscheinlichkeit, weil Phokas, wenn er in den Kampf ging, bevor er zu Pferde stieg, sich stets ein Glas Wasser geben ließ, und ihm auch diesmal sein Stallmeister Simeon wieder wie gewöhnlich, ungefähr eine halbe Stunde vorher, einen Trunk gereicht hatte.

und sich selbst in ihrer jetzigen Jammergestalt dem Volke zur Schau geben.

14. Aber bei allem dem war doch jetzt die Empörung noch nicht völlig gedämpft. Sobald die Gemahlin des Phokas dessen Tod erfahren hatte, entließ sie sogleich den Sklerus seiner Haft. Was bei Lampsakus der Gefangenschaft entronnen war, floh jetzt nach Toripäum. Auch noch andere der Anhänger des Phokas, und darunter Männer von Gewicht, fanden sich bei Sklerus ein, ihn ermunternd, sich auf das neue wieder mit dem Purpur zu schmücken, und den Krieg gegen die Söhne des Romanus fortzusetzen. Aber Sklerus war jetzt schon ziemlich weit in Jahren vorgerückt. Den Launen des wandelbaren Kriegsglückes wollte er sich nicht noch einmal, und zwar am Abend seines Lebens preisgeben. Die vielen ausgestandenen Gefahren und Mühseligkeiten, besonders die in den Gefängnissen von Bagdad erduldeten Leiden hatten seine Kraft gebrochen, seine Kräfte erschöpft; das Feuer seines Temperaments war erloschen; und nun, schon nicht mehr sehr ferne von dem Grabe, hatte auch für seinen Ehrgeiz selbst der Thron seine Reize verloren. Sein Wunsch war jetzt, im Schatten eines ruhigen und ehrenvollen Privatstandes seine ihm noch übrigen Tage zu verleben. Sklerus hatte einen Sohn, der ebenfalls Romanus hieß. Dieser hatte seinen Vater während dessen Empörung verlassen, und treu seinem rechtmäßigen Herrn, war er in dessen Dienste getreten. An Talenten dem Vater nicht unähnlich, hatte er bald das Zutrauen des Monarchen so sehr gewonnen, daß dieser, seit der Entfernung des Ministers Basilius, in allen und den wichtigsten Geschäften sich des jungen Romanus bediente. Dieser ward jetzt auch der Vermittler zwi-

schen seinem Vater und dem Kaiser. Skleros forderte blos vollkommene, aufrichtige Verzeihung, und anständige, würdevolle Behandlung für die übrige Zeit seines Lebens. Längst schon ehrte Basilius den Heldengeist des Skleros, wie dessen so ausgezeichnet glänzendes Feldherrntalent. Um so leichter bot nun der für alles Edle empfängliche Monarch die Hände zu einem Vergleich, da auch die Verdienste des Sohnes und dessen treue Anhänglichkeit an seinen rechtmäßigen Herrn zu Gunsten des Vaters sprachen. Basilius ließ also dem Skleros sagen, er möchte bedenken, wie viel Blut schon in einem Kampfe geflossen, den er blos zu Befriedigung seines Ehrgeizes begonnen habe. Gewiß würde er jetzt erkennen, daß es der König der Könige sey, der nach seinem Wohlgefallen, wem er wolle, Kronen und Reiche ertheile. Skleros möchte also nur kommen, und sich ihm unterwerfen. Seiner Gnade, deren Wirkungen er bald empfinden würde, könnte er vollkommen versichert seyn. — Skleros, durch dieses wahrhaft gemüthliche kaiserliche Schreiben vollkommen beruhiget über seine künftige Existenz, machte sich sogleich auf den Weg, und kam in das unfern von Lampsakus stehende kaiserliche Lager. Gleich am folgenden Tage nach seiner Ankunft ward Skleros zur Audienz des Kaisers geführt. Auf einem in dem kaiserlichen, nahe am Gestade des Meeres stehenden Zelte errichteten Throne erwartete ihn Basilius. Als der unter Siegen und Trophäen, wie unter den schrecklichsten Schlägen des Schicksals ergraute Held wegen körperlicher Schwäche und eines ihn erst unlängst befallenen Augenübels, auf zwei seiner Diener gestützt, mit zitterndem Schritte dem kaiserlichen Zelte sich nahete, und Basilius ihn von Ferne erblickte, rief dieser mit Erstaunen aus: „Wie, ist dieser gebrechliche Greis der Mann, der „uns und ganz Constantinopel so oft in Schrecken

„setzte? Vor wenigen Tagen wollte er noch ein „ganzes Reich beherrschen, und vermag heute ohne „fremde Hülfe kaum einige wenige Schritte zu gehen. „O Eitelkeit der Welt und alles menschlichen Treibens!“ — Aus Vergessenheit hatte Sklerus die purpurnen Halbstiefel nicht abgelegt. Dieß ward bei seinem Eintritt in das Zelt von dem Kaiser bemerkt, der sogleich sein Gesicht von ihm abwandte, und durch ein Zeichen mit der Hand seine Unzufriedenheit zu erkennen gab. Die Umgebung des Kaisers verstand diesen Wink, und deutete ihn dem Sklerus, der nun sogleich das dem Monarchen so mißfällige Costüm ablegte; worauf Basil sich von seinem Throne erhob, dem Sklerus entgegen ging, sich einige Zeit mit ihm sehr freundlich unterhielt, ihn hierauf zur Tafel einlud, mit ihm aus einem und demselben Becher trank [1]), und nach beendigtem Mahle ihn zu der Würde eines Europalaten erhob: nach der Kaiserwürde die erste im Reiche. — Diese Großmuth des Kaisers überlebte jedoch Sklerus nicht lange. Er starb wenige Jahre nachher; und der Held, der so viele Jahre hindurch halb Asien und einen Theil von Europa mit dem Geräusche seiner Waffen, wie mit dem Schrecken seines Namens erfüllt hatte, und dem kaum ein Kaiserthron genügen konnte, begnügte sich jetzt mit einigen Kubikschuhen kühler Erde.

V.

1. Zerstörung des Königreiches Bulgarien, und dessen bleibende Vereinigung mit

---

1) Eine auch noch heut zu Tage unter den Orientalen für heilig gehaltene symbolische Handlung zu Besiegelung eines zwischen Zwei oder Mehreren geschlossenen Bundes.

dem oströmischen Reiche [1]. — Des Kaisers Basilius II. glänzendste und ruhmvollste That ist unstreitig die Eroberung des Königreiches Bulgarien. Mehrere seiner Vorfahren, nicht minder kriegerisch als er, hatten es fruchtlos versucht, und die griechischen Waffen seit Jahrhunderten keinen so herrlichen Triumph mehr gefeiert. Er erinnerte an den großen Belisar und dessen Eroberung und Zerstörung des vandalischen Reiches. Zwar hatte Tzimisces schon nach seiner Ueberwindung der Russen Bulgarien als ein erobertes Land behandelt, daher auch die beiden Söhne des in einer Schlacht gegen die Russen gefallenen Königs Peter, Borizes und Romanus, mit sich nach Constantinopel geführt. Indessen überließ er doch sowohl die innere Verwaltung des Königreiches, als auch die Vertheidigung der vielen darin liegenden festen Städte größtentheils blos den Eingeborenen des Landes, und die Bulgaren waren eigentlich nur als eine den griechischen Kaisern zinsbare, nicht aber als eine völlig unterworfene, und dem oströmischen Reiche einverleibte Nation zu betrachten. So lange Tzimisces lebte, erhielten sein Ansehen und seine milde Regierung das Land in stummer Unterwürfigkeit; aber kaum war dieser große Kaiser todt, als auch bei den Bulgaren sogleich wieder der jeder Nation angeborene Trieb nach Unabhängigkeit erwachte. Da ihres letzten Königes

---

1) Wir sind jetzt gezwungen, einen Rückschritt in der Geschichte jener Zeit zu thun. — Der oft und bisweilen auf lange Zeit unterbrochene bulgarische Krieg fing weit früher an. Wir machten aber keine Erwähnung davon, theils damit die Fäden der Ereignisse sich nicht zu sehr in einander verwirrten, theils auch um den Lesern durch den ununterbrochenen Zusammenhang der Erzählung einen leichtern und vollständigern Ueberblick des Ganzen zu verschaffen.

beide Söhne außer Landes waren, so wählten sie vier aus dem ersten und edelsten Geschlechte entsprossene Brüder, Namens David, Moses, Aaron und Samuel, und übertrugen ihnen die gemeinschaftliche Regierung des Königreiches. Aber auch in der Brust der beiden in Constantinopel lebenden königlichen Prinzen Borizes und Romanus regte sich nach dem Tode des Tzimisces der Wunsch, den von ihren Vorfahren so lange besessenen Thron wieder zu besteigen. Beide entfernten sich also heimlich, mithin ohne alle Begleitung aus Constantinopel. Um desto unbemerkter durch das griechische Gebiet zu kommen, reisten sie nicht zusammen, sondern jeder allein. Bis an die Grenzen Bulgariens begegnete Borizes kein widriges Ereigniß; aber leider ward er hier, weil griechisch gekleidet, auch für einen Griechen gehalten, und daher in einem Walde von einem Bulgaren erschlagen. Romanus war mehr für den Privatstand, als für den Thron geboren. Von Natur aus sanft und friedfertig, lagen alle seine Wünsche innerhalb des beschränkten Horizonts eines stillen und ruhigen häuslichen Lebens; und da er jetzt die Regierung des Königreiches in andern Händen sah, so entsagte er freiwillig allen seinen Ansprüchen auf den Thron, und kehrte wieder nach Constantinopel in seine vorige Verborgenheit zurück.

2. Die gemeinschaftliche Regierung der vier Brüder war von kurzer Dauer. David starb schon im ersten Jahre der Gemeinherrschaft. Moses ward bald darauf bei der Belagerung der auf der Grenze von Macedonien liegenden Stadt Serta, die, weil eine Grenzfeste, auch griechische Besatzung hatte, durch einen Steinwurf getödtet. Der dritte Bruder Aaron erregte bei dem jüngsten den Argwohn, nach der Alleinherrschaft zu streben, und ward daher von

demselben, unter dem Vorwand, daß er mit den Griechen ein geheimes Einverständniß unterhalte, sammt seiner ganzen Familie in einem Volksaufstand ermordet [1]). Samuel, der jetzt allein noch übrig war, wand sich sogleich das Diadem um die Stirne, und ließ sich von dem Volke zum König ausrufen. Den Thron, den Samuel jetzt bestieg, hatte er zwar mit Bruderblut befleckt; aber kriegerisch und des Krieges kundig, dabei unermüdet thätig, kühn und entschlossen, war er gerade der Fürst, dessen die Bulgaren jetzt bedurften. Die durch die Empörung des Sklerus in dem Reiche entstandenen Unruhen wußte Samuel trefflich zu benutzen. Während die Legionen des Orients und Occidents, die einen für, die andern gegen Sklerus kämpften, mithin die europäischen Provinzen ihrem eigenen Schicksale überlassen waren, und die wichtigsten Städte nur eine höchst nothdürftige Besatzung hatten, machte Samuel wiederholte Einfälle in Macedonien, Thracien, Thessalien, drang sogar bis nach Dalmatien vor, und endlich selbst in Griechenland ein, machte überall ungeheuere Beute und eine zahllose Menge Gefangener. Von diesen wählte er die stärksten und tauglichsten aus, rückte sie in sein Heer ein, und führte die übrigen in das Innere des Landes, wo er ihnen die seit dem letzten verheerenden russischen Kriege noch

1) Von Aarons vielen Kindern wurden nur zwei am Leben erhalten, die Samuels Sohn Radomir der Wuth seines Vaters entzog, und heimlich nach Constantinopel schickte. Beide befanden sich noch in sehr zartem Alter; der Eine hieß Ladislaus, der Andere Alusianus. Sicher würden Aarons beide Söhne in der Folge ihre Ansprüche geltend zu machen gesucht haben, wäre nicht indessen das Schicksal Bulgariens auf eine ganz andere, völlig unverhoffte Weise entschieden worden.

4. Dem Befehle des Kaisers mußte indessen gehorcht werden. Das Heer ward zusammengezogen. Der Kaiser übernahm den Oberbefehl über dasselbe, ging über den Berg Rhodope und brach in Bulgarien ein. Um die Gebirgspässe besetzt zu halten, und den Rücken der Armee zu decken, ließ der Kaiser einen seiner Unterfeldherren, den Leo Melissenus, mit einem sehr starken Heerhaufen bei Philippopolis zurück. Er selbst rückte mit dem Heere vor Sardika. Die Stadt war wohl befestiget, hatte eine starke Besatzung, und auf den nahen Anhöhen lagerte Samuel mit seinem Heere. Die nöthigen Vorkehrungen zur Belagerung waren bald getroffen, und diese ward von dem Kaiser mit der größten Thätigkeit betrieben. Als die Mauerbrecher und übrigen Maschinen der Stadt einige Tage sehr stark zugesetzt hatten, ward endlich ein allgemeiner Sturm auf den folgenden Morgen festgesetzt. Die Soldaten, die jetzt täglich den Kaiser in ihrer Mitte sahen, und dessen unermüdete Thätigkeit bei allen Arbeiten bemerkt hatten, waren sämmtlich von dem besten Geiste beseelt, und schon war die bei dem ganzen Heere herrschende Zuversicht gewissen Sieges auch ein sicherer Vorbote desselben, als ein mit unerhörter, beispielloser Frechheit durchgeführter Verrath in wenigen Augenblicken Alles wieder verdarb. Stephanus [1], einer der

---

einen offenbaren Beweis der Geringschätzung seiner Verdienste, und eines Mangels an Zutrauen von Seite des Kaisers. Diesem Gedanken lag bei einem so hochfahrenden Manne, wie Phokas, der Entschluß zur Empörung ganz nahe, der auch wirklich durch den, wie wir sogleich hören werden, völlig mißlungenen Feldzug des Monarchen nun bald zur vollen Reife gebracht ward.

1) Wegen seiner kurzen untersetzten Statur wird derselbe von den griechischen Geschichtschreibern gewöhnlich Contostephanus genannt.

ersten Feldherren des Kaisers, der aber mit noch größerem Unwillen als alle übrigen seinen Herrn an der Spitze des Heeres erblickte, kam nämlich am Vorabend des Tages, an welchem Sardika mit Sturm sollte genommen werden, mit einbrechender Nacht in das Zelt des Kaisers. So eben, sagte er zu dem Monarchen, habe er zuverläßige Kunde erhalten, daß Leo seinen Posten bei Philippopolis verlassen, und jetzt mit dem ihm anvertrauten Heere in verdoppelten Märschen nach Constantinopel eile, um dort von einer zahlreichen, ihm völlig ergebenen Partei sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Längst schon, setzte Stephanus hinzu, strebe jener Verräther nach der Herrschaft. Basilius, eben so besorgt wegen der angeblichen Verrätherei des Leo, als wegen der Gefahr, daß die jetzt verlassenen Gebirgspässe von dem Feinde könnten besetzt werden, befahl sogleich, die Belagerung aufzuheben, und in aller Eile noch in derselben Nacht den Rückmarsch anzutreten. Ein nächtlicher und besonders so übereilter Rückzug ist stets mit Verwirrung und vielem Geräusche verbunden. Dem lauernden Feinde entging dieß nicht. Die Besatzung von Sardika machte einen wüthenden Ausfall. Zu gleicher Zeit kam auch Samuel von den Höhen herab, griff die in Unordnung sich formirenden und zurückziehenden Griechen mit Ungestüm an, tödtete eine Menge derselben, und eroberte das ganze Lager sammt allem Gepäcke. Selbst die kaiserlichen Insignien fielen dem Feinde in die Hände.

5. Unter mancherlei Gefahren und nicht ohne bedeutenden Verlust kam endlich der Kaiser in Philippopolis wieder an, wo er alle Gebirgspässe von den Leuten des Leo noch besetzt, und überhaupt dessen Heer in der schönsten Haltung antraf. Man kann sich kaum vorstellen, mit welchem Erstaunen

der Kaiser und Leo Melissenus einander anblickten; der Erstere, daß er seinen Feldherrn, den er schon nahe an den Thoren von Constantinopel glaubte, ganz ruhig, treu und wachsam auf seinem Posten fand; und Leo, daß er seinen Herrn, den er nächstens als Sieger zu begrüßen gehofft hatte, nun so ganz unerwartet, und mit dem Verlust eines Theils seines Heeres, gleich einem Fliehenden in Philippopolis wieder ankommen sah. Des Stephanus schändliche Verrätherei kam nun an den Tag. Der Kaiser überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen, entsetzte ihn seiner Stelle, und übertrug diese dem Leo, den jener tödtlich haßte. Als aber Stephanus noch immer fortfuhr, seine eben so verläumderische als verrätherische Aussage mit unerhörter Frechheit zu behaupten, gerieth Basil in einen solchen Zorn, daß er ihn bei den Haaren faßte, auf die Erde schleuderte, und mit Füßen trat. Unstreitig hatte Stephanus den Tod verdient; aber diese niedrige, eines Feldherrn so unwürdige Behandlung verletzte das Ehrgefühl des ganzen Heeres, und entzog dem Kaiser nun vollends die Liebe und Zuneigung aller in höherm Range bei dem Heere stehenden Officiere. Uebrigens war mit allem dem nichts gewonnen. Das geschehene Uebel war nicht zu ändern; und nur mit Schmach und Schande, statt mit Lorbeeren bedeckt, kehrte Basil eben so geräusch- als ruhmlos wieder in seinen Palast nach Constantinopel zurück.

6. Wie es scheint, hatte diese erste, wenig ehrenvolle Schilderhebung des Kaisers dessen kriegerisches Feuer auf einige Zeit gedämpft. Aber sein gerader, richtiger Verstand ahnete das Gewebe von Arglist und Trug, mit welchem man ihn bisher umsponnen hatte; er durchschaute die zwar schimmernden, aber eben desto verderblicheren Illusionen, in denen man

noch immer ihn festzuhalten suchte. Nicht ohne Grund fiel sein gerechter Verdacht vorzüglich auf den bisher mit Allgewalt ausgerüsteten Verschnittenen Basilius. Diese schändlichen Fesseln zu zerbrechen, war er fest entschlossen. Als daher bald darauf bei einer Gelegenheit, da er über einen administrativen Gegenstand einen umständlichern Bericht von seinem Minister verlangte, dieser auf das neue, und zwar mit vieler Lebhaftigkeit ihm wieder vorstellte, wie unwürdig es für einen großen Monarchen sey, sich zu jedem Detail der Administration herabzulassen, entbrannte der Kaiser in Zorn, befahl ihm, sich sogleich aus dem Palaste zu entfernen, und bis auf weitern Befehl seine Wohnung in Constantinopel nicht zu verlassen. Doch dabei hatte es nicht sein Bewenden; denn da der Kaiser mit Recht befürchtete, daß ein so herrschsüchtiger und an das Herrschen gewöhnter Mann, im Besitze ungeheuerer Reichthümer, wohl noch weit gefährlicherer und verbrecherischerer Plane und Entwürfe fähig seyn könnte; so verbannte er ihn jenseits des Bosphorus, und zog den größten Theil der Güter desselben zum Vortheil des kaiserlichen Fiscus ein. Der von dem Gipfel menschlicher Größe plötzlich in den Staub geschleuderte Verschnittene hatte nicht Kraft genug, diesen Schlag des Schicksals zu ertragen. Er erkrankte, und starb wenige Monate nach seinem Falle.

7. Von der heillosen Vormundschaft des selbstsüchtigen Verschnittenen befreit, ward Basil **II.** jetzt ein ganz anderer Mensch. Nüchtern, mäßig, arbeitsam, ein Feind leeren Prunks und zeitversplitternder Vergnügungen, weihete er alle seine Kräfte ausschließlich dem Wohle und der Größe seines Reiches. Aber in dem Gefühle, daß er jetzt wirklich Kaiser sey, ward er nun auch stolz, herrisch, streng und uner-

bittlich in den ersten Aufwallungen seines Zorns und, weil so lange von seiner Umgebung getäuscht, nun auch mißtrauisch gegen Alle, die sich ihm naheten; jedoch nicht in solchem Grade, daß er dem wahren, von ihm selbst anerkannten Verdienste nicht sein Zutrauen geschenkt hätte [1]). Ueber die vieljährige Administration seines ehemaligen Ministers ließ er sich sehr weitläufigen, in jedes Detail eingehenden Bericht erstatten, kassirte die meisten der von demselben gemachten Verordnungen, führte ein neues, dem bisherigen völlig entgegengesetztes System der Verwaltung ein, und trieb seine Abneigung gegen den gefallenen Günstling so weit, daß er sogar ein von demselben gestiftetes Kloster aufhob, und dessen Mönche in andere Klöster vertheilte. — Der Krieg gegen den bulgarischen König Samuel ward jedoch jetzt auf unbestimmte Zeit vertagt; entweder weil Basil dem Kriegsglück noch nicht recht trauete, oder auch, weil die italienischen Angelegenheiten [2]) und die innere

1) So z. B. wußte Basil, wie wir weiter oben schon bemerkt haben, die Fähigkeiten, wie die Treue des Romanus, eines Sohnes des Sklerus, selbst während des Vaters noch fortwährender Empörung vollkommen zu würdigen, schenkte ihm sein Vertrauen, und besetzte gleichsam mit ihm die durch die Entfernung des ehemaligen Ministers erledigte Stelle.

2) Um dieselbe Zeit war es nämlich, daß Otto II., sich stützend auf seiner Gemahlin, der griechischen Prinzessin Theophano, Ansprüche auf den den Griechen gehörigen Theil Unteritaliens, feindlich in Calabrien und Apulien einbrach. Nach der dem Leser schon bekannten, für Otto so unglücklichen Schlacht unfern Tarent kamen zwar Calabrien und Apulien wieder in die Gewalt der Griechen; aber die Sarazenen, bald Freunde bald Feinde der Griechen, so wie die öfteren Empörungen griechischer, in Italien liegender Städte, und selbst die Untreue und Meutereien der griechischen, meistens sich selbst überlassenen Befehls-

Verwaltung des Reiches, in welchem Empörungen und fortwährende Unruhen den ruhigen Gang der bürgerlichen Ordnung schon so lange gestört hatten, ihn jetzt noch zu sehr beschäftigten. Die öftern Einfälle der Bulgaren in das griechische Gebiet konnte demnach Basil nicht verhindern; aber er setzte denselben doch engere Schranken, indem er in die Grenzfestungen, deren Werke er bedeutend verstärken ließ, zahlreiche Besatzungen legte. — Als aber endlich der letzten Empörung des Phokas dessen Tod ein Ende gemacht, und das Heer der Aufrührer zerstreut, auch der nicht minder gefürchtete Sklerus, allen seinen Ansprüchen entsagend, sich dem Basil als seinem rechtmäßigen Herrn und Kaiser unterworfen hatte, und hierauf der im Triumph nach Constantinopel zurückkehrende Kaiser bei seiner Ankunft allda die beunruhigende Botschaft erhielt, daß König Samuel auf das neue in Macedonien eingefallen, und nachdem er bei Thessalonich ein griechisches Armeecorps geschlagen und gänzlich vernichtet, nun auch sogar in Griechenland eingedrungen wäre, und schon den Engpässen von Thermopylä sich nähere, um den Greuel der Verwüstung bis in das Herz von Griechenland zu tragen; da ward endlich der Krieg gegen den unruhigen, dem griechischen Reiche so gefährlichen Bulgarenfürsten mit allem Ernste beschlossen.

8. Dieser Krieg gegen die Bulgaren war ein Krieg auf Leben und Tod. Es handelte sich jetzt

---

haber in Italien, so wie endlich auch die immer kühner werdenden Bewegungen der dort eingewanderten Normänner — wovon in der Folge noch umständlichere Rede seyn wird — nahmen noch lange Zeit die Aufmerksamkeit der Regierung in Constantinopel ununterbrochen in Anspruch.

hier nicht blos um die Ehre des Sieges, um Beute oder die Eroberung einiger Grenzdistrikte; sondern die durch das Schwert zu entscheidende Frage war: ob das Land der Bulgaren noch ferner als ein unabhängiges Königreich bestehen, oder die Nation aus der Reihe selbstständiger Völker auf immer verschwinden sollte. Eine Frage dieser Art wird nicht in einem oder zwei Feldzügen entschieden. Der Krieg also, der jetzt im Jahre 996 wieder begann, dauerte viele Jahre und endigte erst in dem Jahre 1019, und zwar mit der gänzlichen Zerstörung des einst so mächtigen, den Griechen Jahrhunderte hindurch oft so gefährlichen bulgarischen Reiches, und der völligen Unterwerfung unter das oströmische Joch. — In den ersten Jahren erschien der Kaiser nicht selbst in dem Felde. Er ließ den Krieg durch seine Feldherren führen, deren Erfolge, obgleich mit kleinen Unfällen untermischt, doch des Kaisers Verlangen nach kriegerischem Ruhm bald wieder auf das neue weckten. Was seinem Entschluß, selbst den Harnisch anzulegen, endlich feste Bestimmung gab, war vorzüglich der von Nicephorus Uranus [1]) in dem Jahre 1000 an den Ufern des Sperchius erfochtene Sieg. Dadurch wurden Griechenland und ganz Macedonien von den Bulgaren gesäubert, und der Krieg in ihr eigenes Land hinüber gespielt. Von jetzt an erschien Basilius jedes Frühjahr an der Spitze eines Heeres, das er nach Bulgarien führte. Aber bei allen seinen Feldzügen gegen die Bulgaren zeigte Basil mehr den Muth und die Kühnheit eines tapfern Soldaten, als ein besonderes, einigermaßen ausgezeichnetes Feldherrn-

---

1) Derselbe, der mit Sklerus in den Gefängnissen von Bagdad lag, und erst nach mehreren Jahren, als Ersterer seine Freiheit wieder erhielt, ebenfalls frei ward.

talent; darin war ihm der Bulgarenkönig Samuel weit überlegen. Dieser hatte eines Tages in den Gebirgen eine sowohl durch die Natur, als durch zweckmäßig angelegte Schanzwerke sehr feste Stellung genommen. In dieser griff der Kaiser die Bulgaren an. Die Localitäten waren zum Vortheil der Letztern. Alle Angriffe der Griechen wurden mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. Schon wollte Basilius den Angriff aufgeben und sich zurückziehen, was nicht ohne abermaligen großen Verlust an Leuten hätte geschehen können; als einer der Unterfeldherren, Namens Xiphias, der, wenn er auch kein besonderes militärisches Genie gewesen seyn sollte, doch wenigstens ein besonnener und verständiger Officier war, den Kaiser bat, nur noch einige Zeit den Feind auf seiner Fronte durch verstellte Angriffe zu beschäftigen; für alles Uebrige, sagte er, wolle er schon selbst sorgen. Xiphias nahm nun eine Abtheilung Fußvolkes von einigen Tausend Mann, umging ein die linke Flanke des Samuel deckendes Gebirg, fiel den Bulgaren in den Rücken, schlug das dort aufgestellte Reserveecorps in die Flucht, und zwang den Feind, seine Stellung zu verlassen, wodurch nun die vorzüglichsten Gebirgspässe, besonders jener von Cimba, dem Kaiser und dessen Heere Preis gegeben waren. — Aber eine gewonnene Schlacht, oder auch die Eroberung einiger festen Plätze hatte in diesem Kriege beinahe nie einen reellen Gewinn an Terrain zur Folge. Das Land, und vorzüglich das Hochgebirg, war mit einer Menge Festungen und fester Schlösser bedeckt. Wer aber Herr der Höhen ist, beherrscht auch die Ebenen; zudem leisteten die Bulgaren, die wohl einsehen mochten, was am Ende der Preis des Siegers und das Schicksal des Besiegten seyn würde, jedes Jahr verzweifelten Widerstand; und wir finden gar oft, besonders nach der Griechen

damaligen verkehrten Art Krieg zu führen, daß z. B. der nämliche Engpaß, durch welchen Basil sich den Durchzug oft mit bedeutendem Verlust hatte erkämpfen müssen, im folgenden Jahre von dem Feinde schon wieder besetzt war, mithin die Griechen auf das neue ihn durch blutige Gefechte erzwingen mußten. — Wie es scheint, hatte Basil keinen andern Plan, als den auch jeder brave, handfeste Reiter in seinem Heere gehabt haben würde. Er wollte nämlich so lange jedes Jahr eine Heerfahrt nach Bulgarien unternehmen, bis endlich die bulgarische Nation, durch den ununterbrochenen Verlust an Menschen und Vieh völlig erschöpft, sich von selbst ihm unterwerfen würde. Daher auch die lange Dauer dieses ungemein blutigen, mörderischen Krieges, in welchem auch Verrath und Treulosigkeit nicht selten sehr eifrige Bundesgenossen der Griechen waren [1].

---

1) Eine der schändlichsten, vielleicht nie noch begangenen Verrätherereien ist unstreitig folgende. Asotes, ein junger Grieche von ausgezeichneter körperlicher Wohlgestalt und ungemein einnehmender Miene, lebte als Gefangener an dem Hofe des Königs Samuel. Durch sein einschmeichelndes Wesen hatte er sich die Gunst des Bulgarenfürsten erworben, der ihn daher mit vieler Großmuth und Milde behandelte. Aber die Jugend, Schönheit und blühende Gesundheit des griechischen Jünglings rührten auch das Herz der nicht minder schönen Königstochter. In leidenschaftlicher Liebe entbrannte sie gegen den Asotes, der nun auch seiner Seits alle Gefühle der Prinzessin theilte, oder wenigstens sie zu theilen heuchelte. Natürlicher Weise wollte der König seine Einwilligung zu einer solchen Verbindung durchaus nicht geben. Als er aber sah, daß seine Tochter, die er zärtlich liebte, ihrer Leidenschaft unterlag, und ihre Gesundheit zusehends dahin welkte, willigte er endlich ein, gab dem Asotes die Hand seiner Tochter, und mit dieser zugleich den Oberbefehl in der erst unlängst von ihm eroberten, sehr bevölkerten, und durch Handel unge-

9. Je länger indessen der Krieg dauerte, mit desto größerer Erbitterung und Grausamkeit ward er

---

mein reichen Stadt Dyrrachium. Dieser Platz war von der größten Wichtigkeit; denn im Besitze desselben beherrschte man den größten Theil des adriatischen Golfs. — Wer sollte nicht glauben, daß Liebe, Dankbarkeit, Ehrgefühl und jede edlere Empfindung das Herz des Asotes jetzt an seinen großmüthigen Wohlthäter, seinen zweiten Vater, seinen nunmehrigen König und Herrn auf immer hätten fesseln müssen! War er nicht in demselben Augenblicke, als er selbst während des Krieges der Schwiegersohn eines bulgarischen Königs ward, auch aus einem Griechen ein Bulgar geworden? Aber man will nicht sagen, wahrer Seelenadel, sondern selbst jeder Funke von Edelmuth war dem tückischen Griechen fremd. Sein erstes Geschäft, sobald er sich im Besitze seiner Statthalterschaft sah, war, daß er seinem königlichen Schwiegervater mit dem schwärzesten Undank lohnte. Unter den bedeutendsten Einwohnern der Stadt brachte er ein geheimes Einverständniß zum Vortheil der Feinde des Königs zu Stande, gab der griechischen Regierung davon Nachricht, verrieth Dyrrachium an den Kaiser, und schiffte mit seiner Gattin, die, von Leidenschaft verblendet, dem schlechten Menschen überall hin folgte, sich nach Constantinopel ein. — Es ist eine durch alle Jahrhunderte hindurch von der Geschichte des byzantinischen Reiches und der griechischen Nation bestätigte Bemerkung, daß man bei allen Griechen, deren Namen die Geschichte nennt, größtentheils auch einen auffallenden Zug von Falschheit und Treulosigkeit findet. Je trefflicher auch übrigens bisweilen die Ingredienzien seyn mögen, aus welchen ein griechischer Charakter zusammengesetzt ist, so wird demselben doch beinahe nie die Beimischung einer merkbaren Dosis von Falschheit und Zweideutigkeit fehlen. Welcher Contrast zwischen diesem und dem ehemaligen, zwar rohen und oft gewaltthätigen, aber stets biedern, geraden, und in allen Lagen eine edlere, freie Haltung kundgebenden Charakter aller alten germanischen Völkerstämme des frühern Mittelalters!

auf beiden Seiten geführt. Wenn die barbarischen Miethvölker, Russen, Petschenegen, Utzen ꝛc., die gewöhnlich einen sehr beträchtlichen Theil der griechischen Heere ausmachten, oft blutige Frevel und Excesse begingen, so darf man sich darüber nicht wundern; ihre Rohheit und Wildheit brachte dieses so mit; und eben so wenig darf man staunen, daß alsdann auch die Bulgaren, so oft sie Gelegenheit dazu fanden, blutiges Vergeltungsrecht übten. Aber im höchsten Grade empörend und die Menschheit schändend ist es, wenn man sieht, wie die Griechen mit kaltem Blute und voller Besonnenheit sich oft die ausgesuchtesten Grausamkeiten erlaubten. Als z. B. in dem Jahre 1014 den Griechen nach einer gewonnenen Schlacht eine ungeheure Menge Gefangener in die Hände fiel, befahl Basil, fünfzehn Tausend derselben die Augen auszustechen, jedoch von jedem Hundert Einem ein Auge zu lassen, damit er der Centurie zum Führer dienen, und sie wieder in ihre Heimath zurückführen könnte. Als dieses Heer grausam verstümmelter Menschen zurückkam, ward Samuel bei diesem unnatürlichen, gräßlichen Anblick so sehr ergriffen, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Als er wieder zu sich gekommen war, befiel ihn ein ungemein heftiges, schmerzhaftes Herzklopfen, auf welches ein hitziges Fieber folgte, an dem er nach einigen Tagen starb. Unstreitig war für den Bulgarenfürsten dieser Tod eben so ruhmvoll, als wenn er in einer Schlacht auf dem Bette der Ehre gestorben wäre.

10. Auf dem jetzt so heftig erschütterten bulgarischen Throne folgte dem Samuel dessen Sohn, der tapfere und edle Radomir, der in mehr als einer Schlacht seinem Vater schon Leben und Freiheit gerettet hatte. Mit etwas besserm Erfolge als Samuel setzte Radomir den Krieg mit den Griechen fort. Aber leider war seine Regierung von kurzer Dauer.

Schon im Anfange des zweiten Jahres derselben ward er auf der Jagd von einem seiner nächsten Anverwandten ermordet, und zwar von demselben Ladislaus, der als Kind ihm die Erhaltung seines Lebens zu danken gehabt hatte. — Auch Ladislaus vertheidigte sein Land mit unglaublicher Tapferkeit, ward aber im dritten Jahre seiner Herrschaft in dem blutigen Treffen bei Achridus erschlagen. Geschreckt durch den schnell auf einander folgenden Tod dreier ihrer Könige, entsank den Bulgaren endlich der Muth. Der Krieg hatte schon über zwanzig Jahre gedauert; ganze Provinzen waren in Einöden verwandelt, eine Menge der schönsten Städte, Schlösser und Paläste ein Raub der Flammen geworden, und viele Hunderttausende, während des Krieges aus ihrem Vaterlande hinweggeführt, schmachteten in der Gefangenschaft der Griechen. Zudem war der eiserne Wille des Kaisers, nicht eher das Schwert in die Scheide zu stecken, als bis das ganze bisherige Königreich sich seinem Scepter würde unterworfen haben, allen Bulgaren nur allzusehr bekannt. Die Unmöglichkeit, den Kampf auch nur mit einem Schimmer von Hoffnung glücklichen Erfolges noch länger fortsetzen zu können, und das grenzenlose, durch diesen Krieg über ihr Vaterland herbeigeführte Elend erzeugte endlich bei den Häuptern der Nation den Entschluß, dem unerbittlichen Schicksal, gegen welches sie so viele Jahre fruchtlos gekämpft, sich zu unterwerfen. Bulgarische Abgeordnete erschienen also in dem kaiserlichen Lager, und überreichten dem Monarchen eine förmliche, mit zahllosen Unterschriften versehene Unterwerfungsakte. Der Kaiser empfing die Abgeordneten ungemein gnädig, und da sie nur edeln bulgarischen Geschlechtern angehörten, erhob er sie sämmtlich in den Stand der Patricier. Sogleich öffneten sich jetzt dem Sieger die Thore von Achri-

dus, und unter dem frohen Zuruf der längst schon sich nach Ruhe und Frieden sehnenden Einwohner hielt Basilius seinen Einzug. Hier in Achridus lagen die von den bulgarischen Königen zusammengehäuften Schätze aufbewahrt. Eine Menge goldener, mit den edelsten Steinen gezierter Kronen; ein ungeheurer Vorrath seidener, mit den kostbarsten Stickereien in Gold und Silber versehener Stoffe; eben so viele von griechischen Künstlern verfertigte goldene und silberne Gefäße; endlich auch noch zehntausend Pfund Gold, und mehrere Tausend Talente gemünzten Silbers. Alles in Gold oder Silber ausgeprägte Geld ließ Basil als eine Belohnung für das Heer unter dasselbe austheilen.

11. Die Befehlshaber der festen Burgen und Schlösser, die noch nicht in den Händen der Griechen waren, eilten jetzt herbei, ergaben sich und ihre Festen dem Kaiser, und erhielten zum Lohn dafür die Würde eines Patriciers. Zweimal hatte Basil die feste Stadt Pornick fruchtlos belagert. Der Gouverneur derselben kam jetzt ebenfalls herbei, übergab diesen wichtigen Platz, nebst noch zweiunddreißig andern in seinem Gouvernement liegenden festen Schlössern; kurz, alle Häupter der Nation unterwarfen sich jetzt dem Kaiser, und veränderten dabei blos ihren Oberherrn, nicht aber ihre eigene Stellung, so vortheilhaft sie auch seyn mochte, die im Gegentheil durch neu hinzugefügte Würden größtentheils eine noch höhere Bedeutung und größern Glanz erhielt. Endlich kam auch Maria, Gemahlin des letzten Königs Ladislaus, nebst ihren Töchtern und drei von ihren Söhnen zu dem Kaiser, und bezeugten demselben ihre Unterwürfigkeit. Da sie eine ungemein gnädige Aufnahme fanden, und Basil auf eine ihrer hohen Geburt vollkommen entsprechende Weise

für sie sorgte, so kamen nun auch, ermuntert durch diese Beispiele, und angezogen von der Großmuth des Kaisers, alle noch übrigen Glieder der königlichen Familie, unter welchen sich auch zwei Töchter des von Ladislaus erschlagenen Königs Radomir befanden [1]), von den Gebirgen, wohin sie geflohen waren, herab, huldigten dem Kaiser als ihrem jetzigen Herrn, und überließen sich unbedingt den weitern Verfügungen seiner ihnen schon bekannten Huld und Gnade. — Kein dem Königshause angehöriges Glied sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Gegen alle bewies sich Basil gleich großmüthig. Die verwittwete Königin Maria ward nach Constantinopel gebracht, und kam als erste Palastdame in die Umgebung der Kaiserin Helena. Die Prinzessinnen vermählte er an lauter durch Rang und Reichthum ausgezeichnete Großen seines Hofes. Die Prinzen wurden in den Patrizierstand erhoben, und die jüngern als Tribunen (Obersten) mit der Zusicherung fernerer Beförderung bei dem Heere angestellt; allen aber zu ihrem standesmäßigen Unterhalt nicht blos hinreichende, sondern wahrhaft fürstliche Einkünfte angewiesen.

---

1) Als Radomirs verwaiste Töchter dem Kaiser vorgestellt wurden, erneuerte sich ihnen der Schmerz über den Tod ihres so schändlich ermordeten Vaters; aber völlig überwältigt wurden sie von diesem zermalmenden Gefühle, ja in eine Art von Wuth ging es über, als sie die verwittwete Gattin des Mörders ihres Vaters an der Seite des Kaisers sitzen sahen. Gleich Furien fielen sie über dieselbe her, und würden sie in Stücke zerrissen haben, wäre nicht der Kaiser, ergriffen von diesem unerwarteten, und obgleich gräßlichen, doch rührenden Auftritt, thätig dazwischen getreten, und hätte, jedoch nicht ohne Mühe, die Frauen wieder von einander getrennt. Basil gab bei dieser Gelegenheit einen sprechenden Beweis, daß es ihm an sympathetischem Mitgefühl bei dem Anblick unverdienten Unglückes nicht gebrach.

12. Der Adel und alles Volk in Bulgarien hatten sich dem Kaiser unterworfen. Nur zwei, eben so sehr durch ihre Tapferkeit und edeln Charakter, wie durch ihre Verwandtschaft mit dem untergegangenen Königsgeschlecht berühmte Männer machten noch eine Ausnahme. Der eine hieß Ibazes, hatte während des langen Krieges viele Proben ganz ungewöhnlicher Tapferkeit und Entschlossenheit gegeben, war nun mit allen seinen Getreuen auf ein auf einem sehr hohen Berg liegendes Schloß geflohen, und alle Anerbietungen und Versprechungen des Kaisers verschmähend, fest entschlossen, hier mit den Waffen in der Hand seine Unabhängigkeit zu behaupten. Das Schloß zu erstürmen würde wegen der Steile des Berges ungemein viel Blut gekostet, und es durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, eine unabsehbar lange Zeit erfordert haben; denn die obere Platte des Berges war ein ungemein fruchtbarer, an allen Erzeugnissen reicher Boden. Wenig war dem Kaiser an dem Schlosse, aber unendlich viel an der Person des Ibazes gelegen. Er kannte den kühnen, unternehmenden Geist des Mannes, und dessen großes Ansehen bei der Nation. Mit Grunde mußte Basil befürchten, daß, so wie er mit seinem Heere zurückgekehrt sein würde, Ibazes ganz Bulgarien in Aufruhr bringen, mithin auch der jetzt kaum beendigte Krieg mit verdoppelter Wuth wieder ausbrechen würde. Von dieser Sorge befreiten jetzt den Kaiser eines Griechen Verschlagenheit und Arglist, wenn man anders dessen That mit diesen immer noch zu milden Worten bezeichnen darf. Mit zwei seiner Bedienten begab sich Eustathius, mit dem Beinamen Daphnomelus, auf das Schloß, ward unter der Maske eines eine Zufluchtsstätte Suchenden eingelassen, und von Ibazes, den er vermuthen ließ, daß er wegen übler Behandlung den Kaiser verlassen habe,

äußerst wohlwollend und gastfreundlich empfangen. Das Benehmen des Bulgaren war gleich von dem ersten Augenblicke an im höchsten Grade unbefangen. Er ahnte auch von weitem nichts Arges. Es war am Vorabend von Mariä Himmelfahrt. Am Morgen des Festes nahm er den Griechen mit sich in die Frühmette. Vertraulich gingen beide wieder mit einander aus der Kirche. Unter dem Vorwand, daß er dem Ibazes wichtige Dinge, die jedoch die strengste Geheimhaltung erforderten, und daher durchaus keine Zeugen duldeten, mitzutheilen habe, wußte Daphnomelus den Ibazes an einen entfernten, mit Buschwerk und vielen Bäumen umschatteten Ort zu locken. Hier fiel er dem Unbewachten plötzlich auf den Leib, riß ihn zu Boden; setzte ihm ein Knie auf die Brust, und verstopfte ihm mit einem Tuche den Mund. Die beiden andern in der Gegend schon versteckten griechischen Schelme kamen nun ebenfalls herbei. Dem unglücklichen Ibazes wurden Hände und Füße gebunden, und dann die beiden Augen aus dem Kopf gerissen. In seinem Blute ließen sie den grausam Verstümmelten liegen, und eilten auf eines der obersten Stockwerke des Schlosses. Bald ward die Greuelthat ruchbar. Es entstand ein fürchterlicher Tumult auf dem Schlosse. Die Soldaten wie die gesammte Dienerschaft des Ibazes rotteten sich zusammen, um blutige Rache an den Mördern ihres Herrn zu nehmen. Von allen Seiten hörte man das wilde Geschrei: man müsse die Verräther in tausend Stücke zerreißen. Als Daphnomelus die wüthenden Haufen heranrücken sah, öffnete er ein Fenster, und rief ihnen zu, ihm jetzt nur einen Augenblick Gehör zu geben; denn was er ihnen zu sagen hätte, würde über ihr künftiges Wohl oder Weh entscheiden. Sie möchten ja nicht glauben, daß das, was er an Ibazes gethan, die Folge persönlicher Feindschaft sey. Er

habe denselben vorher nie gekannt, nie gesehen. Ibazes sei ein geborner Bulgar, er aus Medien gebürtig; weite Länderstrecken trennten das Vaterland des Einen von jenem des Andern. Aber wissen und bedenken müßten sie auch, daß er ein treuer Diener des Kaisers, Ibazes aber dessen geschworner Feind sey, und von diesem seinen Herrn zu befreien, wäre für ihn heilige Pflicht gewesen. Uebrigens seyen er und seine Gefährten fest entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen. Bevor sie fielen, würden mehrere von ihnen schon gefallen seyn, und des Kaisers furchtbares Racheschwert würde dann alle Uebrigen treffen, die sämmtlich und ohne Ausnahme nichts als einen eben so schmählichen wie grausamen Tod unter Henkershänden zu erwarten hätten. Wollten sie jedoch dem Kaiser, dem sie ohnehin nicht länger widerstehen könnten, sich unterwerfen, so verbürge er im Namen des Monarchen ihnen Leben, Freiheit und den ungeschmälerten Besitz ihrer Güter, die höchst wahrscheinlich dann auch noch die Freigebigkeit des Kaisers um vieles vermehren würde. — Für die rohen, nun auch durch das ihrem Anführer widerfahrene Unglück nicht wenig entmuthigten Bulgaren hatten diese Argumente überzeugende Kraft. Sie senkten ihre Waffen, versprachen sich dem Kaiser zu unterwerfen, und schwuren demselben in die Hände des Daphnomelus Gehorsam und Treue. — Eustathius führte hierauf den Ibazes zu dem Kaiser, der über die Kühnheit der That staunte — (warum nicht auch über die Größe und Schlechtigkeit des Bubenstückes?) — den Ibazes jedoch, weil er ihn fürchtete, in Banden legen ließ, und dessen ganzes bewegliches, sehr bedeutendes Vermögen dem Daphnomelus schenkte.

13. Der Andere, der gleich dem Ibazes nichts von Unterwerfung hören wollte, und dessen Ohren

das Wort Unterwerfung schon ein Greuel war, hieß Sermon. Er war ebenfalls ein durch seine Tapferkeit, Klugheit, und seinen edeln, geraden Charakter bei seiner Nation in großem Ansehen stehender bulgarischer Edler. Schon König Samuel hatte ihm in der auf der Grenze Bulgariens liegenden, sehr großen, volkreichen und ungemein festen Stadt Sirmium den Oberbefehl übertragen; und als nach dem Tode des letzten Königs Ladislaus alle Befehlshaber fester Städte und Schlösser sich den gebieterischen Zeitumständen fügten, und sich und ihre Festungen übergaben, machte Sermon allein eine dem Kaiser höchst unwillkommene Ausnahme. Schon zweimal war Sirmium von den Griechen belagert worden. Da sie aber jedesmal, und zwar nicht ohne bedeutenden Verlust, unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten, so trotzte jetzt Sermon in stolzer Sicherheit dem Kaiser wie dessen Drohungen, und wieß alle ihm gemachten Anerbietungen höhnend zurück. — Diogenes, ein in der dortigen Gegend angestellter kaiserlicher Beamte, übernahm es, diese wichtige Stadt seinem Herrn zu gewinnen. Er schrieb demnach dem Sermon: Wichtige und durch mündliche Besprechung viel leichter, als auf den langweiligen Umwegen schriftlicher Verhandlungen zu ordnende Angelegenheiten erforderten durchaus zwischen Beiden eine persönliche Zusammenkunft. Welche Sicherheit er für seine Person nur immer fordern wollte, wäre er bereit ihm zu geben. Sermon nahm den Antrag an. Zeit und Ort wurden bestimmt. Es ward festgesetzt, daß Jeder nur mit einem Gefolge von drei Personen erscheinen sollte; auch noch einige andere, auf die beiderseitige persönliche Sicherheit sich beziehende Verfügungen wurden getroffen, und die treue Befolgung aller festgestellten Punkte von beiden Seiten mit einem feierlichen Eide beschworen.

Die Zusammenkunft hatte also statt. Aber während Diogenes ein ganzes Gewebe von Lügen auseinander faltete, und der Bulgar, der sie für Wahrheiten hielt, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, zog der Grieche einen unter dem Gewand verborgenen Dolch hervor, und stieß ihn dem Sermon mit so sicherer Faust in das Herz, daß derselbe sogleich todt zu Boden sank. Auf ein verabredetes Signal eilte nun eine nicht ferne davon im Hinterhalt lauernde Truppe Soldaten herbei, des Sermons schwache Begleitung nahm die Flucht, und mit den Fliehenden drang auch Diogenes in die Stadt. Die Gemahlin des Sermon, der eine zahlreiche Besatzung und die Arme aller Einwohner zu Gebote standen, hätte sich leicht der Person des Mörders bemächtigen, und dessen Handvoll Mannschaft wieder aus der Stadt treiben können. Aber geschreckt und gebeugt durch den Tod ihres Gemahls, ließ sie sich von Diogenes bereden, Sirmium an den Kaiser zu übergeben. Sie selbst ward nach Constantinopel gebracht, wo der Kaiser, wie gewöhnlich, auch diese trauernde Wittwe mit allen Merkmalen seiner Gnade und seines Wohlwollens empfing. Der ruhige Besitz aller von Sermon hinterlassenen beweglichen wie unbeweglichen Güter ward ihr zugesichert, und um sie auch einigermaßen wegen des Verlustes ihres Gatten zu entschädigen, verheirathete sie Basil im folgenden Jahre mit einem der reichsten und angesehensten Einwohner von Constantinopel. Diogenes hatte jetzt das Verdienst, ohne allen Aufwand von Zeit, Geld und Menschen seinem Herrn eine der bedeutendsten Grenzfestungen gewonnen zu haben. Fürwahr, um einen leichtern Preis hätte er eine solche Eroberung nicht machen können; sie kostete ihn blos einen doppelten der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes spottenden Meineid, und als Zugabe auch noch einen kleinen

verrätherischen Meuchelmord. — Nur in Zeiten, wo Schliche, Ränke, Lug und Treulosigkeit für ächte Staatsweisheit gelten, und unter einer völlig verdorbenen Regierung, der das materielle Interesse das Höchste ist, vor welchem selbst alle göttlichen Gesetze verstummen müssen, und der Ruf der Kirche ohnehin blos die Stimme eines in menschenleerer Wüste Rufenden ist, können solche Greuelthaten, statt bestraft, gar noch belohnt werden. Zum Lohne seiner Infamie erhielt Diogenes die Statthalterschaft von Sirmium und der ganzen umliegenden Gegend.

14. Nachdem ganz Bulgarien unterworfen, und jeder möglichen Zuckung eines hie und da noch nicht völlig erloschenen Triebes nach Unabhängigkeit vorgebaut war, blieb Basil dennoch beinahe ein ganzes Jahr in dem eroberten Lande, suchte die demselben durch den langen verheerenden Krieg geschlagenen Wunden, so weit die Zeitumstände es erlaubten, zu heilen, durchreiste das Land nach allen Richtungen, ordnete die Verwaltung der Städte, und führte überall das auch in den übrigen Theilen seines Reiches befolgte Verwaltungssystem ein. Auf seiner Rückreise nach Constantinopel ging Basil durch Griechenland, das durch die öfteren Einfälle der Bulgaren während des Krieges viel gelitten, und dem der Kaiser jetzt seine besondere Fürsorge schenkte. In den etwas bedeutendern griechischen Städten hielt er sich bisweilen mehrere Tage auf, hielt nichts seiner Aufmerksamkeit unwerth, erließ gewöhnlich sehr zweckmäßige Verordnungen, und hatte jetzt nicht selten Gelegenheit, besonders dann, wenn er an ganzen, von den Gebeinen der Erschlagenen errichteten Hügeln vorüberkam, über die Natur und Folgen des Krieges, und insbesondere eines Eroberungskrieges, sich sehr ernsten Betrachtungen zu überlassen, worüber

er sich auch einigemal auf eine seinem Herzen wahrhaft Ehre machende Weise äußerte. — Seinen triumphirenden Einzug in Constantinopel hielt er durch das goldene Thor. Vor dem Triumphwagen gingen die bulgarischen Prinzen und Prinzessinnen, an ihrer Spitze die verwittwete Königin Maria, sämmtlich in ihrer Nationalkleidung und prachtvoll geschmückt. Mehrere Tausend, durch Größe, Stärke und Körperschönheit ausgezeichnete Bulgaren folgten dem Wagen. Auf seinem Haupte trug der Kaiser die mit einem Reiherbusch von Juwelen gezierte Kaiserkrone [1]). Unter dem ununterbrochenen Jubel des Volkes, das jetzt auf einen Augenblick die unerträgliche Last nicht mehr zu erschwingender Steuern und Abgaben vergaß, ging der Zug nach der Sophienkirche. Hier stimmte der Kaiser selbst das Herr, Gott, Dich loben wir! an, welches dann von der Geistlichkeit und dem anwesenden zahllosen Volke gesungen ward. Nach beendigtem Gottesdienst glaubte der ehrwürdige Patriarch Sergius den gegenwärtigen freudevollen Augenblick sowohl zum Besten des Kaisers selbst, als auch der so schwer belasteten Unterthanen benutzen zu müssen. Er trat also hinzu, und bat den Kaiser, seinem schon vor mehreren Jahren gegebenen Versprechen gemäß jetzt das so drückende, auf himmelschreiender Ungerechtigkeit beruhende, und am Ende eine Provinz nach der andern verarmende *ἀλληλεγγυον* [2]) wieder abzuschaffen. Die gerechte

---

1) Nur bei ganz besonders feierlichen Gelegenheiten schmückte diese Krone das Haupt des jedesmaligen Kaisers. Die Griechen nannten sie gewöhnlich Tupha, wie Zonaras sagt: a typho nimirum et superbia, quam in animis gestantium excitat.

2) Dieses griechische Wort leitet sich ab von *ἀλληλος* (wechselseitig, gegenseitig) und dem Substantivum *ἐγγυον* (Bürgschaft), und heißt also wechselseitige

Bitte des frommen Patriarchen ward unerhört vom Throne zurückgewiesen; die Sophienkirche jedoch mit kostbaren Tempelgaben beschenkt. Auch in treuer Erfüllung eines im Anfange des Krieges gemachten Gelübdes suchte jetzt der Kaiser dem Ewigen für den ihm verliehenen Sieg ein immerwährendes Dankopfer darzubringen. Von jetzt an unterwarf er sich für sein ganzes Leben der strengen Regel griechischer Mönche. Unter seinem Kaisermantel, und selbst unter dem Waffenrock trug er stets ein härenes Gewand, beobachtete das Gebot der Keuschheit und völliger Enthaltsamkeit, und entsagte allem Genuß sowohl des Weines wie der Fleischspeisen; kurz, auf dem Throne saß jetzt ein Mönch, der aber, indem er sich klösterlichen Bußübungen hingab, doch auch allen und selbst den schwersten Pflichten eines Kaisers, sowohl im Kreise seiner Räthe, als auch vorzüglich an der Spitze seiner Heere vollkommen Genüge leistete [1].

Bürgschaft, und bezeichnete bei den byzantinischen Griechen eine von dem Kaiser Basilius eingeführte, ganz besondere Art der Steuererhebung, der zu Folge der Steuerpflichtige, der seine Steuer zahlen konnte, auch für den, welcher sie nicht zu zahlen im Stande war, sie erlegen mußte; so daß der Erstere, nach dem Verhältniß seines Vermögens, oft die Steuer für drei, vier oder mehrere Insolventen zu bezahlen hatte, mithin drei- und vierfach besteuert ward. — Der sicherste Weg, der am Ende dahin hätte führen müssen, daß in einer ganzen Provinz Niemand mehr die von ihm geforderte Steuer zu zahlen im Stande gewesen wäre.

1) Während des triumphirenden Einzugs des Kaisers war es auch, daß das freudetrunkene Volk ihm den Beinamen Βουλγαροκτονος (Bulgarentödter) gab. Bald darauf gab ihm die Schmeichelei der Zeitgenossen den ungleich ruhmvollern Beinamen: Belisar der Zweite. Diese, man darf wohl sagen, ganz neue Standeserhebung ward jedoch mit Grunde

VI.

1. **Fortsetzung der Regierungsgeschichte Basils II. und Constantins IX.** — Nach völliger Bezwingung der bulgarischen Nation, welche die freiwillige Unterwerfung von Servien und Croatien zur Folge hatte, gönnte sich Basil eine beinahe zweijährige Ruhe, die jedoch bei ihm auch nicht einen Augenblick in Trägheit überging. Die nämliche Thätigkeit, die er auf dem Schauplatze des Krieges entwickelt hatte, entfaltete er nun auch in dem Kabinette. Unermüdet beschäftigte er sich mit allen Zweigen der innern Verwaltung, aber ganz vorzüglich mit den

---

von der Nachwelt nicht sanktionirt. An persönlicher Tapferkeit, Kühnheit und Entschlossenheit stand zwar Basil mit Belisar auf gleicher Höhe; auch besaßen beide in gleichem Maaße die Kunst, das Zutrauen und die Liebe der Soldaten zu gewinnen. Aber an Feldherrnintelligenz ragte der Letztere weit, und zwar ohne allen Vergleich, über den Andern hervor. Belisar war eines jener höchst seltenen militärischen Genies, mit deren Hervorbringung die Natur nichts weniger als sehr verschwenderisch ist. Auch sein Charakter war nicht griechischer, sondern ächt alt-römischer Art. Nur Schade, daß man dennoch in demselben, obgleich nur ein einzigesmal in seinem Leben, auf einen Zug stößt, der, weil falsch und versteckt, an den griechischen Nationalcharakter erinnert; nämlich da, als das biedere, edle Volk der Ostgothen, Belisars Tapferkeit bewundernd und dessen Größe anstaunend, ihn zu seinem Könige wählte, sein ganzes Zutrauen ihm schenkte, und sich gänzlich in seine Arme warf; er jedoch diese Biederkeit nicht mit gleicher Offenheit erwiderte, sondern mit doppelsinnigen Worten die Nation täuschte, und sie in dem Wahne, daß er die Krone angenommen, so lange erhielt, bis man ihn in das unbezwingbare Ravenna eingelassen hatte; dann aber die Maske abwarf, und die edeln, treuherzigen Gothen sich getäuscht, betrogen und verrathen sahen.

Finanzen; denn da sein kriegerischer Geist schon wieder über neuen Entwürfen brütete, so war auch die Herbeischaffung des dazu nothwendigen Geldes seine erste und wichtigste Sorge. Indessen verwendete er doch auch große Summen zur Errichtung öffentlicher Gebäude sowohl in Constantinopel, als auch in mehrern andern der größern Städte seines Reiches; und was ihm dabei vorzüglich zum Ruhme gereicht, ist, daß an den von ihm aufgeführten Bauten weder Eitelkeit, noch eine besondere Baulust den geringsten Antheil hatten, sondern alle blos den öffentlichen Nutzen, so wie überhaupt das allgemeine Wohl der Einwohner bezweckten. So z. B. war es gewiß eine der größten Wohlthaten für Constantinopel, daß er die ungeheuere Stadt, der es trotz ihrer vielen Wasserleitungen dennoch nicht selten an Wasser gebrach, nun durch neue, besser angelegte und weit hergeführte Wasserleitungen mit diesem unentbehrlichen Bedürfnisse im Ueberfluß versah.

2. So wie den Geschäften des Kriegs, blieb Basils Bruder, Constantin, jetzt auch den Arbeiten des Kabinets völlig fremd. Seit vielen Jahren an schwelgenden Müßiggang gewöhnt, fühlte Constantin sehr wohl, daß mit dieser ihm zur andern Natur gewordenen Lebensweise sich die Sorgen der Regierung nicht vertrügen. Ueberhaupt war dieser Constantin ein ganz eigenes Exemplar von einem Monarchen. Ohne Ehrgeiz und irgend eine andere aufreizende Leidenschaft, verlangte er gar nicht zu herrschen; und völlig gleichgültig gegen die öffentliche Meinung, bekümmerte es ihn eben so wenig, daß die Nation ihn verachtete, die er ohnehin nicht kannte und auch nicht kennen lernen wollte. Er lebte und athmete blos im Kreise seiner mit ihm gleichgesinnten Höflinge, die mit ihm schwelgten, ihn belustigten, und

die geschäftigen Diener seiner kindischen Launen waren; kurz, Constantin kannte keinen andern Lebenszweck, als blos seine Sinne zu vergnügen; und war dieser erreicht, so hatte alles Uebrige für ihn keine Bedeutung mehr. Auf die Alleinherrschaft seines Bruders warf er daher nie einen neidischen Blick; äußerte im Gegentheil nicht selten mit einer den ganzen Menschen charakterisirenden Naivetät sein aufrichtiges Bedauern, daß sein Bruder Basil unter der Last der Regierungsgeschäfte auch nicht einen Augenblick sich selbst und den Freuden der Welt leben könnte; und dieser Automat im Purpur war demungeachtet, wie wir sehen werden, am Ende doch noch bestimmt, die Herrschaft allein zu übernehmen, und in der Regierung unmittelbar einem Monarchen zu folgen, der rastlos thätig, jede Art des Ruhms in seiner Person zu vereinigen gesucht hatte.

3. Auf die bisherige Waffenruhe, die seit Basilius triumphirendem Einzug in Constantinopel keine zwei volle Jahre gedauert hatte, folgte nun ein neuer Krieg in dem entfernten Iberien. Schon in dem Jahre 992 hatte David, König von Iberien, ein stets treuer Bundesgenosse des griechischen Reiches, der auch während der Empörung des Sklerus, wie der Leser sich erinnern wird, dem kaiserlichen Heere einigemal Hülfstruppen zugesendet hatte, als er in dem so eben erwähnten Jahre sich dem Tode nahe fühlte, den Kaiser zum Erben seiner sämmtlichen Staaten eingesetzt. Um von dieser wichtigen Erbschaft, welche die Grenzen des Reiches östlich des Pontus Euxinus so bedeutend erweiterte, Besitz zu nehmen, ging Basilius selbst nach Iberien. David hatte zwar keine Kinder hinterlassen; aber Georg, Fürst der Abasgen, war sein Bruder, und dieser, wenig zufrieden mit der von dem verstorbenen Könige

getroffenen Länderverfügung, war entschlossen und auch in der Verfassung, die Erbschaft dem Kaiser streitig zu machen. Da der Krieg mit den Bulgaren schon begonnen hatte, auch die unruhigen Emirs in Aegypten, Syrien und Mesopotamien die Aufmerksamkeit des Kaisers in Anspruch nahmen; so sah sich Basil jetzt nicht in der Lage, sich hier an den entferntesten Grenzen seines Reiches in einen neuen Krieg zu verwickeln, der wahrscheinlich mehrere Feldzüge erfordern, und dessen Ausgang bei allem dem immer noch sehr zweifelhaft seyn könnte. Zwischen Basil und dem Abasgenfürsten kam also ein Vergleich zu Stande, dem zu Folge Basil den südlichen, Georg den nördlichen Theil von Iberien erhielt. Seit dieser Zeit hatte Georg viele Jahre hindurch sich stets innerhalb der Grenzen des Theilungstraktats gehalten. Erst gegen das Ende des bulgarischen Krieges erwachte in ihm die Lust, beide Iberien wieder mit einander, und zwar unter seinem eigenen Scepter zu vereinigen. Mit kleinen Streifzügen in den kaiserlichen Landestheil machte er den Anfang; und da er nie ohne Beute zurückkam, so wurden jene auch häufiger und kühner, und die Abasgen streiften endlich sogar bis über die Grenzen Armeniens und anderer benachbarten Provinzen. Um diesen räuberischen Einfällen ein Ende zu machen, und den Georg seines Treubruches wegen zu züchtigen, zog Basil im Jahre 1021 an der Spitze eines auserlesenen Heeres nach Iberien. Als er sich dem Pontus Euxinus näherte, erhielt er plötzlich die unerwartete Nachricht, daß Xiphias und Phokas, Sohn des uns schon bekannten Bardas Phokas, unzufrieden, an dieser, wie Jedermann hoffte, abermals sehr glorreichen Expedition des Kaisers keinen Antheil zu haben, Constantinopel heimlich verlassen, in Kappadocien Truppen zusammengezogen, und dort förmlich

die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatten. Der Kaiser und dessen ganzes Heer geriethen darüber in die größte Bestürzung. Man mußte befürchten, daß die Aufrührer, im geheimen Einverständniß mit Georg, ihre Operationen im Rücken des Kaisers unverzüglich beginnen, und dann dessen Heer zwischen dem ihrigen und jenem der Barbaren einzuschließen suchen würden. In dieser besorgnißvollen Lage nahm Basil zur List seine Zuflucht. Dem Phokas wie dem Xiphias schrieb er, verhieß Jedem Verzeihung und selbst Belohnung, wenn er zu seiner Pflicht zurückkehren, und den Collegen in seiner Empörung sogleich hinrichten lassen würde. Dem Eilboten, der die Briefe überbringen mußte, ward befohlen, den Brief einem Jeden ohne Wissen des Andern zu übergeben. Der ehrliche Phokas theilte den Inhalt des kaiserlichen Schreibens unverzüglich dem Xiphias mit. Dieser aber, den der gethane Schritt schon wieder reuete, verschwieg seinem Collegen, daß er ein ähnliches Schreiben von dem Kaiser erhalten hatte, wußte bald darauf unter irgend einem Vorwand den Phokas an einen etwas entlegenen Ort zu locken, und ließ ihn dort von einigen allda versteckten Banditen unter seinen Augen ermorden. Aber Phokas war der Liebling des Heeres, und im höchsten Grade über dessen Ermordung entrüstet, lief es sogleich von selbst auseinander. Sobald der Kaiser dieses erfuhr, schickte er eilends nach Kappadocien einen seiner Unterfeldherren, den Theophylaktus nämlich, der nun den von seinen Truppen verlassenen Xiphias verhaftete, nach Constantinopel transportirte, und dem Protonotarius Johannes, der während der Abwesenheit des Kaisers den Oberbefehl in der Stadt hatte, übergab. Dem Xiphias ward jetzt der Prozeß gemacht, und derselbe zum Tode verurtheilt, dieses Urtheil jedoch von dem Kaiser gemildert, dem Verbrecher daher blos der

Kopf geschoren, ihm eine Mönchskutte angelegt, und er hierauf in einem Kloster auf einer Insel des Propontus für die Zeit seines Lebens eingesperrt [1].

4. Da der Kaiser jetzt in seinem Rücken nichts mehr zu befürchten hatte, rückte er mit seinem Heere in Iberien ein. Aber der Fürst der Abasgen befand sich in einer ungleich furchtbarern Verfassung, als Basil geglaubt hatte. Sämmtliche kaukasische wilde Gebirgsvölker standen mit den Abasgen im Bunde, und ihre Streitkräfte waren jenen der Griechen bei weitem überlegen. Die erste, obgleich sehr mörderische Schlacht entschied nichts. Die Nacht trennte die beiden feindlichen Heere, und keines war berechtiget, den Sieg sich zuzuschreiben. Aber desto entscheidender war die zweite, noch ungleich blutigere Schlacht. Auf beiden Seiten ward mit gleicher Erbitterung und Ausdauer gefochten. Auch der Kaiser, der gleich einem gemeinen Soldaten sich jeder Gefahr

1) Wie man sieht, ward diese Empörung gleichsam im Momente ihrer Entstehung schon wieder gedämpft. Das Ereigniß hat also gar keine historische Bedeutung, und wir hätten es demnach ganz füglich mit Stillschweigen übergehen können. Indessen glaubten wir doch einige Erwähnung davon machen zu müssen; aber blos wegen der damit verbundenen Nebenumstände, die, weil unaufhörlich sich wiederholend, auch eben so oft unser über die Griechen ausgesprochenes Urtheil immer auf das neue wieder bestätigen. Basil und Xiphias blieben hier dem griechischen Nationalcharakter vollkommen treu. Eines großen Monarchen höchst unwürdige Wortbrüchigkeit auf Seite des Kaisers; Falschheit, Verrath und Meuchelmord auf Seite des Xiphias; und am Ende wieder die alte, nur den Byzantinern eigene Justizmethode, aus den gröbsten Verbrechern Mönche, und aus Klöstern, eigentlich blos der Beschauung und Andacht geweihet, Gefängnisse und Polizeianstalten zu machen.

aussetzte, gab hier wieder Proben seiner oft an Verwegenheit und Tollkühnheit grenzenden Tapferkeit. Mit gleichem, beiderseitigem Erfolge hatte der Kampf schon den größten Theil des Tages über gewüthet, als erst um die neunte Stunde, nachdem Liparis, der Anführer der kaukasischen Gebirgsvölker, gefallen war, der Sieg sich auf die Seite der Griechen neigte. Die Abasgen wurden endlich völlig geschlagen, alle ihre Schaaren gänzlich zerstreut. Georg floh in das Gebirg, ordnete Gesandte an den Kaiser, und ließ um Frieden bitten. Dieser ward ihm gewährt, jedoch um einen ziemlich hohen Preis. Einen großen Strich des in dem ersten Theilungstraktat ihm überlassenen Landes mußte er dem Kaiser abtreten, auch ihm seinen Sohn als Geißel ausliefern. Mit seiner, gegen Fremde sich nie verläugnenden Freundlichkeit und Milde behandelte der Kaiser auch den Abasgischen Prinzen; er ernannte ihn zum Tribun einer Legion, und behielt ihn an seinem Hofe, wo er wie ein Glied der kaiserlichen Familie eben so geehrt und in demselben Ueberfluß lebte.

5. Auf seinem Zuge nach Iberien war Basil an der an der Grenze des griechischen Armeniens [1]) nahe an der nach Iberien führenden Landstraße liegenden, erst unlängst von den Saracenen erbauten Festung, Ibrahims-Citadelle genannt, vorüber gekommen. Dieselbe erregte die Aufmerksamkeit des Kaisers. Sie lag auf seiner Operationslinie, und konnte seine Verbindung mit Iberien unterbrechen.

---

1) Wir müssen hier bemerken, daß Nicephorus und Tzimisces nicht ganz Armenien, sondern nur den westlichen, größten Theil desselben erobert hatten. Dieser gehörte jetzt zu dem griechischen Reiche, der östliche kleinere Theil aber noch den Saracenen.

Er beschloß also, nach beendigtem abasgischen Feldzuge sich derselben zu bemächtigen. Bevor jedoch Basil auf seinem Rückmarsch mit dem Heere bei der Festung angelangt war, hatte ihn eine hübsche Armenierin in den Besitz derselben gesetzt. Der junge weibliche Heros war nämlich seit einiger Zeit sehr oft in die Festung gekommen, um eine nahe Anverwandte zu besuchen, die dort als eine Gefangene lebte, jedoch, nur mit Ausnahme der Erlaubniß, die Festung verlassen zu dürfen, alle nur mögliche Freiheit genoß. Bei ihren häufigen Besuchen hatte die schlaue Armenierin sich von der Schwäche der Besatzung überzeugt; auch war die ungemeine Nachlässigkeit des Commandanten, der, sobald der Tag sich zu neigen anfing, sich sammt der bei dem Schlosse aufgezogenen Wache völlig zu berauschen pflegte, ihrer lauernden Aufmerksamkeit nicht entgangen. In ihr entstand also der Gedanke, ihren Landsleuten die Festung, und mit dieser die Gunst des Kaisers in ganz vorzüglichem Grade zu verschaffen. Unter dem Vorwand eines Spazierganges ging sie also eines Tages mit ihrer Freundin auf den Mauern der Festung herum, setzte sich endlich nieder, um der schönen Aussicht zu genießen, und fing an zu stricken. Während der Arbeit, und unter vertraulichem Gespräche mit der Andern, ließ sie jetzt nach und nach, als wenn es zufällig geschähe, einen Faden von ihrer Baumwolle ganz die Mauern herab, und erhielt dadurch das Maaß der Höhe derselben. Sobald sie dieses hatte, kehrte sie in ihr Städtchen zurück, und machte alle ihre Anverwandte und Freunde mit ihrem Plane bekannt. Dieser ward allgemein gebilliget, und man fand die Ausführung desselben nichts weniger als sehr schwer. Nach dem gegebenen Maaße wurden sogleich Sturmleitern verfertiget. Von einer sehr finstern Nacht begünstiget, rückten nun die Ar-

menier ganz in der Stille an die Mauern der Festung, erstiegen dieselben, warfen zwei halb eingeschlafene Schildwachen, die sie antrafen, herab, überfielen den Commandanten, und erschlugen ihn sammt der an diesem Tage im Dienste stehenden, ebenfalls ganz in Schlaf versunkenen Wache. Durch das nicht mehr zu vermeidende Geräusch ward jetzt der übrige Theil der Besatzung geweckt. Aber nun riefen die Armenier, deren kleine Anzahl die Finsterniß der Nacht deckte: „Es lebe Kaiser Basilius II.!" Dieser Ruf schreckte die Sarazenen, und in dem Wahn, daß der Kaiser mit einem Theile seines Heeres schon da sey, entflohen sie sämmtlich ganz betäubt und besinnungslos aus der Festung. Ein reitender Bote ward sogleich an den Kaiser abgefertiget. Basil eilte jetzt selbst herbei. Erfreut über das so trefflich gelungene Wagstück, besah er die Festung, gab Befehl, die Werke derselben noch zu vermehren, legte eine starke Besatzung hinein, und versah den Platz mit einem auf lange Zeit hinreichenden Vorrath an Lebensmitteln, Waffen und allen übrigen Kriegsbedürfnissen. Um so wohlfeilen Preis war Basil noch nie Herr einer so bedeutenden Festung geworden. Auf ihre eigenen Kosten hatten die Sarazenen sie ihm gebaut, und ebenfalls eine junge armenische Frau sie für ihn erobert. Diese nebst Allen, die an der Ueberrumpelung der Feste Theil genommen, wurden kaiserlich belohnt; ihre Vaterstadt erhielt mehrere, ihren Wohlstand nicht wenig befördernde Privilegien, und auch Einer der Einwohner ward mit dem Range eines Tribuns von dem Kaiser zum Befehlshaber der neu errungenen Festung ernannt.

6. In seinen Kriegen gegen die Bannalfeinde seines Reiches, nämlich gegen die Sarazenen, ließ Basilius sich nie durch den falschen Glanz entfernter

Eroberungen blenden. Er mochte wohl fühlen, daß die innere Kraft des Reiches mit dessen scheinbarer äußern Stärke, und einem noch größern Umfange desselben bei weitem nicht in dem erforderlichen Verhältnisse stand. Im Occident hatte er die Grenzen seiner Herrschaft weiter hinausgerückt, als irgend einer seiner Vorfahrer, und nach der Unterwerfung Serviens und Croatiens auch die ganze adriatische Küstenstrecke mit seinem Reiche wieder vereint [1]. Aber im Orient, sich mit der reichen Erbschaft Iberiens begnügend, wollte er keine neuen Eroberungen machen, blos die von Nicephorus und Tzimisces gemachten behaupten, und die Kriege, die er allda führte, oder vielmehr größtentheils durch seine Feldherren führen ließ, bezweckten sämmtlich blos die Aufrechthaltung des bei seiner Thronbesteigung vorgefundenen Reichsbestandes. In Phönizien setzte er daher den Fortschritten des kriegerischen Hakem, Kaliphen von Aegypten, die nöthigen Schranken, entsetzte Antiochien und trieb das diese Stadt belagernde Sarazenenheer aus Syrien hinaus. Die unabhängigen, bald unter sich getrennten, bald wieder mit einander vereinten, stets unruhigen Emirs erhielt er ebenfalls, so lange er regierte, in der Unterwürfigkeit, zwang sie, den ihnen auferlegten Tribut zu

---

1) Nur Schade, daß der Kaiser, als er Herr der adriatischen Küste geworden war, nun auch mit den Venetianern, den treuesten Bundesgenossen des griechischen Reiches, in nicht ganz angenehme Berührung kam. Die Streitigkeiten, in welche jetzt bisweilen die Griechen und Venetianer mit einander geriethen, waren jedoch nicht so erheblich, daß sie das von dem Interesse beider Staaten gebotene, freundliche Verhältniß im Ganzen genommen bedeutend hätten stören können. Die Griechen bedurften der Venetianer, und diese eben so sehr der Griechen.

entrichten, that dabei den räuberischen Einfällen der Araber Einhalt, und verwendete sich mit Nachdruck für die von dem Kaliphen Hakem in Aegypten und Palästina grausam verfolgten Christen [1]). Aber dies

1) Des Kaliphen Hakems Mutter hieß Maria und war eine Christin, und ihre beiden Brüder waren Patriarchen, der eine in Alexandrien, der andere in Jerusalem. Eine blutige Christenverfolgung würde also schwerlich Hakems Regierung befleckt haben, wäre der Impuls dazu nicht von den Sarazenen in Spanien gegeben worden. Durch die Menge der Pilger, die in jener Zeit jedes Jahr nach Jerusalem wallten, und deren sonderbare Berichte und Erzählungen, die sie in allen Ländern verbreiteten, war beinahe in allen abendländischen Christen schon damals die Idee einer Eroberung des heiligen Landes rege geworden. Schon der bloße Gedanke daran begeisterte die ganze Christenheit. Aber diese Sehnsucht und diese Wünsche der abendländischen Christen wurden nur zu bald laut und vernehmbar. Das Gerücht davon gelangte zu den Ohren des Kaliphen von Spanien. Dieser, die seinen Glaubensbrüdern im Orient drohende Gefahr um Vieles vergrößernd, berichtete was er gehört unverzüglich sowohl nach Bagdad, als auch an den fatimitischen Kaliphen in Cairo. Die Folge davon war eine schreckliche Verfolgung der Christen in Aegypten, Palästina und in einem Theile von Mesopotamien. Aber wenn jetzt das Blut einer Menge von Märtyrern diese Länder tränkte, so war auch die Anzahl jener nicht gering, welche aus Furcht vor einem qualvollen Tode Jesum Christum verläugneten und zur Lehre des Lügenpropheten übergingen. Der Kaliph Hakem kam selbst nach Jerusalem, ließ dort die Kirche zum heiligen Grabe nebst noch mehreren andern Kirchen und Klöstern niederbrennen, und schonte selbst seines eigenen Oheims, des Patriarchen nicht, der jetzt von Gott gewürdigt ward, des Namens Jesu wegen den glorreichen Tod eines heiligen Märtyrers zu sterben. Dieser blutigen Verfolgung, die noch weit länger gedauert und einen immer weitern Spielraum gefunden haben würde, that nun

geschah meistens theils vor, theils im Laufe des bulgarischen Krieges. Während desselben, oder vielmehr bald nach dessen Anfang, unternahm Basil einmal in eigener Person einen Feldzug nach dem Orient. Auch hier weheten seine Fahnen, wohin er sie tragen mochte, am Orontes wie am Euphrat, überall siegreich. Die Emirs von Damaskus, Tyrus und Berytus kamen ihm entgegen, bezeigten ihre Unterwürfigkeit, und erkauften mit kostbaren Geschenken seinen Schutz und seine Freundschaft. Nur vor Tripolis zeigte sich ihm das Kriegsglück ungünstig. Nach einer vierzigtägigen Belagerung mußte er unverrichteter Dinge wieder abziehen, die Wiedereroberung dieser Stadt auf unbestimmte Zeit vertagen, und seinen Feldherren überlassen.

7. Auch die griechische Seemacht erhob sich ganz ungemein unter Basils Regierung. Sie war damals die erste in der bekannten Welt, und weder die arabische, noch irgend eine andere war ihr gewachsen. Der dadurch geschützte und daher erweiterte Handel der Griechen erhöhete jetzt nicht nur die Einkünfte der kaiserlichen Schatzkammer durch die vermehrten Aus- und Einfuhrzölle, sondern auch den

---

Basilius durch seine von Drohungen begleitete Ermahnungen Einhalt; und Hakems Mutter ließ bald darauf die von ihrem Sohne in Jerusalem zerstörten Kirchen und Klöster theils aus eigenen Mitteln, theils aus den im Morgen- wie im Abendlande gesammelten Beiträgen der Gläubigen wieder aufbauen. — Die um diese Zeit in mehreren Ländern Europa's, besonders in Deutschland entstandene, nicht minder grausame Verfolgung der Juden war blos eine Reaktion der blutigen Ereignisse im Orient, wo die Juden, besonders in Palästina, an der grausamen Verfolgung der Christen einen ungemein thätigen, wahrhaft empörenden Antheil genommen hatten.

innern Wohlstand der Provinzen, sowohl durch den immer steigenden Absatz inländischer Fabrikate, als auch der indischen Waaren, wie der Produkte der Küste des schwarzen Meeres, welche die Venetianer und alle Seehandel treibende Städte Unteritaliens, Neapel, Gaëta, Amalfi 2c., unmittelbar aus den Händen der Griechen erhielten, und dann in alle Länder am Mittelmeere, und bis in den äußersten Norden Europa's verführten. Daher auch das in Italien unter Basilius so sehr gestiegene Ansehen der Griechen, die nicht nur wieder Herren von Calabrien und Apulien waren, sondern mit denen auch alle die See befahrende Städte Italiens, eben ihres Handels wegen, in einer Art von Abhängigkeitsverhältniß standen [1].

---

1) Dieß fühlten jene italienischen Städte sehr wohl, suchten aber durch immer größere commercielle Vortheile sich dafür zu entschädigen. Am wenigsten fühlbar ward dieses Abhängigkeitsverhältniß dem Staate von Venedig. Da dieser seiner Lage wegen nicht wohl gegen seinen Willen in die Angelegenheiten des italienischen Continents hineingezogen werden konnte; so schloß er sich desto fester an die griechische Regierung an. Wie es scheint, schwebte schon damals die Idee eines ausschließenden Welthandels vor der Seele manches venetianischen Staatsmannes, und davon hätte Constantinopel nothwendig der Mittelpunkt seyn müssen. Aber auch Basil, dessen vielumfassendes Genie mit dem Gedanken sich beschäftigte, eine für Italien und das Mittelmeer ganz eigene griechische Marine zu erschaffen, wozu ihm Venedig nicht wenig behülflich seyn konnte, erkannte vollkommen den hohen politischen Werth der Freundschaft dieser Republik. Auf mancherlei Weise suchte er daher sie immer fester an seinen Thron und sein Interesse zu knüpfen. Alle nur einigermaßen einflußreiche Venetianer erhielten verhältnißmäßig griechische Würden und Ehrentitel, und wer von ihnen nach Constantinopel kam, konnte eines mehr als fürstlichen Empfanges versichert seyn.

8. Ueberhaupt hatte der Kaiser in Beziehung auf Italien sehr weitaussehende Plane. Die Sarazenen wollte er aus Sicilien vertreiben, und diese große, damals so volkreiche und von der Natur so herrlich ausgestattete Insel wieder mit seinem Reiche vereinigen. Aber der Besitz von Sicilien würde nothwendig die Griechen auch in den Besitz aller um

---

Als Orseolus, Sohn des Dogen von Venedig, und seines Vaters schon erklärter Nachfolger in dieser hohen Würde, nach Constantinopel kam, ward er mit Ehrenbezeugungen von dem Kaiser gleichsam überhäuft. Basil erhob ihn zur Würde eines Patriciers, und vermählte ihn mit Maria, Schwester des nachherigen Kaisers Romanus Argyrus. Der Patriarch selbst segnete das fürstliche Paar in Gegenwart des Kaisers ein, setzte Beiden eine goldene Krone auf das Haupt, und die Pracht der Feste, welche auf die Vermählungsfeierlichkeit folgten, und die der Kaiser stets mit seiner Gegenwart beehrte, setzte ganz Constantinopel in Erstaunen. Von der ungemeinen, alle Begriffe übersteigenden luxuriösen Weichlichkeit der Gemahlin des Orseolus wissen die italienischen Annalen Vieles zu erzählen. So z. B. berichtet Petrus Damianus, ein wegen der Strenge und Heiligkeit seines Wandels sehr glaubwürdiger Zeuge, die Prinzessin Maria habe zu ihrem täglichen Bade sich nie eines andern, als blos des feinsten, künstlichen Rosenwassers bedient. Dem ähnlich sey die ganze übrige, wahrhaft sündhafte Pflege ihres doch der Verwesung bestimmten Körpers gewesen. Aber eben dadurch habe sie sich ein sichtbares Strafgericht Gottes in einer Krankheit zugezogen, die, allen Künsten der Aerzte trotzend, ihren ganzen Körper mit Beulen und Geschwüren bedeckte, welche einen so unerträglichen Gestank verbreiteten, daß von ihrer zahlreichen Dienerschaft nur eine einzige Frau es aushalten konnte, und auch dieß nicht vermocht haben würde, hätte nicht der bald darauf erfolgte Tod ihrer schon lebend in Fäulniß übergegangenen Gebieterin sie von dieser qualvollen Dienstleistung befreit.

Italien liegenden Inseln gesetzt haben. Ausschließend hätte dann die griechische Flagge, der die vereinten Seekräfte aller damaligen Völker nicht gewachsen waren, drohend und gebietend auf dem ganzen Mittelmeere gewehet, und der Kaiser von Constantinopel alle Küstenstrecken der ganzen italienischen Halbinsel beherrscht. Nicht zu berechnen wären davon die Folgen gewesen, nicht blos auf den politischen Zustand des italienischen Continents, sondern auch des ganzen südlichen, und zum Theil westlichen Europa's. Aber eben daher war, wie man zu glauben berechtiget ist, der Plan der Vorsehung ganz anders, als jener des Kabinettes von Constantinopel. In der Brust des Kaisers war indessen die Eroberung Siciliens fest beschlossen. Eine zahlreiche, völlig ausgerüstete Flotte lag schon segelfertig in dem Hafen von Constantinopel. Auch war der kaiserliche Feldherr Orestes mit mehreren Legionen, denen der Kaiser mit dem ganzen Heere unverzüglich folgen wollte, schon nach den Gewässern Italiens abgesegelt, als eine gefährliche Krankheit den zwei- oder dreiundsiebenzigjährigen Monarchen plötzlich auf sein Lager warf, und der bald darauf erfolgte Tod ihn von dem geräuschvollen Schauplatze abrief, auf welchem er länger als ein halbes Jahrhundert eine so große, bedeutungsvolle Rolle gespielt hatte [1]. —

1) Daß Basil, wäre sein Tod nicht dazwischen getreten, Sicilien erobert haben würde, daran ist gar nicht zu zweifeln. Den Beweis darüber liefert das, was unter seinem erbärmlichen Nachfolger geschah; da derselbe Plan, obgleich die Operationen der Griechen anfänglich den erwünschten Erfolg gehabt hatten, blos an der Uneinigkeit der Generäle, und dem Unverstand und den gehäuften Mißgriffen des Hofes wieder scheiterte. Bei dem gebietenden Einflusse, den der Besitz von Sicilien den Griechen auch auf ganz Ita-

: Jahre seines Alters sind auch die Jahre seiner
zierung. Schon als ein Kind in der Wiege
te ihn sein Vater Romanus II. zum Mitregenten
ärt. Rechnet man aber auch die ersten Kinder-
:e ab, so wie jene, in welchen er zwei höhere
nossen des Thrones an seiner Seite sehen mußte,
ergibt es sich doch, daß er allein, und oft nur
sehr allein, über zwei und fünfzig Jahre das
ßte Reich der damaligen Welt beherrschte.

9. Unter der Regierung dieses Kaisers erhob
das oströmische Reich zu einer Größe, von wel-
: es unter der langen Reihe seiner schwachen Nach-
ger zusehends wieder herabsank, und die es nachher

---

lien gegeben hätte, würden diese gewiß ihre alten Ansprüche auf Rom und den römischen Staat wieder geltend zu machen, und dem römischen Stuhle wieder neue Fesseln zu bereiten gesucht haben. Aber die zeitliche Unabhängigkeit des römischen Stuhles lag und liegt, wie die Geschichte von zehn Jahrhunderten es beweist, in dem Plane der Vorsehung. Ohne diese Unabhängigkeit wäre kein freies Kirchenregiment und unbeschränkte Ausübung des Lehramtes, so wie dieses in dem Geiste und Sinne ihres göttlichen Stifters liegt, möglich, und die Kirche würde nur zu oft bald den Launen der an Weisheit gewöhnlich sich sehr ungleichen Machthaber, bald auch bloßen weltlichen politischen Zwecken knechtisch zu dienen gezwungen seyn. — Die Macht und das Ansehen der deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause in Italien waren, wie wir bereits gesehen und noch ferner sehen werden, blos schützend, erhaltend, und für den römischen Stuhl und die Kirche wohlthätig. Als später die Kaiser aus dem fränkischen und schwäbischen Hause diese Grenzlinien zu überschreiten suchten, fanden sie in der christlichen Denkart, Gesittung und Gesinnung des Zeitalters und aller abendländischen Völker — woran es den Griechen stets gebrach — feste, nicht zu durchdringende Schranken.

auch nie mehr erreichte. Basilius II. gehört zu den größten, ausgezeichnetsten Kaisern der byzantinischen Geschichte. In der ersten Blüthezeit seines Jünglingsalters traten Leichtsinn und Genußliebe als herrschende Züge seines Charakters hervor. Aber sein thatendurstiger Geist zerriß bald diese schändlichen Fesseln; und wenn auch unter seinen beiden großen Vorfahren, dem Nicephorus und Tzimisces, in das seiner Auflösung sich nahende Reich schon wieder neue Kraft und ein neuer Geist gekommen waren; so wußte doch Basil gleich bei seinem ersten Auftreten eben diesen Geist noch mehr zu beleben, und während seiner ganzen, langen Regierung immer lebendig und thätig zu erhalten. Große, umfassende Anlagen hatte die Natur in ihm vereiniget. Es fehlte ihm nicht an Verstand und Besonnenheit im Ueberlegen, an Beharrlichkeit in den Beschlüssen, noch an Kraft in Ausführung des Beschlossenen, und seine rastlose, nach allen Seiten gerichtete Thätigkeit erhielt sich selbst noch in seinem spätesten Alter. Durch eine durchaus vernachlässigte Erziehung, ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse und Bildung, und wie es scheint, ohne natürliche Empfänglichkeit für das Schöne, war leider Basil stets Künsten und Wissenschaften im höchsten Grade abhold; obgleich seine oft vorsätzlich zur Schau gestellte Verachtung der Gelehrten und aller Gelehrsamkeit größtentheils ihren Grund blos in der Erinnerung an seinen zwar grundgelehrten, aber äußerst schwachen Großvater haben mochte, der in seinem ganzen Leben nichts auch nur der mindesten Erwähnung Würdiges that, und unter vier Usurpatoren Thron und Leben blos seiner völligen Bedeutungslosigkeit zu danken gehabt hatte. In der Wahl seiner höhern wie niedern Beamten sah daher Basil nie auf wissenschaftliche Kenntnisse oder gelehrte Bildung; er forderte blos gesunden Menschen-

verstand, Biederkeit und treue Anhänglichkeit an seine Person. Seine Minister waren nicht sowohl seine Gehülfen, als nur die treuen und pünktlichen Vollstrecker seiner zwar oft großen, aber bisweilen auch lange noch nicht gehörig verdauten Conceptionen. Seine Befehle gab er ihnen mündlich, oder diktirte sie ihnen in die Feder; daher auch alle unter seiner Regierung erschienenen Edicte und andere Verordnungen gewöhnlich in einer nicht weniger als sehr edeln Sprache, dabei auch äußerst verworren, und nicht selten ohne allen logischen Zusammenhang der Ideen abgefaßt sind [1]. — Unter den gekrönten, durch glänzende Waffenthaten ausgezeichneten byzantinischen Helden gebührt Basil II. eine der ersten Stellen. Zwar hatte er schwerlich die Strategie seines gelehrten Großvaters studirt, eben so wenig auch wahrscheinlich den Xenophon und Polybius, aber dafür ihm die Natur, nebst einem gewissen militärischen Instinkt, eine Menge anderer wahrer Heldeneigenschaften geschenkt: einen ausdauernden Muth, den keine Hindernisse zurückschreckten, eine Kühnheit, die den größten Gefahren trotzte, und endlich eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit selbst in Augenblicken der größten Gefahr. Dabei besaß er die große Kunst, das Herz der Soldaten zu gewinnen, und durch Wort und Beispiel ein ganzes Heer zu begeistern. — In seinem Benehmen zeigte er große Einfachheit und Unbefangenheit. Die vielen an dem griechischen Hofe eingeführten Formen asiatischer An-

---

1) «Nullam doctorum virorum rationem habuit, «ipsamque doctrinam rem inutilem et super-«vacaneam judicans viros neque litteris nec eru-«ditione claros et ab epistolis et a consiliis habuit, «quibus litteras simpliciter nullaque cum cura «dictavit.» *Joan.* [illegible] Annal. Noch umständlicher und härt[illegible] [illegible]ellus darüber aus.

betung schienen ihm lästig, und die einfachen, schlichten Manieren des Kriegers blieben die seinigen auch in dem Palaste zu Constantinopel. Gegen seine Vertrauten, und vorzüglich gegen Fremde war er ungemein herablassend und freundlich; und als einen besonders schönen Zug seines Charakters hebt die Geschichte die Art hervor, mit welcher er oft auch seinen ärgsten Feinden verzieh. Dieß geschah jedesmal mit so vieler Güte und einer solchen Gemüthlichkeit, daß Alle, die in die Empörung des Leo, Skleros, Phokas ꝛc. verwickelt waren, nachdem sie Verzeihung erhalten, von diesem Augenblicke an bis zu ihrem letzten Athemzug die wärmsten Anhänger und treuesten Diener des Kaisers wurden. — Schade, daß allzugroße Begierde nach Reichthümern und irdischen Schätzen ein im Ganzen genommen so schönes und edles Leben beflecken mußte. Trotz den Seufzern seines Volkes und den wiederholten flehentlichen Bitten der Geistlichkeit schaffte Basil dennoch, unter dem Vorwand, daß die Zeitumstände und das Wohl des Reiches es nicht erlaubten, das unnatürliche, ungerechte, das Vermögen so vieler Tausende seiner Unterthanen nach und nach verschlingende Alleleggyon nicht ab. Aber es war doch wahrhaftig kein Bedürfniß des Staates, daß Basil Reichthümer auf Reichthümer häufte, daß er, nachdem alle Kisten und Kasten seiner Schatzkammer voll waren, noch unterirdische Gewölbe bauen ließ, und diese Jahr aus Jahr ein mit Schätzen überfüllte, wovon schon ein kleiner Theil ganz verarmte Provinzen wieder in den blühendsten Wohlstand würde versetzt haben. In den Gewölben der Schatzkammer und deren unterirdischem Labyrinth fand man nach dem Tode dieses Kaisers blos an gemünztem Golde über zweimal hunderttausend Talente, nicht viel weniger an Silber, und dabei einen unermeßlichen, gar nicht zu berech-

nenden Werth an den kostbarsten, goldenen und silbernen Gefäßen, an orientalischen Perlen, Juwelen und den edelsten Steinen [1]). Alle diese ungeheueren Schätze lagen hier todt, für den Kaiser selbst, wie für die übrige Welt, blos aufgehäuft und aufbewahrt, um schon von seinem unmittelbaren elenden Nachfolger auf die schändlichste und unverantwortlichste Weise in kurzer Zeit wieder vergeudet zu werden. — Mit dem herannahenden Greisenalter veränderte sich in etwas Basils mehr zur Milde als zur Strenge geneigter Charakter. Sein Herz öffnete sich jetzt bisweilen dem Argwohn. Er ward mißtrauisch, daher, obgleich nie ungerecht, doch weit strenger im Strafen [2]), und seine sonst so löbliche Beharrlichkeit

1) «Fertur enim ducenta millia talentorum auri in «thesauris habuisse. Nam alterius pecuniae «nullus iniri numerus potest; adeo ut concla«vibus repletis eam terrae mandarit, anfrac«tibus instar labyrinthorum effossis; sed et «cistellae plenae erant gemmis, cum aliis tum «candidis illis, quae peculiari nomine marga«ritae dicuntur. Neque vero iis utebatur, ex«ceptis paucis — — — reliquae in conclavibus «inutile pondus jacebant.» *Zon.* p. 177.

2) Als Basil nach seinem Zuge gegen die Abasgen, während desselben Phokas und Xiphias, wie wir schon berichtet, sich empört hatten, wieder in Constantinopel angekommen war, ordnete er strenge Untersuchung gegen Alle an, welche einen nahen oder auch nur fernen Antheil an der Empörung gehabt hatten. Diesmal begnadigte der Kaiser keinen von den Schuldigen; aber auch keiner ward mit dem Tode, oder dem Verlust seiner Augen bestraft. Eine Ausnahme machten nur zwei Patricier, wovon der Eine einen Verschnittenen des Kaisers, weil er sich nicht zu den Aufrührern schlagen wollte, mit eigener Hand getödtet, und der Andere gleicher Ursache wegen vier Officiere hatte hinrichten lassen. Beiden ließ Basil den Kopf abschlagen; und dieß war gewiß kein Akt

bei einem einmal genommenen Beschluß war jetzt oft weniger die Folge einer vernünftigen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit oder Weisheit des Beschlossenen, als vielmehr bloße Wirkung eines durch nichts mehr zu beugenden Starrsinnes. Gegen das Ende seiner Regierung ward er ungleich mehr gefürchtet, als geliebt. — Gegen die Kirche benahm sich Basil stets gleich einem treuen, ihr wahrhaft mit Liebe ergebenen Sohne, erwies auch ihren höhern wie niedern Dienern stets geziemende Ehre. Von der wahren Lehre wich er nie auch nur einen Finger breit ab, und keinem stolzen Grübler würde unter seiner Regierung gelungen seyn, durch Neuerungen und theologisches Gezänke die Kirche zu verwirren. Als der Patriarch Eustathius, in dem Wahne, daß der weit schimmernde, obgleich zum Theil nur scheinbare Glanz, der durch Basils ununterbrochene Siege das oströmische Reich jetzt umgab, auch auf seine Kirche in ihren äußern Verhältnissen zurückstrahlen müsse, den von seinen Vorfahren schon oft gemachten Versuch, sich den Titel eines ökumenischen Patriarchen beizulegen, auf das neue wiederholte, daher mit dem römischen Hofe diesfalls Unterhandlungen anzuknüpfen suchte; so unterstützte zwar der Kaiser die Forderungen seines Patriarchen durch reiche Geschenke, welche er nach Rom sandte: als aber diese, so wie das ganze Gesuch von dem römischen Stuhle mit Ernst und Würde zurückgewiesen wurden, so ließ auch Basil die Sache sogleich fallen, und nahm kein weiteres Interesse mehr daran. Bei dieses Kaisers oft offenbar nicht ganz richtiger Auffassung des wahren Geistes der Religion Jesu müssen wir auch seine

---

sehr strenger Gerechtigkeit, sondern eher noch ein Beweis ziemlich vieler Milde selbst bei der Nothwendigkeit des Bestrafens.

Kasteiungen und Bußübungen auf sich selbst beruhen lassen. Ihr Werth oder Unwerth kann nur auf der Wagschale ewiger Gerechtigkeit, auf der Wagschale Desjenigen gewogen werden, dessen Flammenblick die tiefsten und verborgensten Falten des menschlichen Herzens durchschaut. — Begraben ward Basils entseelte Leiche in der dem heiligen Evangelisten Johannes geweihten Kirche auf dem Hebdomon. Die Geistlichkeit segnete sein Andenken; aber das Volk, obgleich die Größe des Verlustes eines mit so viel Ruhm und Sieg gekrönten Kaisers wohl fühlend, trauerte dennoch am Grabe desselben nicht (1025).

10. Nach dem Tode Basilius II. übernahm dessen Bruder Constantin IX. die Alleinherrschaft über ein Reich, das ihm so unbekannt war, als nur immer die Länder unter dem nördlichen Polarkreise es ihm seyn konnten. Obgleich schon in dem fünf- oder sechsundsechzigsten Jahre seines Alters, hatte er doch sein ganzes Leben in schwelgendem Müssiggang zugebracht. Alle Geschäfte der Regierung, der innern Verwaltung wie des Krieges, waren ihm völlig fremd. Was er kannte und wohl verstand, waren blos die Vergnügungen einer üppigen Tafel, die Zerstreuungen der Rennbahn, die Belustigungen der Jagd, und die unreinen Freuden in den Armen schöner Buhlerinnen. Da er vor der Last der Regierung, lange bevor er noch deren Gewicht fühlte, schon zurückgeschreckt war, so begreift es sich von selbst, daß er das Leben, das er bisher geführt, jetzt auch eben so unthätig und sorgenlos fortsetzte, und, den Thron unter allen Verhältnissen blos als einen Sitz schwelgender Trägheit betrachtend, überließ er nun wirklich alle Zügel der Regierung blindlings den Händen seiner Günstlinge und Verschnittenen, Menschen ohne allen intellectuellen wie moralischen Werth,

meistens schon mit den gröbsten Lastern befleckt, und jedes nur gedenkbaren Verbrechens fähig [1]). Constantins dreijährige Alleinherrschaft war also nichts als ein fortlaufendes Gewebe von Thorheit, Unverstand, tyrannischer Willkür, blutiger Grausamkeit, und der schändlichsten, unerhörtesten Erpressungen. Man sollte glauben, daß die ungeheuern, von Basil aufgehäuften Schätze, die der Geiz jener Elenden schon in den ersten paar Jahren verschlungen hatte, auch deren Habsucht so ziemlich hätten befriedigen müssen; aber leider hatte ihr Schlund eine bodenlose Tiefe. Basil, so sehr er auch darüber wachte, daß seine Einkünfte sich nicht minderten, erließ doch bisweilen Einzelnen, oder auch ganzen Familien, die entweder sich besondere Verdienste um den Staat erworben, oder auch deren Vermögensumstände ganz ungewöhnlich harte Schläge des Schicksals, ohne ihr Verschulden völlig zerrüttet hatten, alle ihre an den kaiserlichen Schatz zu zahlenden Rückstände. Obgleich nun solche Fälle sich freilich nicht jeden Tag wiederholten, so mehrten sie sich doch ungemein in dem Laufe einer länger als ein halbes Jahrhundert dauernden Regierung. Darauf gründeten nun die

---

1) « Qui (Constantius sc.) cum esset socors et dissolutus, vitaeque otiosae et ignavae assuevisset, « etiam rerum potitus eamdem vitae rationem « tenuit, administratione aliis mandata, iisque « qui nullum suae industriae specimen praebuerant, hominibus non modo ignobilibus, sed « ne ingenuae quidem conditionis, gentilibus, « indisertis, barbaris, ac mancipiis ebriosis atque « eviratis, *omnibusque pollutis flagitiis*. Ipse « voluptatibus indulsit, ventris ac Veneris mancipium; insanoque studio aleae, theatri, ac « venationis occupatus, potandoque noctes trahens etc. » *Zon.* T. II. p. 179. — *Cedren.* T. II. p. 719.

das kaiserliche Automat umgebenden Blutigel eine ihrer Hauptspeculationen. Alle dergleichen Gnadenerweisungen des verstorbenen Kaisers betrachteten sie nämlich als alte, längst schon stehende Schuldposten, und ließen diese mit unerbittlicher Strenge eintreiben. Selbst von den Kindern oder gar Kindeskindern Jener, denen sie waren ertheilt worden, wurden sie schonungslos erpreßt, und zahllose Familien, denen man jetzt den letzten Blutstropfen ausgesaugt hatte, in den Bettelstand versetzt. Die Befehlshaber in den Städten und Provinzen, die, nachdem man alle würdige, verdienstvolle Männer von ihren Aemtern entfernt hatte, jetzt meistens bloße Creaturen des den gekrönten Wüstling umgebenden, raubsüchtigen Gesindels waren, folgten nun natürlicher Weise dem Beispiele ihrer hohen Gönner, und die Kunst, die Unterthanen methodisch zu plündern, ihrem Elende zu höhnen, und unter allerlei, oft wahrhaft sinnreich erfundenen Vorwänden ungeheuere Summen von den Städten oder Provinzen zu erpressen, ward jetzt das allgemeine, in dem ganzen Reiche herrschende Verwaltungssystem.

11. Zu diesem Greuel der schändlichsten Erpressungen gesellten sich nun auch blutige Grausamkeiten und die schamlosesten Gewaltthaten [1]). In

1) Gleich die ersten Tage nach Constantins Regierungsantritt waren mit Blut bezeichnet. Alle, welche bisweilen den Kaiser Basilius auf die elende, eines Prinzen so ganz unwürdige Lebensweise seines Bruders aufmerksam gemacht, und dabei ihre Besorgniß geäußert hatten, was aus dem Reiche werden müßte, wenn Constantin ihm vielleicht einst in der Regierung folgen sollte, verloren jetzt unter den nichtigsten Vorwänden wenigstens ihre Augen. Selbst der Sohn des durch die zweimalige Eroberung von Antiochien und

den Augen der Elenden, denen Constantin das Reich preisgab, war wahres Verdienst ohnehin schon ein Verbrechen, und in dem Gefühle ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Schlechtigkeit erregte deren Argwohn auch jede ächte Tugend, besonders von Solchen, die bei der Nation in einigem Ansehen standen. Männer, ausgezeichnet durch Geburt, Reichthum und Talent, wurden demnach unter den frivolsten, grundlosesten Beschuldigungen eingekerkert, ihrer Güter beraubt, verbannt, und wenn nicht hingerichtet, doch ihnen die Augen ausgestochen; und je edler und verdienter der Mann war, oder das Geschlecht, dem er angehörte, desto leichter fiel er als ein Opfer der jetzt schrankenlos herrschenden Willkür [1]). Eine natür-

---

manche andere Waffenthat berühmten, dem Leser schon bekannten Feldherrn Burzas befand sich unter der Anzahl Derjenigen, an welchen jetzt Constantin, jener geringfügigen Ursache wegen, so unedle, und dazu noch blutige Rache nahm. Freilich werden die Günstlinge und Verschnittenen, deren Lobredner Burzas Sohn bei dem Kaiser Basilius gewiß nicht wird gewesen seyn, das Meiste dazu beigetragen haben.

1) Der greulichste von allen blutigen Freveln, die man sich jetzt erlaubte, war unstreitig der, den man an Nicephorus Comenes, einem durch edle Geburt, Tugend, Einsicht und Tapferkeit ausgezeichneten Feldherrn beging. Basilius hatte ihn zum Statthalter des griechischen Mediens, das seit seiner Eroberung durch den Kaiser Tzimisces den Namen Aspracania führte, ernannt. Leider war das schon seit mehreren Jahren in dieser Provinz stehende Armeecorps ungemein herabgekommen. Ohne Zucht und Ordnung, und feiger als die schlechteste Landmiliz, zitterten Officiere und Soldaten, sobald sie nur von den Sarazenen reden hörten. Aber mit solchen Truppen sollte Nicephorus Comenes die Provinz gegen die Einfälle mehrerer freier arabischer Völkerstämme schützen. Natürlich mußte er damit anfangen, daß er dieselben

liche Folge dieser eben so ungerechten und grausamen, als schwachen und elenden Regierung war es, daß

---

nach und nach wieder zu wahren römischen Soldaten umschuf. Nachdem er theils durch Strafen, theils durch Belohnungen die Disciplin einigermaßen wieder hergestellt hatte, führte er sie auch gegen den Feind, jedoch nicht immer mit dem erwünschten Erfolge; denn obgleich er selbst durch seine persönliche Tapferkeit Allen zum Muster diente, ward er doch bisweilen von seinen Truppen, besonders wenn das Gefecht recht hitzig zu werden begann, verlassen. Zu allen Zeiten und bei allen Armeen der alten wie neuen Geschichte war stets Ehre das sicherste und festeste Band, was die Officiere an ihre Pflicht und ihre Fahne fesselte. Dieses schöne Gefühl suchte nun Nicephorus ebenfalls bei seinem kleinen Heere wieder zu wecken. Von sämmtlichen Officieren ließ er sich also ein schriftliches Versprechen unter der Verpfändung ihrer Ehre geben, daß sie in keinem Gefechte, und wie groß auch die Gefahr seyn möchte, ihn und ihre Fahnen verlassen wollten. Dieses Mittel that treffliche Wirkung. Die Sarazenen oder Araber wurden nun einigemal nach einander so nachdrücklich empfangen, daß alle Lust wiederzukommen ihnen verging, und die Provinz, wenigstens so lange Comenes darin den Oberbefehl führte, gegen feindliche Einfälle gesichert war. Zum Unglück für Nicephorus erhielt man von dessen Verfahren bei der Armee einige Kunde in Constantinopel. Aber wo schwarzer Argwohn, besonders gar im Bunde mit der Feigheit, einmal Wurzel gefaßt hat, da wird nicht nur das Unschuldigste, sondern selbst das Edelste bösartig gedeutet. Des Kaisers elende Umgebung witterte also jetzt sogleich bei dem Nicephorus geheime, gefährliche Plane auf den Thron, zu deren Ausführung er zuerst seine Officiere, und mit der Zeit auch noch Andere, sich so völlig eigen zu machen suche, daß sie ihn bei keinem, und selbst dem gewagtesten Unternehmen mehr verlassen dürften. Ohne alle weitere Nachforschung, und ohne alle Rücksicht auf die bekannte Redlichkeit, Tugend und Treue des Nicephorus, ward derselbe

nun auch bald in den Augen der Barbaren das Reich von der Höhe, wozu es Basilius erhoben, immer mehr herabsank. Unabhängige arabische Stämme fielen auf das neue in Medien und die benachbarten Provinzen ein, und wurden jetzt, statt durch Waffengewalt, mit Gold und Geschenken wieder zur Ruhe gebracht [1]. Auch in Iberien brachen Unruhen aus, denen man eben so wenig mit Ernst und Nachdruck zu begegnen wußte; und endlich fielen gar die Patzinatzen, unter den Barbaren damals das unbedeutendste Volk, in Bulgarien ein, hieben das dortstehende kaiserliche Armeecorps in Stücken, und plünderten und verheerten einen großen Theil des Landes. Diesen zog jedoch Diogenes, Statthalter von Sirmium, entgegen, schlug sie in einem Treffen, und jagte sie wieder aus dem Lande hinaus. Zum Lohne dafür wurden ihm einige Zeit nachher beide Augen ausgestochen. Zwar hatte er keinen Theil an dem Verbrechen oder Vergehen, dessen seine Feinde ihn beschuldigten, aber der Verlust beider Augen war dennoch eine gerechte Wiedervergeltung des von ihm, wie der Leser sich erinnern wird, an dem edeln Bulgaren Sermon begangenen Meuchelmordes. — Als ein ganz besonderes Ereigniß, und als einen sprechenden Beweis, welch treffliche Kriegsmarine Kaiser Basilius II. geschaffen hatte, bemerkt die Geschichte,

---

unverzüglich seiner Feldherrnstelle entsetzt, als ein Gefangener nach Constantinopel gebracht und, da nach der damaligen byzantinischen Justizpflege schon der Verdacht des Verbrechens wie das Verbrechen selbst bestraft werden mußte — (subditos autem, sagt Zonaras, ob nudam suspicionem puniebat) — ihm ohne weitern Prozeß beide Augen ausgestochen.

1) Prae animi ignavia (Constant.) Barbarorum motus non bellis, sed muneribus et honoribus compescendos statuebat. *Zonar.*

daß trotz aller Erbärmlichkeit der Regierung und der, wie in allen Zweigen der Verwaltung, auch in dem Kriegswesen herrschenden Verwirrung und Unordnung dennoch die griechische Flotte jene der Sarazenen bei Samos schlug, zwölf Schiffe eroberte, andere in Grund bohrte, und die übrigen zerstreute.

12. Des unter der blutigen Geißel eines für Ehre wie für Recht und Gerechtigkeit [1]) gefühllosen Schwächlings schmachtenden Reiches erbarmte sich endlich die Vorsehung. Constantin ward krank. Die Krankheit zeigte anfänglich keine gefährlichen Symptome; aber es war vorauszusehen, daß auch ein minder bedeutendes Uebel einen ganz verweichlichten, durch übermäßige Genüsse völlig entnervten Körper zum Grabe führen müsse. Seine Günstlinge und Verschnittenen stellten ihm also jetzt vor, wie dringend es sey, daß er wegen der Thronfolge die nöthige Verfügung treffe. Constantin hatte keine männlichen Erben, nur drei Töchter. Die älteste, Eudoxia, weil durch die Blattern furchtbar entstellt, war in ein Kloster gegangen. Die beiden andern hießen Zoë und Theodora. Es ward

1) Noch ein nicht unmerkwürdiges Beispiel der saubern Gerechtigkeitspflege unter diesem Kaiser gibt die Bestrafung des Bischofes von Naupaktos (jetzt Lepanto). Die Einwohner, der Erpressungen und grausamen Bedrückungen ihres tollen Statthalters endlich müde, hatten denselben in einem Volkstumult erschlagen. Der Lärm ward bald wieder gestillt; und da nun alle Schuldigen strenge bestraft werden sollten, so wurden auch dem Bischofe von Naupaktos beide Augen ausgestochen, und zwar blos deswegen, weil es für die Minister des Kaisers einige Wahrscheinlichkeit hatte, daß der Bischof der Stadt im Stande gewesen wäre, den Aufstand gleich in seinem Entstehen zu ersticken, jedoch dieses zu thun böswilliger Weise unterlassen hätte.

beschlossen, daß die junge, eben so schöne als liebenswürdige Theodora mit einem der Großen des Reiches vermählt, dieser zum Cäsar erklärt, und die Thronfolge ihm zugesichert werden sollte. Auf den auf seinen Gütern in Kleinarmenien lebenden Constantinus Dalassenes fiel die Wahl des Kaisers. Wäre er bei dieser stehen geblieben, so würde er wenigstens auf seinem Sterbebette zum erstenmale in seinem Leben etwas Gutes gethan, seinen Völkern eine Wohlthat erzeigt haben. Aber gerade eben deswegen änderte er bald wieder seinen Entschluß. Dalassenes war ein Mann von dem edelsten Charakter, gleich ausgezeichnet durch Geist und Herz; hatte auch sowohl durch weise und milde Verwaltung einer Provinz, als durch manche glänzende Waffenthat sich Ruhm und Ehre erworben. Ein weiser, gerechter und zugleich thätiger, durch sich herrschender Monarch war jedoch nicht nach dem Wunsche jener elenden, raubsüchtigen, leider schon seit drei Jahren am Hofe allmächtigen Dienerschaft [1]). Simeon, ehemaliger Lakai Constantins, den dieser aber nach dem Tode des Basilius sogleich zu einem der Befehlshaber der Leibwache ernannt hatte, und der, weil ihm die nächtliche Sicherheit des Palastes anvertraut war, ganz vorzüglich das Zutrauen des schwachen, ängstlich für sich selbst besorgten Kaisers genoß, brachte den Romanus Argyrus in Vorschlag, einen Patricier von gutem Rufe und einnehmender körperlicher Wohlgestalt. Constantin, dem in seinen gesunden Tagen während seines ganzen Lebens Alles gleichgültig war, sobald es ihn nur in seinen Genüssen und in seiner trägen Ruhe nicht störte, war es sogleich zufrieden.

1) Alle, welche von Constantin zu den höchsten Würden und Ehren waren erhoben worden, hatten vorher der Klasse ganz niederer Palastbedienten angehört.

Ob Romanus, den er nur dem Namen nach kannte, ein großes Reich zu beherrschen fähig sey; ob er die seinem Scepter untergebenen Völker beglücken, und mit segnender Menschlichkeit regieren werde; alles dieß war eine ganz unbedeutende, der Aufmerksamkeit eines Constantin des Neunten gar nicht würdige Nebensache. Da man an Dalassenes schon einen Eilboten geschickt und ihn nach Constantinopel berufen hatte, so ward jetzt eiligst ein zweiter Bote mit der Weisung an ihn abgefertiget, da, wo das zweite kaiserliche Schreiben ihn treffen würde, nicht weiter fortzureisen, vielmehr ohne Verzug auf seine Güter in Kleinarmenien zurückzugehen. Aber dafür erhielt Romanus eine Einladung, an dem Hofe vor dem kranken Kaiser zu erscheinen. Romanus war jedoch schon vermählt; seine Gemahlin hieß Helena, und blühend und schön, tugendhaft und keusch, war sie die Wonne ihres Gemahls, dessen Liebe sie mit gleicher Zärtlichkeit erwiderte. Statt also von dem Antrag des Kaisers freudig überrascht zu werden, zeigten sich im Gegentheil Spuren des tiefsten Schmerzes in allen Zügen seines männlich schönen Gesichts. Aber selbst in dem Augenblick, wo das schon geöffnete Grab ihn angähnte, verleugnete der in Wollust ergraute Sünder nicht seinen alle göttlichen und weltlichen Gesetze verachtenden, despotischen Sinn. Voll Grimm rief er dem Romanus zu: „Bedenke dich; du hast jetzt die Wahl, entweder die Hand meiner Tochter, und mit dieser das Reich zu übernehmen, oder, wo nicht deinen Kopf, doch deine beiden Augen zu verlieren; bevor noch die Sonne sich neiget, will ich deinen Entschluß wissen.“ — Selbst diese Drohung des sterbenden Tyrannen vermochte dennoch nicht die eheliche Treue des Romanus zu erschüttern. Fest entschlossen, der Liebe zu seiner Gemahlin auch dieß schwere Opfer zu bringen, verließ Romanus

den kaiserlichen Palast. Zu Hause angekommen, setzte er sogleich von Allem, was bei Hofe vorgefallen, seine Gemahlin in Kenntniß. Aber diese warf sich ihm jetzt zu Füßen, bat ihn unter einem Strom von Thränen, und in Accenten der reinsten, uneigennützigsten Liebe, doch auf die Erhaltung seines Lebens bedacht zu seyn, dem mächtigen Gebote eines unerbittlichen Despoten sich zu fügen, und zu ihrer beiderseitigen Trennung seine Einwilligung zu geben. Ohne die Antwort des zagenden, ganz in Schmerz aufgelösten Gatten, dessen trauernde, auf sie gerichtete und in Liebe schwimmende Blicke sie ohnehin nicht länger ertragen konnte, abzuwarten, raffte Helena sich schnell wieder auf, verließ eiligst ihre Wohnung, floh in ein Kloster, sandte noch in derselben Stunde zu dem Patriarchen, und empfing aus dessen Händen den klösterlichen Schleier. Ihrem bisherigen, jedoch ihrem Herzen noch immer theuern Gemahl sandte sie hierauf die letzten rührenden Abschiedsworte, und ließ zu seinem Troste ihm sagen, daß sie jetzt nach vollbrachtem Opfer sich weit ruhiger und glücklicher fühle, als wenn sie selbst berufen gewesen wäre, den Kaiserthron von Constantinopel mit ihm zu theilen. — Da der kranke Kaiser den Entschluß des Romanus mit Ungeduld erwartete, so begab sich dieser nach Hofe, und erklärte dem Despoten, daß, da seine Gemahlin aus eigenem Antriebe der Welt entsagt und den Schleier gewählt habe, nun auch seiner Verbindung mit der kaiserlichen Prinzessin kein weiteres Hinderniß im Wege stehe. Constantin hatte eigentlich seiner jüngsten Tochter Theodora den Thron bestimmt. Aber diese eben so schöne und liebenswürdige, als geistvolle und fromme Fürstin erklärte in Gegenwart des Romanus, daß sie nie einem schon verehelichten Manne ihre Hand reichen werde. Der zwischen Romanus und seiner Gemahlin ge-

schlossene Bund sey von Gott selbst geheiliget, und keine irdische Macht könne, unter welchem Vorwand es auch seyn möge, ohne gegen Gottes Gebot sich zu empören, einen solchen Bund, dem Jesus Christus selbst eine höhere Weihe ertheilt, wieder auflösen. Was sie selbst beträfe, so sey sie entschlossen, den väterlichen Palast zu verlassen, und hoffe hinter stillen Klostermauern Trost für ihr Herz, Ruhe für ihre Seele und das Ziel aller ihrer irdischen Wünsche zu finden. — Hätte Constantin in seinem ganzen Leben auch nur ein einzigesmal sich zu schämen gelernt, so würde jetzt bei dieser zwar kurzen, aber inhaltsschweren Erklärung seiner geistvollen und frommen Tochter wenigstens eine leichte Schamröthe seine von dem nahenden Tode gebleichten Wangen überzogen haben. Aber auf ihn, der längst schon sich selbst völlig aufgegeben hatte, machten auch Theodorens Worte nicht den mindesten Eindruck. Constantins ältere Tochter, die Prinzessin Zoë, ward demnach jetzt herbeigerufen; und diese mannssüchtige, daher wenig scrupulöse und schon achtundvierzigjährige Jungfer zeigte sogleich die größte Bereitwilligkeit, sich am Traualtare als ein Opfer für das allgemeine Staatswohl zu stellen. Ohne alles Bedenken gab sie daher auch Herz und Hand einem so schönen Manne, wie Romanus, der hierauf von dem Kaiser sogleich zum Cäsar erklärt ward. Aber Einige am Hofe, die die Erhebung des Argyrus, wo nicht mit neidischen, doch unsichern Blicken betrachteten, brachten jetzt eine von der Kaiserin Mutter, die ebenfalls Helena hieß, herrührende Verwandtschaft zwischen Romanus und Zoë in Anregung. Die nähere Prüfung dieser den Kaiser nicht wenig beunruhigenden Einsprache ward in aller Eile an den Patriarchen überwiesen. Dieser rief seine Geistlichkeit zusammen, und in wenigen Stunden erfolgte schon eine Synodalerklärung,

daß der Verbindung des Romanus mit Constantins und Helena's Tochter kein wesentliches Hinderniß entgegenstehe. Da nun menschlicher Weise Alles ausgeglichen schien, so ward auch durch des Priesters Segen jetzt Romanus eben so eilig der Gemahl der freilich über alle Jugendblüthe weit schon hinausgeschrittenen Prinzessin Zoë. — Alles dieses geschah in Constantins drei letzten Lebenstagen. Es war das erstemal, daß er irgend Etwas zum Gegenstand seiner Sorgfalt machte, und des Thrones wegen an seine Töchter dachte, um welche er sich bisher wenig oder vielmehr gar nicht bekümmert hatte. Dieser letzte Akt umfaßt demnach den ganzen Inhalt seiner Lebens- wie Regierungsgeschichte; auch starb er schon am Abend des Vermählungsfestes in dem acht- oder neunundsechzigsten Jahre seines Alters, nach einer dreijährigen, höchst unseligen, sogenannten Alleinherrschaft (1028). — Manchem im höchsten Grade werthlosen Regenten sind wir bisher schon in der byzantinischen Geschichte begegnet; aber ein so ganz zu nichts taugliches, völlig verächtliches Wesen, wie Constantin **IX.**, hatte noch nie das Diadem entweiht, den Thron noch nie sogar zum Spotte der Barbaren gemacht [1]).

1) Es ist alle Begriffe übersteigend, aber auch Schauder erregend, welches namenlose Elend die niedrige Selbstsucht eines für das Wohl eines Staates wie der ganzen Menschheit gefühllosen, aber leider hochgestellten Günstlings oft über ganze Völker herbeiführen kann. Hätte Simeon den Kaiser in seiner Wahl des Constantinus Dalassenes nicht irre gemacht, so würde diesem die fromme und geistvolle Theodora gerne ihre Hand gereicht haben. Aber welches erhabene, treffliche Kaiserpaar hätte dann nicht den Kaiserthron von Constantinopel geschmückt? Man denke an den überschwänglichen, unter den Stufen eines solchen Thrones hervorquellenden Segen, an das Glück der vielen,

VII.

Geschichte Deutschlands und Italiens [1]).

1. Deutschlands Zustand nach dem Tode Otto II. — Der ganz unerwartete, schon in der

---

dem oströmischen Scepter unterworfenen Völker, endlich an den Fortbestand des Glanzes und der Größe des unter Tzimisces und Basilius auf das neue wieder aufblühenden griechischen Reiches! Statt alles dessen werden wir jetzt sehen, welche namenlose Schmach Zoës Erhebung über das Reich herbeiführte, und daß mit dieser geist- und werthlosen Fürstin nun die gerade allerschmählichste Periode der ganzen byzantinischen Geschichte beginnt.

1) Quellen sind: *Annalista Saxo* (in Eccards Corp. hist. med. Aev. T. II.). *Chronicon Ditmari Merseb.* (in Leibnitz Script. rer. Brunsvic. T. I.) Nur Schade, daß, je weiter Ditmar in der Geschichte fortschreitet, auch die Verwechselungen von Personen wie von Zeiten seine Berichte immer mehr verwirren, und Wunder und Visionen sich so sehr häufen, daß selbst dem Gläubigsten, besonders da Ditmar nie oder nur höchst selten als Augenzeuge spricht, bisweilen Zweifel darüber vorschweben müssen. — *Chron. Hermanni Contr.* (bei Pistorius Script. rer. German. T. I.) *Lambertus Schafnab. De reb. German.* (ebenfalls bei Pistorius T. I.) Lambert beschäftiget sich größtentheils blos mit den Begebenheiten Deutschlands; übertrifft aber an Klarheit der Sprache, genauerer chronologischer Bestimmung, und lichtvollerer Ordnung alle übrigen Chroniker aus jener Zeit. — Von sehr großem Interesse nicht nur für Deutschlands, sondern und zwar vorzüglich für Frankreichs Geschichte sind die *Epistolae Gerberti et ejusdem Sylvestri II.* (Rer. Gall. et Franc. Script. T. X.) — Sehr zu empfehlende, belehrende Quellen für diese Periode sind auch mehrere Biographien damals lebender Heiligen, als: *Vita S. Bernwardi*, Episc. Hildesheim. autore Tangmaro Presb. — *Vita S. Meinwerci*, Episc. Paterbr. autore Egberto. — *Vita S. Henr. Imp.* autore Adelboldo; und end-

ersten Blüthe männlichen Alters erfolgte Tod Otto **II.** war ein gleich großes Unglück für Deutschland, wie für das sächsische Kaiserhaus selbst. Schon in zwei Seitenlinien erloschen, blühete Letzteres jetzt nur in zwei Aesten, nämlich dem sächsischen und dem sächsisch-baierischen Hause. Aber der einzige Sprößling des Erstern war ein noch nicht vierjähriges, obgleich im vorigen Jahre zu Verona schon als König von Deutschland und Italien anerkanntes Kind, und das Haupt des Andern der seines Herzogthums entsetzte, zu Utrecht in Haft gehaltene Herzog Heinrich von Baiern, Enkel Otto des Großen. Aber auch abgesehen von der nicht ungegründeten Furcht, daß dieser unerwartete Todesfall den Geist der Zwietracht auf das neue wecken, und die innere Ruhe auf lange Zeit wieder stören könnte, mußte Deutschland an sich schon bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit der frühen Erlöschung eines Regentenstammes trauern, dem es seine bisher immer mehr aufblühende Größe, und den höhern Rang, den es jetzt unter allen Völkern des Abendlandes behauptete, ausschließlich zu danken hatte. Groß waren die Verdienste des ottonischen Hauses um Deutschland. Nur durch ungewöhnliche Klugheit, Mäßigung und die ihm eigene Reinheit des Charakters hatte Heinrich **I.** das unter Conrad **I.** beinahe in Trümmer gehende Reich wieder in allen seinen Theilen zusammengehalten, hierauf Lothringen erobert, es mit Deutschland vereiniget, dessen nördliche Grenzen bis an die Sly erweitert, endlich dem Innern Deutschlands eine Menge Städte gegeben, und mit diesen zugleich auch

---

lich auch noch die Annales Hildesheimenses, die bis zu dem Jahre 1138 reichen. (Leibnitz T. I.) — Hülfsschriften sind dieselben, die wir schon früher angezeigt haben.

die ersten Elemente innerer Polizei, Sicherheit und bürgerlichen Ordnung, die von seinem großen Sohne, Otto I., troß der vielen innern Verwirrnisse und Kriege, dennoch sorgfältig gepflegt, Deutschland auf eine bis dahin nicht einmal geahnte Stufe von Civilisation und inneren Wohlstandes erhoben [1]). Zudem hatte Otto der Große Deutschland von den seit einem halben Jahrhundert so sehr gefürchteten, nichts als Raub und Zerstörung athmenden Ungarn auf immer befreit, die Böhmen bezwungen, einen großen Theil von Polen sich zinsbar gemacht, einen dänischen König der deutschen Oberhoheit unterworfen, alle diesseits wie jenseits der Elbe bis an die Ostsee wohnenden Slawen unterjocht, diese wilden, den Deutschen so gefährlichen Volksstämme durch Verbreitung des Christenthums unter denselben und Errichtung mehrerer bischöflichen Stühle mit dem deutschen Volke nach und nach zu verschmelzen gesucht, und endlich durch die Eroberung Italiens und die bleibende Vereinigung der römischen Kaiser- und deutschen Königskrone Deutschland zu der ersten, vorherrschenden, selbst von den entferntesten Barbaren dafür anerkannten Macht erhoben. — Viel Großes und Treffliches that auch Otto **II.** während seiner obgleich nur kurzen Regierung. Er vertrieb die Franzosen aus Lotharingen, verfolgte sie bis unter die Mauern von Paris, und zwang den französischen König Lothar, für sich und seine Nachkommen auf Lotharingen für immer zu verzichten. Eben so siegreich focht er auch gegen die Dänen, erstürmte das damals so berühmte Danawiok, drang in das Herz von Jütland, und zwang den König, um Frieden zu bitten. Daß er

---

1) Man sehe dieser Fortsetzung siebenzehnten Band, Abschnitt IX. §. 8. nebst den diesem Paragraphen beigefügten Noten.

den Willigis, der nachher einen so bedeutenden und heilbringenden Einfluß auf Deutschlands Angelegenheiten hatte, trotz dessen ganz niederer Geburt den Söhnen der ältesten und zum Theil selbst fürstlichen Geschlechter vorzog, und ihn auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhob, ist für Otto, der gewöhnlichen Ansicht nach, zwar ein weit weniger schimmerndes, aber dessen ungeachtet nicht minder großes Verdienst; wie gering man es auch anschlagen mag, beweist es doch immer, daß Otto Tugend und Verdienst zu schätzen, sie aufzusuchen, und ihnen einen ihrer selbst würdigen Wirkungskreis anzuweisen verstand. Hätte der Tod ihn nicht zu frühe aus der von ihm betretenen Heldenbahn herausgerissen, so würde gewiß bald ganz Unteritalien, und höchst wahrscheinlich nicht lange darauf auch alle italienischen Inseln ihm als ihrem Monarchen gehuldiget haben [1]). Zu jeder Zeit und bei jeder Nation ist

1) Wenn Hepidanus berichtet, Otto II. habe über die Meerenge von Messina, wie einst Darius — (er wollte Xerxes sagen) eine Brücke wollen schlagen lassen, so ist dieß ein recht albernes Geschwätz. Einmal Herr von ganz Italien, mithin auch im Besitze vieler Häfen und reicher, schon sehr ausgebreiteten Seehandel treibender Städte, würde Otto auch sehr bald Flotten und geübte Matrosen gefunden haben. Hatte sie ja doch Alfred der Große, dem bei weitem solche Hülfsmittel nicht zu Gebote standen, dennoch in sehr kurzer Zeit gefunden. Da ferner Sicilien den italienischen Küsten viel näher liegt, als den afrikanischen oder gar spanischen, so würde Otto auch, bei der weit größeren Nähe der Hauptbasis aller seiner Operationen, den Krieg in Sicilien viel vortheilhafter als die Sarazenen haben führen können. Versetzt man sich in die damaligen Zeiten, und vergleicht alle, für wie gegen die Eroberung sprechende Gründe miteinander; so werden bald alle dagegen erhobenen Zweifel und Einwendungen verschwinden. Es ver-

unstreitig das allzufrühe Erlöschen eines sehr glorreichen Regentenstammes eine wahre Nationalcalamität, daher auch, wenn es einem solchen an zahlreichen Sprossen gebricht, Besorgnisse jeder Art nichts weniger als ungegründet sind.

2. Aber außerdem ward durch das plötzliche Hinscheiden Otto's, dessen ungeschwächte Jugendkraft und bisher stets feste Gesundheit eine sehr lange Regierung gleichsam zu verbürgen schienen, Deutschland nun auch noch mit nicht weniger gefährlichen Krisen, und nicht minder furchtbaren Conflikten bedroht. Zwar hatte Otto, und man möchte sagen, in einem gewissen Vorgefühle seines nahenden Endes, so viel als möglich für Deutschlands Ruhe auch nach seinem Tode gesorgt, daher das Herzogthum Baiern dem jungen Heinrich, einem Sprößling des unglücklichen babenbergischen Geschlechtes, die Herzogthümer Schwaben und Kärnthen aber, welches letztere damals von Baiern getrennt ward, dem Conrad und Otto, beide aus dem hessisch-fränkischen Geschlechte, gegeben, mithin diese beiden mächtigen, bisher bald sich unter einander selbst bekämpfenden, bald wieder dem ottonischen Hause feindlich gegenüberstehenden Geschlechter nicht nur wieder ausgesöhnt, sondern, wenn anders noch auf menschliche Dankbarkeit ein politischer Calcul gegründet werden darf, auch für das Interesse des dreijährigen Kindes Otto gewonnen. Durch diese weisen, uns von der Einsicht und Klugheit der den verstorbenen Kaiser umgebenden Räthe große Begriffe beibringenden Einrichtungen war jedoch jedem immer

---

steht sich in der Voraussetzung, daß Otto, was er ja auch zu thun gesonnen war, vorher erst Griechen und Sarazenen aus Italien vertrieben, und sich zum Herrn von ganz Unteritalien gemacht hätte.

noch möglichen Conflikt bei weitem nicht völlig vorgebeugt. Der vor fünf Jahren seines Herzogthums auf einem öffentlichen Tage zu Magdeburg entsetzte Heinrich befand sich zwar immer noch in strenger Haft bei dem Bischofe Popo zu Utrecht; aber selbst diese harte Lection hatte den ehrgeizigen Prinzen, dem es durchaus nicht an großen Anlagen fehlte, von dem von seinem Vater auf ihn fortgeerbten, krankhaften Gelüste nach der deutschen Krone noch lange nicht geheilt. Ein kaum dreijähriges Kind auf die Seite zu schieben, und sich an dessen Stelle zu setzen, mußte ihm ein Leichtes scheinen, besonders da er auf viele mächtige Freunde, nicht blos in Baiern, sondern auch in Sachsen und dem übrigen Deutschland zählen konnte, auch die Deutschen damals, wie alle übrigen Abendländer, von einer nach festen Grundsätzen geregelten, unabweichbaren Erbfolge noch keinen Begriff hatten. Wirklich waren auch schon Manche der Meinung, daß ein Kind, unfähig das Schwert und die Lanze zu führen, auch unfähig sei, ein kriegerisches Volk zu beherrschen.

3. Endlich war eine weibliche Regentschaft nicht ganz nach dem Geschmack der Deutschen. Es war dieß zwar nichts Fremdes, dem Herkommen Zuwiderlaufendes; wie denn auch erst im vorigen Jahre Otto, vor seiner letzten Heerfahrt nach Italien, seine Tante, die fromme und kluge Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, ohne daß die Nation auch nur das mindeste Mißfallen darüber geäußert hätte, als Reichsverweserin während seiner Abwesenheit aufgestellt hatte. Aber die von ihrem sterbenden Gemahl zur Vormünderin und Regentin ernannte Kaiserin Theophano war, theils weil keine geborene Deutsche, theils auch weil sie, fremden Sitten und Gebräuchen anhangend, sich mit der geraden, schmucklosen, freilich

auch nicht selten in Derbheit ausartenden deutschen Biederkeit nicht immer recht vertragen konnte, nichts weniger als allgemein beliebt. Unter den Großen hatte sie bedeutende Gegner, vorzüglich unter Heinrichs Anhängern. Da dieser Fürstin, nach ihres Gemahls unglücklicher Schlacht gegen die Sarazenen in Italien, in einem Augenblicke unwillkürlicher Aufwallung eine etwas unbesonnene Rede entfahren war, so suchte man nun durch die boshafteste Deutung derselben Theophano das Herz der Nation völlig zu entfremden, und in eben dem Maaße für das Interesse Heinrichs zu gewinnen [1]. — Zu dieser

1) Man hatte das Gerücht verbreitet, die Kaiserin Theophano habe über den von den Griechen im Bunde mit den Sarazenen über ihren Gemahl erfochtenen Sieg ihre Freude nicht verbergen können, und ohne alle Scheu dieselbe sogar laut zu erkennen gegeben. Unstreitig findet diese Nachrede in ihrer allzugroßen Ungereimtheit auch ihre beste Widerlegung. Die Deutschen waren bekanntlich den Griechen nicht hold, und in ihrem Aerger über die verlorene Schlacht erlaubte sich der Kaiserin deutsche Umgebung, besonders als sich ein so furchtbares Kriegsheer bei Verona versammelt hatte, manche für die Griechen beleidigende, und von der größten Verachtung gegen dieselben zeugende Reden. Natürlicher Weise verdroß dieses am Ende die griechische Prinzessin, und nun erlaubte sich auch Theophano bei solchen Gelegenheiten allerlei Spötteleien gegen die deutschen Herren, und wieß sie, um deren Stolz auf erworbenen Kriegsruhm ein wenig niederzuschlagen, auf den erst unlängst von den Griechen über die Deutschen erfochtenen Sieg. Dieß ist an der ganzen Sache das einzige Wahre, was aber hie und da die Eitelkeit eines mächtigen Vasallen verletzt, und zu jener bösen Nachrede Anlaß gegeben haben mag. — Anhänglichkeit an Stamm und Vaterland wird nicht leicht in der Brust irgend eines nur einigermaßen bedeutenden Menschen erlöschen. Man hat in der Geschichte mehrere ähnliche Beispiele, be-

bedenklichen, für Deutschlands innere Ruhe gewiß nicht sehr günstigen Gemüthsstimmung gesellten sich jetzt noch der Dänen feindliche Einfälle und die Empörung aller diesseits und jenseits der Elbe wohnenden slawischen Völker. Ein Glück für Deutschland war es, daß die Slawen, wie gewöhnlich, weder ihr Werk auf einmal begannen, und noch viel weniger nach einem gemeinsamen Plane fortführten, ja in ihrer auf den höchsten Grad gestiegenen, leidenschaftlichen Aufregung viel zu voreilig, nämlich um ein ganzes Jahr zú frühe losbrachen.

---

sonders eines der auffallendsten in der neuern Geschichte Frankreichs. Bekanntlich sollte die Seeschlacht bei la Hogue das Schicksal des aus England vertriebenen Königs Jakob II. entscheiden. Auf einer nahe am Gestade des Meeres sich erhebenden Anhöhe war der unglückliche Monarch selbst Zeuge dieses Treffens. Mit ununterbrochener Aufmerksamkeit, ernst und in sich gekehrt, beobachtete Jakob während der Schlacht alle Bewegungen der feindlichen Flotten. Endlich erfocht die englische Flagge über die französische einen vollständigen Sieg, der aber zugleich auch dem vertriebenen König alle Aussicht auf Wiedererlangung seiner verlorenen drei Königskronen für immer benahm. Demungeachtet ließ Jakob der Tapferkeit der englischen Seeofficiere und Seesoldaten, wie auch der ungemeinen Gewandtheit der englischen Matrosen, volle Gerechtigkeit widerfahren. Ganz unbefangen äußerte er sich noch an demselben Abend über die Vorzüge der Engländer in Allem, was sich auf Seekunde und Seewesen bezieht; und doch fiel es an dem zahlreichen und geschwätzigen Hofe Ludwigs XIV. keiner Seele ein, von Jakob zu sagen: er habe über den Verlust der Schlacht bei la Hogue eine herzliche Freude gezeigt. — Eine Erzählung, die nicht nur den Stempel des Natürlichen nicht trägt, sondern sogar die Natur völlig verläugnet, widerlegt sich stets von selbst.

4. Schon im vorigen Jahre, 983, als auf den Ruf des Kaisers Deutschlands Fürsten mit dem Kern der deutschen Streitkräfte nach Verona gezogen waren, war auch der Krieg sogleich mit den Dänen ausgebrochen. Sueno, Haralds Sohn, derselbe, den Otto der Große aus der Taufe gehoben, hatte dem Christenthum wieder entsagt, gegen seinen Vater sich empört, ihn in einer Schlacht besiegt und aus dem Reiche vertrieben. Im ganzen Lande wurden jetzt die alten Götzen wieder errichtet, die christlichen Kirchen zerstört, und alle Priester, die nicht durch eilige Flucht sich retteten, ermordet. Mit derselben schonungslosen Wuth fielen nun die Dänen auch in Schleswig ein, durchzogen raubend und mordend die Markgrafschaft, und hatten sogar an der sächsischen Grenze eine Stadt niedergebrannt, als Herzog Bernhard von Sachsen, der zwar mit dem sächsischen Heerbann den Marsch nach Italien schon angetreten hatte, jedoch glücklicher Weise sich noch diesseits der Alpen befand, mit seinem Heere schnell wieder umkehrte, und Sachsen gegen das weitere Vordringen der Feinde schützte. Aber um dieselbe Zeit regte sich auch ein Geist der Empörung bei allen slawischen Völkern zwischen der Elbe und der Oder, wie auch diesseits des erstern Stromes, und zwar von dessen Quellen bis an seine Mündung. Durch des stolzen Markgrafen Dietrichs harte Bedrückungen herrschte längst schon eine dumpfe Gährung bei allen diesen Völkern; das Feuer der Empörung glimmte unter der Asche, und daß es in helle, furchtbare Flammen aufloderte, bedurfte es nur eines kleinen zündenden Funkens, und diesen schleuderte abermals der stolze Markgraf Dietrich. Ein obotritischer Fürst, Namens Mistewoi, warb um die Hand einer deutschen Prinzessin, Nichte des Herzogs Bernhard von Sachsen. Dieser stand schon im Begriffe, zu dieser Verbindung

seine Einwilligung zu geben, als Markgraf Dietrich ihm sagen liess: er möge bedenken, welche Schmach es für ihn seyn würde, wenn eine ihm so nahe verwandte Fürstentochter einem Hunde zu Theil würde. Mistewois Gesuch ward also schnöde zurückgewiesen, und als der Obotrit die Ursache davon erfuhr, gab er zur Antwort: Er werde nächstens den Sachsen beweisen, daß die Hunde wenigstens zu beißen noch Kraft genug hätten.

5. Gleich einem wilden, aus seinen Ufern getretenen, Alles mit sich fortreißenden Strom überschwemmten nun zahlreiche slawische Heerhaufen zuerst das Land des Markgrafen Dietrich. Havelberg ward überfallen und erstürmt, die ganze Besatzung niedergehauen, und die bischöfliche Kirche von Grund aus zerstört. Drei Tage darauf standen die erbitterten Slawen schon vor den Thoren von Brandenburg. Aber bevor sie noch angekommen waren, hatten der Bischof der Stadt und der Markgraf Dietrich sammt der ganzen Besatzung schon die Flucht ergriffen. Obgleich nun die Slawen, ohne den mindesten Widerstand zu finden, sich der Stadt bemächtigten, so fiel doch eine Menge der Einwohner unter dem feindlichen Schwert. Brandenburg ward geplündert, die bischöfliche Kirche niedergebrannt, der darin befindliche, sehr bedeutende Schatz geraubt, Alles rings umher verwüstet, und die Wuth der Zerstörung so weit getrieben, daß selbst die Gräber der Verstorbenen nicht verschont wurden. Dieser glückliche Erfolg rief nun nach und nach auch die übrigen slawischen Volksstämme unter die Waffen. Von glühendem Durst nach Rache und unauslöschlichem Hasse gegen die Deutschen getrieben, eilten jetzt täglich neue feindliche Schaaren herbei. Der Greuel der Verwüstung erstreckte sich endlich bis an das rechte

Elbeufer. Was nur immer an das Christenthum erinnerte, ward zerstört, das Kreuz, dieses Zeichen der Erlösung, überall zertrümmert, jede christliche Kirche dem Erdboden gleich gemacht, und überall mit beispielloser Grausamkeit gegen Priester und alle Diener der Kirche gewüthet. Immer weiter verbreiteten sich jetzt die Flammen der Empörung, und der in der Brust der Slawen lange zurückgehaltene Groll nahm mit jedem Tage einen stets noch furchtbarern Ausbruch [1]). Dreißig slawische Heerhaufen, zusammen mehr als hundert und fünfzig Tausend Mann stark, gingen endlich über die Elbe, und jedem menschlichen Gefühle fremd, rückten sie unter den schrecklichsten Verwüstungen und allen Greueln viehischer Grausamkeit bis an den Tangerfluß vor. Aber bei den Gefahren, die dem Vaterlande droheten, ward jetzt auch bald der Ruf zu den Waffen die allgemeine Losung für alle sächsischen Länder. Geistliche und weltliche Fürsten, die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt, der Markgraf Dietrich, die Grafen Rikdag, Dudo, Siegfried und mehrere Andere zogen endlich ihre Kriegsschaaren zusammen, und gingen dem wilden, schonungslosen Feinde entgegen. Im

1) Hier nur ein Beispiel der blutigen Greuelthaten, wovon jetzt jene unglücklichen Gegenden der traurige Schauplatz waren. *Annalista Saxo* (p. 338.) erzählt: «Sexaginta Presbyteri, caeteris more pecudum obtruncatis, ibi (Aldinburk) ad ludibrium servati sunt, quorum major loci praepositus Oddar nomen habuit. Hic cum caeteris tali martyrio consummatus est, ut cute capitis in modum crucis incisa ferro cerebrum singulis aperiretur; deinde ligatis post tergum manibus confessores Dei per singulas civitates Slavorum tracti sunt, usque dum deficerent. — *Multa in hunc modum* per diversas Nordalbingorum provincias tunc facta memorantur.»

Balsamgau stießen beide Heere auf einander. Jenes der Slawen war zwar an Zahl dem deutschen weit überlegen, aber dieses, gestärkt durch das heilige Abendmahl, das man ihm am Morgen der Schlacht gereicht hatte, griff dennoch das obschon viel stärkere slawische Heer mit der größten Entschlossenheit an. Mit beispielloser Erbitterung ward auf beiden Seiten gekämpft. Aber zu gar unverhältnißmäßig war die Mehrzahl der Feinde, und List und Erfahrung mußten jetzt auf Seite der Deutschen ergänzen, was ihnen an Zahl der Streitkräfte gebrach. Mit des Feindes vorsichtsloser Art zu fechten schon bekannt, suchten sie durch verstellte Flucht denselben zu täuschen. Sogleich geriethen die Slawen in die ihnen gelegte Schlinge, trennten ihre Reihen, und verfolgten unter wildem Geschrei und in der größten Unordnung die, wie sie wähnten, vor ihnen fliehenden Deutschen. Aber auf einer Anhöhe machten diese auf einmal wieder Front gegen den Feind, und fielen nun auf das in die größte Unordnung gerathene, und in sich schon völlig aufgelöste slawische Heer mit solchem Ungestüm herab, daß, wenn die Sage nicht log, mehr als dreißigtausend Mann von den Slawen auf dem Platz blieben, eben so viele gefangen wurden, und die übrigen in der größten Bestürzung an die Elbe flohen, beim Uebergang über den Fluß noch viele der Ihrigen verloren, und sich nicht eher in Sicherheit glaubten, als bis sie sich auf dem jenseitigen Ufer des Stroms erblickten. — Gegen fernere Einfälle der Slawen war jetzt Sachsen gesichert. Aber über die Elbe zu gehen, wagten die Sieger noch nicht. Die transalbinischen Slawen waren also jetzt auf einige Zeit frei; und ihre abermalige Bezwingung und Unterwerfung kostete nachher, wie wir sehen werden, einen neuen und zwar sehr lange anhaltenden blutigen Kampf.

6. Während des slawischen Krieges trug sich auch noch ein anderes Ereigniß zu, das zwar an sich selbst wenig bedeutend, doch zur Sittengeschichte der damaligen Zeit gehört, auch so ziemlich das gegenseitige Verhältniß der aneinander grenzenden Sachsen und Slawen beleuchtet. Der polnische Herzog Miesko hatte seine Gemahlin, eine Schwester des böhmischen Herzogs Boleslaw, durch den Tod verloren. Es war eine treffliche Dame. Durch ihre Tugend und Frömmigkeit hatte sie ihren Gemahl für die christliche Religion gewonnen, und unter vielem Segen an der Verbreitung des Christenthums unter der polnischen Nation gearbeitet. Miesko, noch in der Blüthe des männlichen Alters, wünschte eine zweite Gefährtin seines Lebens, seiner ersten Gemahlin ähnlich, an seiner Seite zu sehen. Der stolze Markgraf Dietrich, der dem Leser bekannte Dränger der Slawen, hatte zwei Töchter, Thietburga und Oda. Die Erstere war mit dem im Dienste seines Anverwandten, des Markgrafen Rikdag von Meissen, stehenden Grafen Dedo vermählt; die andere, weit jüngere Tochter befand sich noch in dem väterlichen Hause. Jugend und blühende Schönheit, Verstand und Tugend, vereint mit allen Grazien unentweihter Unschuld und des edelsten Anstandes, machten Oda zu einem der liebenswürdigsten Geschöpfe ihres Geschlechts. Graf Dedo war ein Freund des polnischen Herzogs, und wahrscheinlich war es das reizende Bild, das er von seiner schönen und tugendhaften Schwägerin entwarf, was den Miesko bewog, um Oda's Hand bei ihrem Vater zu werben. Aber schnöde wieß der stolze Dietrich das Gesuch des polnischen Herzogs zurück, und da er zu bemerken glaubte, daß seine Tochter dieser Verbindung nicht abgeneigt wäre, führte er sie unverzüglich nach Calbe, wo die unglückliche Oda in dem dort

befindlichen Kloster auf den Befehl ihres harten Vaters den klösterlichen Schleier nehmen mußte. Ein nicht freiwillig dargebrachtes, sondern durch harte Drohungen erzwungenes Gelübde ist ein Greuel vor den Augen Gottes. Nicht Alle sind berufen, hinter einsamen klösterlichen Mauern in völliger Abgeschiedenheit von der Welt Gott zu dienen. Die ganze Erde ist des Herrn und seiner Füße Schemel. Oda war von der Vorsehung zu etwas Anderm bestimmt. Sobald der edle Graf Dedo, ein Mann voll Geist und Kraft, seines Schwiegervaters hartes und grausames Verfahren gegen Oda erfuhr, beschloß er ihr Retter zu werden. Die damals wegen des Krieges mit den Slawen in ganz Sachsen herrschende Verwirrung und Unruhe begünstigte die Ausführung seines Plans; zudem befand sich auch sein Herr, der Markgraf Rikdag, jenseits des Harzes im Kampfe mit den auch dort aufrührerischen Slawen. Dedo besprach sich mit den beiden Herzogen von Böhmen und Polen, brach hierauf an der Spitze einer zahlreichen, wohl bewaffneten böhmischen Schaar in die sächsischen Marken, überrumpelte Zeiz, das nun freilich von seinen Kriegern geplündert ward, zog dann in aller Eile nach Calbe, sprengte die Pforten des Klosters, nahm Oda heraus, und führte sie nach Polen in die Arme ihres künftigen, sie mit Sehnsucht erwartenden Gemahls. Miesko's und Oda's Ehe war glücklich und gesegnet mit drei Söhnen, gleich hoffnungsvollen Sprossen eines edeln, um Beförderung des Christenthums wohlverdienten Fürstenhauses. Was Dobrawa begonnen, ward jetzt von Oda vollendet. Durch ihre Weisheit, Frömmigkeit und unermüdeten Anstrengungen verschwanden nach und nach alle Götzenbilder in Polen, und bald betete das ganze Land, vereint mit seinem edeln Fürstenpaar, den Gekreuzigten an. Oda's Entführung aus

dem Kloster hatte übrigens keine Folgen. Wahrscheinlich wollte man das damals den Sachsen so nothwendige gute Vernehmen mit den Polen und Böhmen nicht stören; daher auch die Bischöfe mit der ganzen Sache nicht viel Aufhebens machten, und selbst am Ende Oda's Tugenden, besonders der in eine Menge Werke christlicher Barmherzigkeit sich ergießenden Milde ihres Herzens, so wie ihrem glühenden Eifer für das Seelenheil ihrer Unterthanen volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Auch Dedo, der Befreier Oda's, scheint dadurch nicht in der Achtung seiner Landsleute gesunken zu seyn. Im Gegentheil kam er unter der Regierung Otto's III. zu den ersten und höchsten Würden des Reiches, und ward, woran er freilich nicht mag gedacht haben, der Ahnherr eines mächtigen, jetzt noch in Deutschland blühenden königlichen Hauses. Desto unglücklicher war Oda's Vater. Schwer mußte Dietrich für seinen Stolz und seine Härte büßen. Seiner ungerechten, das Volk so sehr drückenden Verwaltung schrieb man den allgemeinen Aufstand der Slawen, und alles dadurch über Sachsen herbeigeführte Elend zu. Er ward demnach aller seiner Würden und Ehren entsetzt, und die Markgrafschaft einem Andern übertragen. Seinen Fall überlebte der Gedemüthigte nur ein paar Jahre. Er starb zu Magdeburg, und zwar in einer mit seiner frühern Herrlichkeit ungemein contrastirenden, äußerst beengten, beinahe dürftigen Lage.

7. Während dieser Bewegungen kamen die Erzbischöfe Willigis von Mainz und Johann von Ravenna mit dem in Verona zum Nachfolger seines Vaters ernannten Kinde Otto in Deutschland an. Man glaubte mit der Krönungsfeierlichkeit nicht zögern zu dürfen, und so ward nun der kleine Otto noch

vor Ende desselben Jahres (983), nämlich am heiligen Weihnachtsfeste, von den beiden Erzbischöfen in Aachen gesalbt und gekrönt [1]. Sobald diese Festlichkeit vorüber war, brachten Willigis und Johann das gekrönte Kind nach Cöln, und übergaben es, wie sein Vater es verordnet hatte, dem dortigen Erzbischofe Warin zur fernern Pflege und Erziehung. — Mit Ausnahme des an den Grenzen noch fortdauernden slawischen Krieges, der jedoch ausschließlich blos die sächsischen Grafen und Herren beschäftigte, war ganz Deutschland jetzt vollkommen ruhig. Aber diese scheinbare Ruhe unterbrach schon nach wenigen Wochen der unerwartete Tod Otto's **II.**; denn sobald dieses traurige Ereigniß in Deutschland bekannt ward, erwachten auch sogleich wieder eine Menge ehrgeiziger Entwürfe, die auf das neue des Reiches innere Ruhe bedroheten, bei Vielen große Besorgnisse, und bei Andern nicht minder verbrecherische Hoffnungen und Wünsche weckten. Der Mittelpunkt aller jetzt erfolgenden Bewegungen war Herzog Heinrich von Baiern. Auf die erste Nachricht von des Kaisers Tode hatte der Bischof Popo ihn seiner Haft entlassen, und als nächster Anverwandter des ottonischen Hauses, und auf uraltes deutsches Herkommen sich stützend, trat Heinrich nun als gesetzlicher Vormünder des kleinen Otto, und rechtmäßiger Reichsverweser während der Minderjährigkeit desselben auf. Mit dem Bischof von Utrecht und noch einigen andern Grafen, die in diesem Schritte nichts Gesetzwidriges sahen, eilte er nach Cöln, wo ihm der Erzbischof Warin, entweder aus Furcht, oder weil er dessen Ansprüche gegründet fand, ohne Wider-

1) Vom Erzbischofe Willigis von Mainz zum König der Deutschen, von Johannes von Ravenna zum König von Italien.

rede das königliche Kind auslieferte. Mit den Bischöfen Popo, Warin und dem Erzbischof Ekbert von Trier, welcher die Ansichten der beiden Erstern zu theilen schien, ging Heinrich mit dem königlichen Kinde und einer ansehnlichen bewaffneten Mannschaft nach Corvei. Mehrere Fürsten und Herren fanden sich ebenfalls hier ein, und alle billigten Heinrichs Verfahren, denn alle wünschten das Reichsregiment lieber in den Händen eines kraftvollen deutschen Fürsten, als in jenen einer griechischen oder italienischen Fürstin zu sehen. Aber nun bald berauscht von dem bisherigen glücklichen Erfolge seiner Unternehmung, fing Heinrich jetzt an, seine Wünsche und Blicke selbst zum Throne zu erheben. Zur Feier des Palmsonntags begab er sich von Corvei nach Magdeburg, wohin er sämmtliche deutsche Fürsten und Vasallen beschieden hatte [1]). Die Meisten erschienen. Heinrich warf jetzt die Maske ab, trat als Throncompetent auf, und bewarb sich öffentlich bei den hier versammelten Fürsten um die deutsche Königskrone. Natürlicher Weise ließ er es bei den Mächtigen nicht an Versprechungen, bei den Mindermächtigen nicht an Drohungen fehlen. Der größte Theil ward gewonnen. Da jedoch Alle ohne Ausnahme erst vor wenigen Monaten Otto **III.** gehuldiget und ihm den Eid der Treue geschworen hatten, so fiel es ihnen jetzt etwas schwer auf das Herz, vor den Augen der Kirche und des ganzen Abendlandes als Meineidige sich öffentlich an den Schandpfahl zu

---

1) Wenn Ditmar sagt: omnes principes huc convenire *rogavit* atque *praecepit:* so sind dieses blos Worte des damals gewöhnlichen Kanzleistyls. Alle erhielten die Einladung auf dieselbe Weise, ohne daß Heinrich die Einen darum gebeten, den Andern aber es befohlen hätte.

stellen. Aber nichts ist leichter, als ein schon abgestumpftes Gewissen oder beinahe völlig erloschenes Ehrgefühl, wenn das eine oder andere sich bisweilen regt, schnell wieder zu beruhigen. Sämmtliche in Magdeburg von Heinrich gewonnene Fürsten, Grafen und Herren fielen also auf den glücklichen Gedanken, sich an den kleinen Otto zu wenden, und ihn zu bitten, daß er ihnen zu dem, was jetzt geschehen sollte, seine Erlaubniß ertheilen möge. Es versteht sich von selbst, daß das noch nicht vier Jahre alte Kind ihnen diese Erlaubniß ertheilte, und nun glaubten diese Herren sich aller aus ihrem dem Sohne des verstorbenen Kaisers geleisteten Eide herzuleitenden Folgerungen vollkommen entbunden [1]. Von Magdeburg ging Heinrich zur Feier des Osterfestes nach Quedlinburg. Hier fanden sich auch die beiden Herzoge von Polen und Böhmen ein, und da diese ebenfalls ihm ihren Beistand zusagten, so glaubten sich Heinrichs Anhänger nun ihrer Sache so gewiß, daß sie ihn laut König nannten und als solchen öffentlich begrüßten.

---

1) Obgleich Ditmar sich nicht bestimmt darüber ausdrückt, in welcher Form die Fürsten dem kleinen Otto ihr Begehren vortrugen, und in welche Worte sie es einkleideten, so geht doch aus seinem Bericht das Wesentliche der Sache ganz deutlich hervor. Er sagt: « Tractans (sc. Henricus) cum eis, quomodo se suae potestati subderent, regnique eum fastigio sublevarent: huic consilio maxima pars procerum *hoc dolo* consensit, quod licentiam a Domino suimet rege, *cui juraverat prius*, peteret, postque secura (cum conscientia) novo regi serviret. » — Demnach sollte man beinahe glauben, daß sie das kleine Kind um die Erlaubniß gebeten haben, seinen Herrn Vetter als König anzuerkennen, und ihm als solchem zu dienen.

8. Der Triumph dieser Partei war indessen nicht von langer Dauer. Alle ihre Ränke und trügerischen Künste scheiterten an der Weisheit und Festigkeit des Erzbischofes Willigis von Mainz und des edeln und tapfern Herzogs Bernhard von Sachsen. Gleich schon im Anfange an Heinrichs Aufrichtigkeit zweifelnd, hatten sie ihm nie ihr volles Vertrauen geschenkt. Klar am Tage lagen jetzt seine heillosen Plane, und noch mehr erbittert über der in Magdeburg versammelten Fürsten schändliche Heuchelei, unter deren täuschender Larve sie ihren Meineid und ihre Treulosigkeit zu verhüllen suchten, riefen sie alle Fürsten und Herren Deutschlands, denen Pflicht und Vasallentreue noch heilig wären, auf das Schloß Assaburg bei Wolfenbüttel zusammen. Außer Heinrichs Anhängern, deren Zahl freilich nicht klein war, folgten Alle dem Rufe des großen Erzbischofes und des biedern Herzogs von Sachsen. Die Versammlung auf der Assaburg war demnach zahlreicher, als man hätte hoffen mögen. Der neue, mächtige Herzog Conrad von Schwaben war einer der ersten, welche auf die Seite des Erzbischofes traten; und von einem und demselben Geiste beseelt, verpflichteten sich alle hier versammelten Fürsten, Grafen und Herren, mit Gut und Blut die Rechte ihres jungen Königs zu vertheidigen, und den ehrgeizigen Heinrich durch Waffengewalt wieder in die Schranken seiner Vasallenpflicht zurückzuführen. Gewöhnlich wird eine gute Sache schlecht geführt. Man verläßt sich darauf, daß Alles, weil recht und gerecht, sich unter dem Beistand Gottes schon von selbst machen werde. Aber Trägheit und Unentschlossenheit sind keine Tugenden; und daß der Mensch nach Kräften mitwirken soll, ist Gottes Wille. Dieß thaten jetzt die Verbündeten. Auf der Stelle schrieben sie nach Italien an die beiden Kaiserinnen Theophano und

Adelheide, sie dringend bittend, eiligst nach Deutschland zu kommen, um die Vormundschaft über den jungen König, und die Sorge für dessen Erziehung zu übernehmen. Eben so rasch und entscheidend waren auch ihre übrigen Maßregeln. Sie zogen ihre Schaaren zusammen, und setzten sich damit unverzüglich gegen Heinrich in Bewegung.

9. Sobald Heinrich von einer Versammlung auf der Assaburg Nachricht erhielt, sandte er sogleich den ihm ergebenen Bischof Popo von Utrecht dahin, um wo möglich die dort anwesenden Fürsten unter einander zu entzweien. Dieses nicht sehr ehrenvollen Auftrages sich zu entledigen, war es jedoch für Popo, wie bereit er auch dazu seyn mochte, viel zu spät. Schon unter Weges begegnete er den gegen Heinrich heranziehenden Schaaren der Verbündeten. Das Einzige, was er noch zu thun vermochte, war, daß er einen Vergleich vermittelte, dem zu Folge an einem festgesetzten Tage zwischen Heinrich und den verbündeten Fürsten eine Unterredung statt haben sollte. Dieser Vertrag war jedoch nicht nach Heinrichs Sinn. Er wußte schon zum Voraus, zu welchem für ihn nicht sehr günstigen Resultat eine solche Unterredung führen würde; aber auch wohl fühlend, daß er sich nicht länger mehr in Sachsen halten könnte, eilte er nach Baiern, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die baierischen Stände sich ihm, als ihrem ehemaligen Herzoge, viel geneigter und hülfreicher erweisen würden. Heinrich hatte sich nicht getäuscht. Sobald er in Baiern erschien, trat sogleich der Bischof Adam von Freisingen auf seine Seite. Diesem Beispiel folgten nun eben so bald auch die übrigen Bischöfe, Prälaten, Grafen und Herren, und von ihnen kräftig unterstützt, zog Heinrich mit dem baierischen Heere nach Franken. Aber

auch hier waren ihm die Anhänger des rechtmäßigen Königs schon wieder zuvorgekommen. Bei Biesenstadt [1]) stieß er auf das Heer der Verbündeten. Wahrscheinlich war dasselbe ihm an Streitkräften überlegen, denn einer Schlacht zog er den abermaligen Versuch einer gütlichen Unterredung vor. Eine Zusammenkunft hatte also statt. Aber welcher Mittel sich auch Heinrich bedienen mochte, die verbündeten Fürsten, besonders den Erzbischof von Mainz und die beiden Herzoge von Sachsen und Schwaben für sich zu gewinnen, so antworteten sie ihm doch auf alle seine Anträge, und zwar wie mit einer Stimme, daß sie sich nie entschließen könnten, und nie entschließen würden, ihren dem rechtmäßigen jungen König geschworenen Eid zu brechen. Von allen Seiten in die Enge getrieben, wußte jetzt Heinrich kein anderes Mittel, sich aus seiner gefährlichen Lage zu ziehen, als daß er den Fürsten versprach, auf einer am neunundzwanzigsten Julius zu Worms zu haltenden Versammlung zu erscheinen, und dort, in ihrer Gegenwart, den kleinen Otto den Händen seiner Mutter, der Kaiserin Theophano, zu übergeben. Aber auch mit diesem Vertrage war es Heinrich keinesweges Ernst. Er zählte noch immer auf die Treue seiner vielen Anhänger im nördlichen Deutschland, schrieb ihnen ermunternde Briefe, sie ermahnend, sich unverzüglich zum Kampfe zu rüsten. Er selbst ging indessen zu dem Herzog Boleslaw nach Böhmen, in der zuversichtlichen Hoffnung, von seinem Freunde ein ansehnliches Hülfscorps zu erhalten, das, vereint mit den baierischen Truppen und den übrigen Schaaren, welche seine sächsischen

---

1) Einige setzen dieses Biesenstadt an den Rhein, Andere nach Franken, und halten es für das jetzige Wiesentheid. Weit wahrscheinlicher ist das Erstere.

Anhänger ihm zuführen würden, ihn in Stand setzen müßte, allen seinen Feinden mit größerem Erfolge entgegen treten zu können.

10. Aber auch die verbündeten Fürsten blieben indessen nicht müßig. Während Heinrichs Abwesenheit züchtigten sie einstweilen einige der Vornehmsten seiner sächsischen Anhänger. Vorzüglich war es Graf Ekbert der Einäugige, dem jetzt harte Strafe zu Theil ward. Auf ihm lastete der Verdacht, den Herzog Heinrich ganz vorzüglich zu seinem frevelhaften Unternehmen aufgereizt zu haben. Ekberts stolze Burg Hebesheim ward von Grund aus zerstört, bald darauf auch dessen Hauptfeste Alburg erobert. Alle hier seit langer Zeit von ihm aufgehäuften Schätze wurden jetzt geraubt, auch eine ältere Schwester des jungen Königs Otto, welche man früher Ekberts Gemahlin zur Erziehung übergeben hatte, die aber der Graf, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, möglichen Falles als Geißel für seine eigene Sicherheit betrachten konnte, ward hinweggeführt, und wieder zu ihrer Mutter, der Kaiserin Theophano, gebracht. — Bei Boleslaw in Böhmen hatte indessen Heinrich, was er gesucht, nicht gefunden. Zwar war er von demselben mit zuvorkommender Achtung und Freundschaft empfangen worden; aber gegen so viele verbündete, mächtige Fürsten glaubte der Herzog nicht wohl einen entscheidenden öffentlichen Gang wagen zu dürfen; jedoch bei allem dem stets für die persönliche Sicherheit seines Freundes besorgt, gab er ihm bei seiner Rückreise eine starke Bedeckung, die ihn durch das Land der Dalemizier bis an die Ufer der Saale begleitete. Hier stieß der Erzbischof Giseler mit einiger Mannschaft zu ihm; aber bevor er noch seine übrigen Getreuen um sich sammeln konnte, stand ihm schon

das Heer der Verbündeten wieder gegenüber. Diese hatten indessen einen von Heinrichs wärmsten Anhängern, nämlich den Grafen Wilhelm von Thüringen, in Weimar belagert, jedoch auf die erste Nachricht, daß Heinrich wieder zurückgekommen sey, die Belagerung sogleich aufgehoben, waren dann eiligst ihm entgegengezogen, und trafen nun sogleich alle Anstalten, um von drei Seiten ihn einzuschließen, und gleich am folgenden Morgen anzugreifen. Heinrich war jetzt in der Gewalt seiner Gegner. Mit der schwachen Anzahl von Mannschaft, die er bei sich hatte, ein Treffen zu wagen, wäre mehr als tollkühn, der Rückzug im Angesicht eines so sehr überlegenen Feindes nicht minder gefährlich, und von Beidem eine vollständige Niederlage die unvermeidliche Folge gewesen. Nur in einer gütlichen Abkunft mit den Fürsten war jetzt für Heinrich noch Rettung möglich. Durch die Vermittelung des Erzbischofes von Magdeburg kam diese nun zu Stande, und zwar um so leichter, da Heinrich gezwungen war, alle Forderungen seiner Gegner einzugehen. Mit Ausnahme der Stadt Merseburg und noch ein paar anderer, weniger bedeutender Orte, mußte er alle von ihm noch besetzten Plätze in Sachsen den Verbündeten übergeben, und zugleich durch einen Eid sich verbindlich machen, an dem früher schon bestimmten Tage, seinem schon einmal gegebenen Versprechen gemäß, in Worms zu erscheinen, und dort das gekrönte königliche Kind an dessen Mutter, die Kaiserin Theophano, auszuliefern.

11. Herabgeschleudert von der schwindelnden Höhe, auf welcher er sich zu Quedlinburg schon zu erblicken glaubte, und ohne irgend eine Aussicht auf bald wiederkehrendes Glück, ging Heinrich tief gebeugt nach Merseburg, wo er seine Gemahlin während

seines Herumziehens gelassen hatte. Gisella, oder Giska, war eine so kluge, als tugendhafte und fromme Fürstin. Durch ihre Bitten und Thränen, vereint mit den dringenden Vorstellungen einiger weisen und treuen Räthe, die er bei seiner Gemahlin gelassen hatte, ward Heinrich jetzt endlich bewogen, allen seinen luftigen Planen auf immer zu entsagen und, treu seinem den Fürsten gegebenen Wort, den kleinen Otto, den er bisher als ein kostbares Unterpfand seiner eigenen künftigen Größe betrachtet hatte, anderen Händen zu übergeben. Zur bestimmten Zeit begab sich demnach Heinrich zu dem nach Worms ausgeschriebenen öffentlichen Tage. Seit einem halben Jahrhundert hatte Deutschland keine so zahlreiche, glänzende und zugleich kriegerische Versammlung, wie jetzt, gesehen. Außer den verbündeten Fürsten, zu denen jetzt, mit äußerst geringer Ausnahme, alle Großen des Reiches gehörten, erblickte man hier seit langer Zeit wieder die beiden verwittweten Kaiserinnen Theophano und Adelheide in der glänzenden Umgebung einer Menge italienischer Grafen, Herren und anderer Edeln. Mit einem zahlreichen, einem kleinen Heere ähnlichen Gefolge erschien ebenfalls König Conrad von Burgund, Adelheidens Bruder; und endlich mit einer nicht minder starken bewaffneten Mannschaft auch Beatrix, Schwester Hugo Capets und Nichte Otto des Großen. Unter den Augen einer eben so zahlreichen, als durch ihren Glanz und ihr kriegerisches Gefolg imponirenden Versammlung übergab Heinrich seinen gekrönten bisherigen Pflegesohn den Händen der Mutter und Großmutter desselben, erkannte ihn für seinen rechtmäßigen König, und leistete ihm den gewöhnlichen feierlichen Huldigungseid. Dafür erhielt aber auch Heinrich jetzt sein Herzogthum Baiern wieder zurück. Zwar hatte es Otto II. zu Verona

dem jüngern Heinrich gegeben, dieser jedoch die Regierung noch nicht angetreten, und mußte nun, wichtigern und höhern Verhältnissen weichend, sich mit der Markgrafschaft Verona unter Baierns Oberhoheit begnügen.

12. Auf die Furcht vor inneren Kriegen und blutigen Conflikten folgte nun das liebliche Gefühl wiederkehrender Ruhe, und die frohe Aussicht auf eine lange Dauer derselben. Ganz Deutschland theilte diese Gefühle. Als daher wenige Wochen darauf die beiden Kaiserinnen mit dem jungen König sich zur Osterfeier nach Quedlinburg begaben, fanden sich auch alle Großen des Reiches, geistlichen wie weltlichen Standes, allda ein. Selbst die Herzoge von Böhmen und Polen vermehrten durch ihre Gegenwart den jetzt den Thron des jungen Königs umgebenden Glanz [1]; und bei den Festen, welche die Fürsten dem erhabenen Kaiserhause gaben, übernahmen wieder, wie bei der Krönung Otto des Großen, vier Herzoge die Verrichtungen der später eingeführten Reichs-Erzämter. Es war ein wahres, von ganz Deutschland gefeiertes Versöhnungsfest, dessen ungemeine Pracht, so wie der durchgängig dabei herrschende Jubel ganz geeignet waren, die in Deutschland vollkommen wiederhergestellte Einigkeit sowohl unter den Großen unter einander selbst, als auch

1) Der Herzog von Böhmen schenkte bei dieser Gelegenheit dem Könige ein Kameel; jener von Polen gab die von ihm widerrechtlich erworbene Stadt Meissen wieder zurück. Die polnische Schaar, welche als Bedeckung den Herzog Heinrich bis an die Saale begleitete, hatte sich auf ihrem Rückmarsch dieser Stadt verrätherischer Weise bemächtiget, und der Herzog sie bisher noch nicht wieder zurückgegeben.

mit dem höchsten Oberhaupte, dem Könige, allen nahen und fernen Nationen zu beurkunden (985).

13. Auch Herzog Heinrich ward von dieser Zeit an eine ganz andere, weit höhere und edlere Natur. Allen seinen für ihn bisher so schmeichelhaften Träumen entsagend, bereiteten ihm nun auch ehrgeizige Plane keine Gefahren und schlaflose Nächte mehr. Seinem Huldigungseide treu, hing er sein ganzes Leben hindurch mit unbedingter Ergebenheit an seinem König [1]. Um des Reiches innere Angelegenheiten bekümmerte er sich wenig; er überließ deren Leitung Demjenigen, in dessen Hände sie Erb- und Wahlrecht gelegt hatten. Alle seine Kräfte, seine ganze Thätigkeit wandte er blos dem Wohl seines eigenen Landes zu. Heinrichs von jetzt an beginnende zehnjährige Regierung ist daher auch eine der schönsten und glorreichsten Perioden in Baierns Geschichte. Mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt umfaßte sein ohnehin scharfer, und nun durch so viele Erfahrungen noch mehr geübter Blick alle höhern wie niedern Interessen seines Volkes. Unter ihm blüheten Religion, Kirche, Ackerbau, städtische Industrie, Künste, Wissenschaften und der in jenen Zeiten in Deutschland noch so sehr vernachlässigte Schulunterricht. Alle bischöflichen Kirchen in seinem Lande erhielten Beweise seiner frommen, jedoch stets von

---

1) Noch auf seinem Todbette (er starb in Gandersheim bei einem Besuche, den er seiner Schwester, der Aebtissin, machte) empfahl er seinem Sohne nichts dringender, als unverbrüchliche Treue gegen den König. «Vade, waren seine Worte, celeriter ad patriam, ac dispone regnum, ac nunquam regi ac Domino resistas tuo; multum enim me poenitet, hoc unquam fecisse. Patris sis memor tui etc.» *Dit.* L. IV. p. 551.

Weisheit geleiteten Milde. Aber indem er dieselben auch in ihren äußern Verhältnissen noch mehr erhöhete, mit noch größerm Glanz sie umgab, und ihre zeitlichen Güter vermehrte, erhob er eben dadurch auch in gleichem Verhältniß den Wohlstand seines Volkes [1]). Während seiner Regierung schmückten die bischöflichen Stühle in Baiern lauter große ausgezeichnete Bischöfe, deren Reinheit und Heiligkeit immer noch mehr Segen auf Fürst und Volk herabzogen. Von seinen frühern Zeitgenossen erhielt Heinrich in der ersten Hälfte seines Lebens, und gewiß nicht mit Unrecht, den Beinamen: der Zänker, oder der Zänkische; aber gegen das Ende seiner Regierung gaben ihm seine durch ihn beglückten Baiern den weit ehrenvollern Beinamen: der Sanftmüthige, der Vater seiner Unterthanen. Heinrich war ein würdiger Sprößling des ottonischen Hauses. Sobald er einmal erkannt hatte, die Vorsehung habe ihn nicht zum Throne von Deutschland berufen, spiegelten sich in seiner edeln Seele auch sogleich alle Tugenden seines Großvaters und Urgroßvaters; und man möchte beinahe sagen, daß er an Milde und Sanftmuth Beide noch übertraf.

14. Während der innern Unruhen und Bewegungen in Deutschland hatte auch König Lothar von Frankreich abermal einen Versuch gemacht, Lotharingen mit Frankreich zu vereinigen. Seine Verwandt-

---

1) Auch Herr Professor Luden sagt, daß die baierischen, durch Tugend, Gelehrsamkeit und fromme Demuth ausgezeichneten Bischöfe unter diesem wohlwollenden Herzog, in Beziehung auf die niedern Volksklassen, keine anderen Grundsätze hatten, als Gründung, Pflege, Förderung. Das Zeugniß dieses gelehrten Geschichtforschers ist hier unstreitig von entscheidendem Gewicht.

schaft mit dem ottonischen Hause benutzend, behauptete Lothar, als naher Agnat des königlichen Hauses in Deutschland sich der Sache des unmündigen Königs annehmen zu müssen, und unter dem Vorwande, das Land für den kleinen Otto gegen Heinrich zu besetzen, fiel er in Lotharingen ein und bemächtigte sich der Stadt Verdun. Auch noch andere Städte und Schlösser öffneten ihm ihre Thore. Anfangs ahnte man nichts Arges. Selbst die Kaiserin Theophano, an welche Gerbert im Namen Lothars schreiben und sie von der Aufrichtigkeit seiner Absichten versichern mußte, setzte anfänglich kein Mißtrauen in ihn. Aber bald hatte man Ursache, Argwohn zu schöpfen; besonders nachdem man erfahren, daß Lothar mit Herzog Heinrich eine geheime Unterredung in Breisach gehabt hatte. Auch bei Wiederbesetzung des gleich darauf erledigten bischöflichen Stuhles von Verdun gaben sich die Absichten des französischen Hofes so ziemlich klar an Tag [1]). So lange die durch

1) Für das erledigte Bisthum war von dem jungen Otto, oder vielmehr in dessen Namen, ein Bischof ernannt worden. Der Bischof Adalbero von Rheims weihete den neuen Bischof. Darüber entstand großer Lärm; und man machte dem Adalbero kein kleines Verbrechen daraus, einen von einem fremden König für eine der Herrschaft des französischen Monarchen unterworfene Stadt ernannten Bischof geweiht zu haben. Ganz deutlich ergibt sich das aus den Worten, mit denen Adalbero sich zu entschuldigen suchte: « *Perfidiae* ac *infidelitatis* crimine in regiam Majestatem arguor detineri, eo quod nepotem meum, clericum videlicet meae ecclesiae, licentia donaverim, quia et palatium adierit, et dono *alterius* regis episcopatum acceperit ejus regni, quod senior Lotharius Rex in *proprium jus* revocaverat, quodque gradus ecclesiasticos ei postmodum contulerim, absque licentia et auctoritate Senioris

Heinrichs ehrgeizige Bestrebungen nach der deutschen Krone herbeigeführten Unruhen dauerten, ließ man die lothringische Angelegenheit auf sich beruhen. Als aber Heinrich und dessen Anhänger sich unterworfen, und die Fürsten auf dem öffentlichen Tage zu Quedlinburg einen so sprechenden Beweis ihrer unter ihnen vollkommen wiederhergestellten Einigkeit gegeben hatten, sah Lothar, der auf einen lange andauernden bürgerlichen Krieg in Deutschland gezählt hatte, wohl ein, daß die jetzt eingetretenen Zeitverhältnisse der Ausführung seiner Entwürfe durchaus nicht mehr günstig wären. Um jedoch sich die Schmach eines völlig mißlungenen Unternehmens zu ersparen, ließ er den in Worms versammelten Fürsten auf das neue die Versicherung geben, daß er blos im Interesse des jungen Königs Otto in Lothringen eingerückt wäre, äußerte seine Zufriedenheit und Freude über die zu Stande gekommene allgemeine Anerkennung desselben, räumte nun auch Verdun und alle noch von ihm besetzten Orte, und zog sich nach Frankreich zurück. Diese fehlgeschlagene, in jeder Hinsicht wenig ehrenvolle Heerfahrt der Franzosen nach Lothringen diente jetzt nur dazu, den wenigen Glauben und das geringe Zutrauen, das sie bei den Deutschen hatten, ihnen noch völlig zu entziehen.

VIII.

1. **Otto III. allgemein als König anerkannt. — Dessen Minderjährigkeit. — —** Die vormundschaftliche Regierung, wie die Sorge für die Erziehung des jungen Königs waren dessen Mutter und Großmutter, jedoch mit Zuziehung des Grafen

---

mei.» (*Gerbert.* Epist. 57. ex persona Adalb. ap. Duchesne. Tom. II.)

Hoico übergeben worden. Aber bei den beiden Kaiserinnen stand der Erzbischof Willigis von Mainz in eben so großem Ansehen, wie bei der Nation selbst. Auf die Erziehung des jungen Monarchen, wie auf die Verwaltung des Reiches hatte er demnach großen Einfluß; und so ward, während der zwölfjährigen Minderjährigkeit, Ruhe im Innern und Friede von Außen erhalten.

2. Obgleich Adelheide und Theophano, wie in so vielen andern Dingen, so auch in Ansehung des für den königlichen Knaben entworfenen Erziehungsplanes, nicht immer ganz einig gewesen seyn mochten; so gereicht es doch beiden fürstlichen Frauen zu nicht kleinem Ruhm, daß wenigstens der reinste Wille sie beseelte, und beide stets mit ängstlich zarter Sorgfalt über dem kostbaren, ihrer Leitung anvertrauten Unterpfand wachten. Zu seinen Lehrern wurden die größten und achtungswürdigsten Gelehrten jener Zeit berufen; und Männer wie Meinwerk, Bernward, gleich ausgezeichnet durch Weisheit, Gelehrsamkeit, Demuth und Anmuth der Sitten, waren ganz geeignet, auf das Herz des gekrönten Zöglings wohlthätig und segenvoll zu wirken [1]. Aber bei allem

1) Den Lehrern des jungen Königs ward einige Jahre später auch der berühmte Gerbert beigesellt, unstreitig der genialste und gelehrteste Mann jener Zeit. In früheren Jahren hatte er das ganze südliche und westliche Europa durchreist, und besonders in Spanien unter den Arabern ganz ungewöhnliche Kenntnisse in der Mathematik, Mechanik, Astronomie, Physik rc. sich erworben; und da er diese, wie z. B. durch Verfertigung einer Uhr, auf das praktische Leben anwandte, so kam er unter seinen unwissenden Zeitgenossen in den Ruf eines Zauberers oder Herenmeisters. — Später bestieg Gerbert unter dem Namen Sylvester II. den päpstlichen Stuhl, daher auch in

dem gebrach es dennoch nicht an manchen, und zwar nicht unbedeutenden Mißgriffen. Die Eltern und Lehrer können zwar die Anlagen des Knaben pflegen, sie gleich zarten Pflanzen begießen und warten; aber daß sie sich nach und nach zu wirklichen Fertigkeiten entwickeln, dieß vermag nur der Segen Desjenigen, der sie als Keim in das jugendliche Herz gepflanzt hat. Schon darin beging man einen großen Fehler, daß, wie es offenbar das Ansehen hat, man der Meinung war, um den kleinen Otto zum künftigen Beherrscher der Völker zu bilden, müsse man ihn vor Allem auch zu dem allergrößten Gelehrten seiner Zeit machen. Sein Studienplan umfaßte alle nur möglichen damaligen Wissenschaften und Künste, zum Theil selbst die mechanischen nicht ausgeschlossen; Alles sollte er lernen, Alles sollte er wissen. Aber weder seiner geistreichen Mutter noch einsichtsvollen Großmutter fiel ein, daß das allzu Mancherlei und allzu Viele, wovon doch nothwendiger Weise das Meiste blos oberflächlich behandelt werden müßte, gar leicht eine gewisse Verwirrung der Ideen erzeugen, und der zu große im Kopfe angehäufte gelehrte Wust am Ende doch nichts als ein ganz nutzloser, oft selbst die Bewegungen des Lebens nur hemmender und erschwerender Ballast werden könnte. Aber noch mehr ward verdorben, als der junge Otto, weil wirklich von der Natur mit vielen Anlagen und Gaben geschmückt, in Allem, was man ihn lehrte, große Fortschritte machte, und nun des Lobpreisens, Erhebens und Bewunderns gar kein Ende mehr war. Durch den seinem Verstande, seinen Talenten und Kenntnissen unaufhörlich gestreuten Weihrauch mußte

---

der Folge an dem dazu geeigneten Orte von diesem außerordentlichen Manne und dessen früheren Schicksalen noch umständlichere Rede seyn wird.

nothwendig bei ihm auch die in jedes Menschen Brust nicht blos schlummernde, sondern leider nur allzu frühzeitig selbstthätige Eigenliebe geweckt werden, und da diese, besonders so wie Otto in Jahren fortschritt, sogar von großen und ausgezeichneten Männern, wie z. B. von Gerbert, immer neue, und noch kräftigere und schmeichelhaftere Nahrung erhielt; so ward sie endlich ein vorherrschender Zug in seinem Charakter, der in Verbindung mit einer nothwendig daraus entstehenden, ganz unverhältnißmäßigen Selbstüberschätzung, und einer eben so verkehrten, ganz falschen, fantastischen Auffassung der Geschichte, die unselige Quelle aller seiner nachherigen Mißgriffe und Unfälle, so wie jenes völlig mißlungenen Strebens ward, das doch eigentlich den ganzen Inhalt seines kurzen, schnell vorüberfliehenden Daseyns ausmachte. — Vielleicht war es ein nicht viel kleineres Unglück für Otto, daß er beinahe seine ganze Jugend an der Seite seiner liebenswürdigen Mutter und Großmutter zubrachte, und unter deren unmittelbaren Leitung und Aufsicht erzogen ward. Römischer Ernst und römische Würde, vereint mit neugriechischer Sittenfeinheit und altattischer Grazie, zeichneten Theophano und Adelheide weit vor allen übrigen Frauen Deutschlands aus. Aber nun sollte gerade hierin auch Otto das Ebenbild seiner Mutter und Großmutter werden; auch er sollte in alle jene, das gesellschaftliche Leben so sehr verschönernde äußere Formen sich einschmiegen, in welchen die beiden fürstlichen Frauen sich mit eben so viel Anmuth als Leichtigkeit bewegten. Auch dieß geschah; aber schwerlich ohne bedeutenden Nachtheil für seine, wie für jede, nur in sich und durch sich selbst sich zu bilden und zu entwickeln strebende Persönlichkeit. Zudem war dieß nicht die Weise der Deutschen, die nun in Otto eher einen griechischen oder italienischen Prinzen, als

einen deutschen Königssohn zu erblicken glaubten. Da endlich die deutsche rauhe äußere Schale, obgleich sie einen kraftvollen Kern in sich schloß, mit der griechischen und italienischen Abgeschliffenheit und Glätte allzusehr contrastirte; so ward Otto frühzeitig deutschen Sitten und Formen nicht nur ganz entfremdet, sondern ihnen sogar völlig abhold, und zwar so, daß er, noch nicht einmal zum Jüngling gereift, an Gerbert schrieb: Er erlaube ihm, die sächsische Rohheit zu verachten, glaube aber, daß seine eigenen Anlagen zu feinerer griechischer Politur es wohl werth wären, daß Gerbert ihnen noch eine größere Vollkommenheit zu geben suche [1]). Kurz, Otto III. ward zu nichts weniger als einem deutschen Könige erzogen, und höchst wahrscheinlich, was auch spätere Ereignisse zur Genüge beweisen, lieh schon die Phantasie des Knaben dem funkelnden Diadem der ehemaligen römischen Cäsaren ungleich höhere Reize, als der Deutschen mit Eichenlaub umwundenen Königskrone. Die Folgen dieser Ueberbildung und Verbildung zeigten sich auch sogleich, als er selbst die Regierung angetreten hatte. Seinen ganzen Hof und alle seine Umgebungen wollte er gräcisiren; führte, byzantinischen Sitten nachäffend, ein neues, in Deutschland bisher unbekanntes Ceremoniel ein; speiste allein an einer erhöheten Tafel, schuf nach dem Muster des Hofes von Constantinopel eine Menge neuer Hofbedienungen, und suchte, so weit es gehen konnte, sich, gleich den griechischen Kaisern, mit allerlei Formen morgenländischer Anbetung zu umgeben. Aber in keinem deutschen Gemüthe fand dieses Anklang. Selbst dem Volke mißfiel es; und

1) «Volumus vos Saxonicam rusticitatem abhorrere, sed graeciscam nostram subtilitatem ad id studii magis vos provocare..»

schon damals zeigten sich Spuren jener Sehnsucht nach einem vaterländischen, wahrhaft deutschen König, die in der Folge immer lauter wurde, und endlich, hätte Otto länger gelebt, und wäre in der falsch eingeschlagenen Bahn noch weiter fortgeschritten, ganz gewiß zum Entschluß, und von diesem zur That übergegangen seyn würde. — Wenn wir uns länger, als wir vielleicht sollten, bei der Erziehung Otto des Dritten aufhielten, so geschah dieß nicht ohne Grund; sondern in der festen Ueberzeugung, daß die Art und Weise seiner Erziehung und Bildung uns auch den wahren Schlüssel zum vollen Verständniß der zwar kurzen, aber nicht thatenlosen, jedoch ziemlich abentheuerlichen Lebens- und Regierungsgeschichte dieses Kaisers liefert.

3. Sobald Herzog Heinrich sich dem jungen König Otto zu Worms unterworfen hatte, mithin Ruhe und Ordnung im Innern des Reiches vollkommen hergestellt waren, dachte man sogleich auch wieder an die Bezwingung der transalbinischen Slawen. Der Kampf begann also auf das neue. So lange Otto **III.** lebte, dauerte er beinahe ununterbrochen fort, würde jedoch gleich in den ersten paar Jahren haben beendigt werden können, wenn ganz Deutschland daran Antheil genommen hätte; aber so lastete das ganze Gewicht desselben ausschließlich auf den Sachsen, und die entferntern Fürsten, die Herzoge von Lothringen, Franken, Schwaben rc. bekümmerten sich während der vormundschaftlichen Regierung wenig um das, was an den Ufern der Elbe geschah. Nur der Herzog Heinrich von Baiern schickte, wenn dazu aufgefordert, bisweilen Truppen zu dem königlichen Heere in den Marken [1]). Der

1) Oda, des Markgrafen Dietrichs Tochter, und nun Gemahlin des polnischen Herzogs Miesko, dieselbe,

Krieg ward indessen auf beiden Seiten mit vieler Grausamkeit und schonungsloser Erbitterung geführt. Ihre zerstörten Kirchen, geschändeten Heiligthümer und ermordeten Priester und Leviten wollten die Deutschen rächen, und dieß gab nun natürlicher Weise Anlaß, daß auch die Slawen, so oft sie nur immer konnten, blutiges Vergeltungsrecht übten. Ein abermaliges Glück war es, daß die slawischen Völker, wie gewöhnlich, auch jetzt nicht gemeinschaftliche Sache machten, auch nicht zu gleicher Zeit gegen die Deutschen in Kampf traten. Man schlug sich demnach mit wechselndem Erfolge. Die Stadt Brandenburg fiel zweimal in die Hände der Deutschen; das erstemal durch die Verrätherei eines slawischen Anführers [1]), das anderemal durch Sturm; ward jedoch jedesmal bald darauf wieder von den Slawen erobert.

---

welche von ihrem Schwager aus dem Klöster zu Calbe war entführt worden, erzeigte jetzt den Deutschen wesentliche Dienste. Es lag offenbar in dem Interesse der Polen wie der Böhmen, mit den Slawen gemeinschaftliche Sache gegen die Deutschen zu machen. Dieses wußte Oda nicht blos zu verhindern, sondern bewog sogar ihren Gemahl, seine Contingente an Mannschaft zu dem sächsischen Heere stoßen zu lassen, und überdieß noch den Herzog Boleslaw von Böhmen, als dieser wirklich die Partei der Slawen ergreifen wollte, so zu beschäftigen, daß er an einen Krieg mit den Deutschen gar nicht mehr denken durfte.

1) Derselbe war von Geburt ein Sachse, und hieß Kiza. Von dem Markgrafen Dietrich schnöde behandelt, war er zu den Slawen entflohen, und hatte deren Zutrauen in solchem Maße zu gewinnen gewußt, daß sie ihn zum Befehlshaber in Brandenburg einsetzten. Da Kiza aber nach dem Sturze des Markgrafen Dietrich wieder in sein Vaterland zurückzukehren wünschte, so ließ er sich mit einigen sächsischen Fürsten in ein geheimes Verständniß ein, und erkaufte sich deren Schutz und Gunst durch Ueberlieferung der

4. Während dieses Krieges, ungefähr um das Jahr 994, machten auch die Dänen der deutschen Nordküste wieder räuberische Besuche. Seit langer Zeit hatten sie Deutschland verschont, theils aus Furcht vor den Deutschen, theils weil die christliche Religion, besonders unter Haralds Regierung, sich in Dänemark mehr verbreitet hatte, auch der christliche König das Seeräuberhandwerk seinen Unterthanen nicht länger gestattete [1]. Aber unter ihrem wieder Heide gewordenen König Sueno glaubten sie den ihnen jetzt so günstigen Zeitpunkt, einen beutereichen Seezug nach den Küsten Deutschlands zu machen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen zu dürfen. Zwei dänische Seeräuberflotten liefen demnach, die eine in die Elbe, die andere in die Weser ein. Die Erstere landete bei Stade. Eine Anzahl sächsischer Fürsten zog ihnen mit ihren Schaaren entgegen, sie wurden aber, da der Feind an Zahl ihnen weit

ihm anvertrauten Stadt. Auch die Deutschen überließen ihm den Oberbefehl in Brandenburg. Als er aber im folgenden Jahre sich, eigener Geschäfte wegen, auf längere Zeit aus der Stadt entfernte, bemächtigten sich derselben indessen wieder die Slawen. Demungeachtet wagte es Kiza nach Brandenburg zurückzukehren, fand aber, statt wohlwollender Aufnahme, nun dort seinen Tod.

1) Auf der Insel Seeland hielten sich auch unter Haralds Regierung noch viele Leute auf, die von dem Seeräuberhandwerk lebten, und für den Schutz, den sie auf der Insel genossen, eine gewisse jährliche Abgabe zahlten. Sie bildeten eine besondere Menschenklasse, und wurden von den Dänen Withingen genannt. Der deutschen Küste durften sie jedoch sich nicht nahen, und ihre Seeräubereien mußten sich blos auf die an der Ostsee wohnenden heidnischen Völker beschränken. Die Sachsen nannten sie Askomannen; ein Name, dessen Ursprung von den Geschichtschreibern verschiedentlich angegeben wird.

überlegen war, nach tapferm Widerstand völlig geschlagen. Mehrere vornehme sächsische Herren geriethen in die Gefangenschaft der Räuber. Diese forderten ein ungeheueres Lösegeld. Ihre Forderungen konnten unmöglich alle auf einmal befriedigt werden. Man gab ihnen das Geld, das man zusammengebracht hatte, und stellte für das Uebrige Geißeln. Unter den Gefangenen befand sich auch Siegfried, Sohn des Grafen Heinrich von Stade, und Bruder der verwittweten Gräfin von Waldeck. Kunigunde, so hieß letztere, liebte ihren Bruder so sehr, daß sie, um ihn alsogleich aus der Gefangenschaft zu befreien, sich entschloß, ihren eigenen Sohn Ditmar, nachherigen Bischof von Merseburg, der, damals noch ein Knabe, in der Klosterschule von Magdeburg erzogen ward, als Geißel den Dänen zu übergeben. Schon war der junge Ditmar aus Magdeburg abgeholt worden, und sollte eben den Seeräubern ausgeliefert werden, als Siegfried Gelegenheit fand, nachdem er die Dänen berauscht hatte, aus der Gefangenschaft zu entkommen, und sich nach der Stadt Harseveld zu retten. Aber heftig erzürnten darüber die Dänen. An den Geißeln, die man ihnen schon ausgeliefert hatte, übten sie zuerst ihre Rache, schnitten ihnen entweder Ohren und Nasen ab, oder verstümmelten sie auf andere Weise, fielen hierauf über die Stadt Harseveld her, plünderten sie rein aus, verbrannten einen Theil derselben, und verheerten dann auf das Schrecklichste weit und breit das ganze Land. Des Raubens endlich müde, gingen sie nach ihren Schiffen zurück, und segelten mit der ganzen gewonnenen reichen Beute nach Hause.

5. Weit weniger glücklich war das in die Weser eingelaufene Räubergeschwader. Anfänglich fand es keinen Widerstand, plünderte die ganze Gegend längs

der Weser bis beinahe vor die Thore von Bremen. Als sie aber noch tiefer in das Land einzudringen suchten, stießen sie auf wohlgerüstete sächsische Schaaren. Die Dänen wagten diese nicht anzugreifen, oder wollten wenigstens, weil mit schwerer Beute beladen, ihren Raub erst in Sicherheit bringen. Sie zogen sich demnach zurück. Aber unglücklicher Weise für die Räuber hatten dieselben zu ihrem Wegweiser einen sächsischen Reiter, Namens Heriward, den sie gleich nach ihrer Landung gefangen genommen hatten. Statt sie dahin zu führen, wohin sie wollten, führte Heriward sie in einen weiten und tiefen Sumpf, wo sie von den ihnen auf dem Fuße folgenden Sachsen umringt und zusammen gehauen wurden. Der feindliche, hier von dem Schwerte der Sachsen vertilgte Heerhaufe soll zwanzigtausend Mann stark gewesen, und auch nicht ein einziger davon entkommen seyn. Von den Dänen war zwar das Land jetzt wieder befreit; aber demungeachtet ganz Sachsen ein weiter Schauplatz des schrecklichsten Elendes und Jammers. Während die Dänen einen Theil der nordwestlichen Küste theils plünderten, theils unaufhörlich bedroheten und beunruhigten, und auch die Slawen seit dem Ausbruch des Krieges bald da bald dort über die Elbe gingen, raubend und verheerend weite Gegenden durchzogen, und überall Schrecken und Elend verbreiteten, jammerten Sachsens unglückliche Einwohner nun auch noch unter allen nicht minder schrecklichen Plagen einer ihnen jetzt gleichsam zürnenden Natur. Eine alles verzehrende und verbrennende Dürre hatte, wechselnd mit furchtbaren, lange anhaltenden und Alles hinwegschwemmenden Regengüssen, dem Landmann schon einige Jahre hindurch den ganzen Lohn seines Schweißes und seiner Arbeit geraubt. Die völlig mißrathenen Erndten hatten Theuerung und Hungers-

noth zur Folge, und diese erzeugten eine Menge Seuchen unter den Menschen, wie unter dem Vieh. Die Sterblichkeit war in einigen Gegenden so stark, daß nicht einzelne Höfe, sondern ganze Dörfer und Flecken menschenleer wurden. Kein Wunder, daß die mancherlei ungewöhnlichen Naturerscheinungen, von welchen die Chroniker jener Zeit sprechen, nun endlich auch das unglückliche, im Elende versunkene gemeine Volk auf den Gedanken führten, daß das jetzt sichtbar herannahende Ende der Welt nun auch bald ihrem eigenen Jammer, ihren eigenen Leiden ein Ende machen werde [1]. — Im Jahre 996 kam endlich ein Friede zu Stande, der freilich, wie wir sehen werden, nur von sehr kurzer Dauer war, aber einen sprechenden Beweis liefert, daß der zehnjährige Krieg von den Deutschen mit wenigem Erfolge geführt ward; denn die transalbinischen Slawen blieben unbezwungen, und die Elbe bildete auf das neue die Grenzscheide zwischen Deutschland und den jenseits des Stroms wohnenden, auf einige Zeit wieder frei und von Deutschland unabhängig gewordenen slawischen Volksstämmen.

6. Unter diesen Ereignissen ging mit stets gleichem Schritte die Zeit der vormundschaftlichen Regierung vorüber. Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man glauben wollte, daß Otto während seiner

---

1) Ueberhaupt war gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts der Glaube beinahe allgemein verbreitet, daß mit der Vollendung der ersten Tausend Jahre auch die Welt ein Ende nehmen würde. Besonders waren es unverständige Schwärmer im Eremitengewand, welche das Volk in diesem Wahne so sehr bestärkten, daß endlich nicht nur der gemeine Mann, sondern auch Leute aus den höhern Ständen dem Jahre Ein Tausend nur zagend und in banger Erwartung entgegenblickten.

ganzen Minderjährigkeit blos den gelehrten Bestrebungen seiner Erzieher überlassen geblieben wäre. Frühzeitig machte man ihn mit den Völkern bekannt, die er einst beherrschen sollte. Wir finden ihn daher nicht immer in Quedlinburg; wir begegnen ihm auch in Aachen, Cöln, in Franken und Baiern. Seine einsichtsvolle Mutter und Großmutter gestatteten sogar, daß der Liebling ihres Herzens, obgleich kaum fünf Jahre alt, einem Feldzuge gegen die Slawen beiwohnen durfte. Unstreitig gereicht dieses den beiden fürstlichen Frauen zu großer Ehre; denn obgleich wegen der Erhaltung des kleinen Königes alle nur mögliche Vorkehrungen getroffen waren, so blieben doch für ein Mutterherz noch eine Menge nicht ungegründeter Besorgnisse übrig. Schade, daß zwischen Adelheide und Theophano nicht jener erwünschte Einklang herrschte, der ihre beiderseitigen Bemühungen noch ungleich segenvoller gemacht haben würde; während jetzt im Gegentheil die Verschiedenheit ihrer sich oft durchkreuzenden Ansichten und Wünsche — bei Theophano nicht von kleinen weiblichen Persönlichkeiten frei — ihr gemeinsames Streben, wenn auch nicht gerade völlig hemmte, doch nicht selten ungemein erschwerte. Indessen ist es nicht wahrscheinlich, daß dieser Mangel an Eintracht die einzige Ursache von Adelheidens Entfernung aus Deutschland gewesen seyn soll. Das Band, das Italien an Deutschland knüpfte, war noch ziemlich schwach, und der jedem Volke eigene Wunsch, einen Beherrscher aus seiner Mitte zu haben, lag auch in der Brust der Italiener. Adelheidens Aufenthalt in Italien, wo sie in Pavia residirte, war durchaus nothwendig. Sie war im Lande sehr beliebt, man betrachtete sie mehr als eine italienische wie deutsche Fürstin, und sie lenkte in Italien das Regiment mit solcher Weisheit, und wußte Festigkeit mit zeitgemäßer Nachgie-

digkeit so besonnen zu verschmelzen, daß ihr wirklich der Ruhm gebührt, das italienische Reich ihrem Enkel während dessen Minderjährigkeit erhalten zu haben. Als aber auch Theophano im Jahre 989 nach Italien ging, da war offenbar ihre Eifersucht auf Adelheidens Macht und Ansehen einer ihrer vornehmsten Beweggründe. Indessen war auch Theophano's Anwesenheit in Rom nicht ohne Nutzen für das Reich; denn schon die bloße Nachricht, daß die Kaiserin Mutter nach Italien kommen würde, machte der in Rom herrschenden Gährung wenigstens für jetzt ein Ende, und Crescentius und der römische Senat söhnten sich mit dem Papste Johannes XV. wieder aus. Auch Theophano trug Vieles dazu bei, die italienischen Großen in der Treue gegen ihren Sohn zu befestigen. Das Einzige, was dieser an sich liebenswürdigen Fürstin zum Vorwurf gereicht, ist blos ihr durch Machteifersucht veranlaßtes, höchst unzartes Benehmen gegen Adelheide. Der Freundschaftsbruch zwischen beiden erhabenen Frauen ward durch deren gleichzeitigen Aufenthalt in Italien jetzt noch um Vieles erweitert; besonders als Theophano den Griechen Johannes Philagathos, ohne Adelheide um Rath zu fragen, ja selbst gegen deren Willen, auf den erledigten bischöflichen Stuhl von Piacenza erhob. Nie würde die durch schmeichlerische Künste nicht so leicht wie Theophano zu bethörende Adelheide zu dieser Erhebung ihre Einwilligung gegeben haben; und daß sie den Griechen tiefer durchschaute, [illegible] dessen völligen moralischen Unwerth weit besser [illegible] als Theophano, darüber werden wir in [illegible] der Geschichte sehr bald die sprechendsten [illegible] finden. Ueberhaupt war jetzt Theophano [illegible] den in Allem entgegen; und wie es scheint, [illegible] auch wirklich der Einfluß der Mutter [illegible] jenen der Großmutter desselben, [illegible]

sogar einmal in dem stolzen Gefühle ihres Uebergewichts sich öffentlich geäußert haben, daß, bevor noch ein Jahr vorüber seyn werde, Adelheide auch nicht mehr über eine Spanne Landes zu gebieten haben würde [1]). Wahrscheinlich wäre dieses Wort in Erfüllung gegangen; denn der frommen Adelheide Bestimmung scheint es gewesen zu seyn, daß, so wie ihre Jugend, auch ihr Alter getrübt, und mit Leiden mancherlei Art durchflochten seyn sollte. Aber Theophano selbst starb, bevor noch das von ihr bezeichnete Jahr vorüber war (991) [2]). Nach ihrem Tode begab sich Adelheide wieder nach Deutschland zu ihrem Enkel, dessen unerfahrene Jugend noch im höchsten Grade des Rathes und der Leitung seiner

---

1) In *Canisii* Lect. antiqq. III. p. 76. heißt es: Licet illa Imperatrix Graeca (sc. Theophano) sibi et aliis fuisset satis utilis et optima, socrui tamen Augustae ex parte fuit contraria. Ad postremum minabatur ei, quasi manu designando dicens: si annum integrum supervixero, non dominabitur Adelhaida in toto mundo, quin possit circumdari palmo uno.

2) Theophano starb ganz unvermuthet zu Nymwegen, und zwar in einem Alter, in welchem gewöhnlich sich das Grab noch in sehr entfernter Perspective zeigt. Allgemein war sie zwar in Deutschland nicht beliebt, aber dennoch ließ man ihrem tugendhaften Wandel, ihrer Milde und herablassenden Güte volle Gerechtigkeit widerfahren. Ihre Leiche ward nach Cöln gebracht und dort, ihrem Wunsche gemäß, in der dem heiligen Pantaleon geweihten Klosterkirche mit großer Feierlichkeit, der auch ihr Sohn beiwohnte, begraben. — *Annal. Saxo* sagt von Theophano: Haec quamvis sexu fragili, modestae tamen fiduciae, et, quod rarum in Graecia est, egregiae conversationis fuit, regnumque filii sub custodia virili servabat, demulcens in omnibus pios, terrens et superans erectos.

weisen Großmutter bedurfte. Aber in dem Maße, als der junge König sich jetzt der Volljährigkeit nahete, wuchs auch in ihm das Zutrauen zu eigener Kraft, und mit diesem eine gewisse Abneigung, dem Rathe reiferen Alters zu folgen. Zudem hatten wahrscheinlich Griechen, deren sich viele an seinem Hofe befanden, ihm in den Kopf gesetzt, daß seine Großmutter ihn unter einer steten, sich vielleicht nie endenden Vormundschaft zu erhalten suche; überdieß auch noch, weil alt und dem Grabe nahe, mit den königlichen Gütern zum Vortheil der Kirchen und Klöster viel zu freigebig sey. Dieß erzeugte bald zwischen dem jungen König und seiner Großmutter eine Kälte, welche, zu schmerzhaft für ihr mütterliches Herz, sie abermals bewog, Deutschland zu verlassen. Aber diesmal ging sie nicht nach Italien; wie es scheint, entsagte sie jetzt auf immer aller Theilnahme an den Angelegenheiten des Reiches. Sie begab sich daher in das Land ihrer Geburt und ersten harmlosen Jugend, nämlich nach Burgund. Nichts war ihrem Neffen, dem Könige des Landes, der erst vor ein paar Jahren seinem Vater Conrad in der Regierung gefolgt war, erwünschter, als die Ankunft seiner Tante. Seit dem Tode des alten Königs hatten die burgundischen Großen ihre ohnehin schon weit getriebenen Anmaßungen noch um Vieles gesteigert; und nur Adelheidens vieljährige Erfahrungen und ihre stets von Weisheit geleitete Festigkeit des Charakters, verbunden mit jener nur ihr eigenen, alle Herzen gewinnenden Sanftmuth und Milde, vermochten noch gegen den Uebermuth jener trotzigen Vasallen einigermaßen ein Gleichgewicht zu bilden. — Aber je mehr die, obgleich in Jahren noch nicht allzuweit vorgerückte Kaiserin sich jetzt den Pforten der Ewigkeit näherte, desto mehr wandte sich auch ihr Sinn von allem Irdischen ab, und dem

Himmlischen zu. Als sie daher in dem Jahre 96 oder 97 Burgund wieder verließ, ging sie weder nach Sachsen und noch viel weniger nach Italien, sondern nach Selz am Rhein, wo sie vor zwölf Jahren ein Kloster gestiftet hatte. Hier lebte sie ganz Gott und der Ewigkeit. Stets einhergehend im schlichten Gewande der Demuth, bedurfte sie keines äußern Schmuckes mehr. Alle ihre Juwelen und kostbaren Perlen dienten ihr jetzt blos, um Altäre, Evangelienbücher oder auch andere heilige Gefäße zu zieren. In den drei Reichen, Deutschland, Italien, Burgund, hatte sie während ihres Lebens mehrere Klöster gegründet. Jedes derselben erhielt jetzt neue Beweise ihrer frommen Fürsorge; während ihre wahrhaft christliche Mildthätigkeit sich zu gleicher Zeit auch über alle Arme und Hülfsbedürftige in der Nähe und Ferne erstreckte. Ein Jahr vor ihrem Tode ging sie noch einmal nach Burgund, um abermalige zwischen ihrem Neffen Rudolph und dessen Vasallen entstandene Mißverhältnisse wo möglich wieder auszugleichen. Adelheidens frommem Eifer und zartem Sinn gelang es abermals, auch jetzt den Trotz der Vasallen einigermaßen zu schmeidigen, und wenigstens die grellsten und schreiendsten Dissonanzen wieder in etwas lieblichere und freundlichere Accorde aufzulösen. Auf ihrer Rückreise ging sie über Clugny. Von da aus schickte sie ein sehr beträchtliches Geschenk an Geld nach Tours, um die unlängst dort abgebrannte Stiftskirche zum heiligen Martinus damit wieder aufzubauen. Mit dem unsern Lesern schon bekannten, durch hervorleuchtende Heiligkeit ausgezeichneten Abt Odilo hatte Adelheide mehrere Unterredungen. Bei ihrem Abschiede versicherte sie den heiligen Abt, daß Beide sich nie mehr auf dieser Welt wieder sehen würden. Wirklich starb auch Adelheide wenige Monate nach ihrer Ankunft zu

Selz, nämlich am sechzehnten Dezember des Jahres 999, im achtundfünfzigsten Jahre ihres Alters. — Der heilige Odilo hielt es für ein Verdienst, Adelheidens Biograph zu werden. Aber außer dieser ziemlich kurzgefaßten Lebensbeschreibung ward Odilo auch noch der Verfasser einer andern Schrift, in welcher er die von Gott durch Adelheide sowohl während ihres Lebens, als auch nach ihrem Tode an dem Grabe derselben gewirkten Wunder erzählt. Odilo war Adelheidens Zeitgenosse, ja selbst Augenzeuge einiger der merkwürdigsten Scenen aus dem Leben dieser Fürstin; und daß er in seiner letztern Schrift gewiß nichts aufgenommen, was seinen Grund allenfalls in miraculirenden Volkssagen gehabt haben könnte, dafür bürgen uns nicht nur dieses heiligen Abtes erleuchteter Verstand, sondern auch dessen allgemein anerkannte Wahrhaftigkeit und ernste, strenge Tugend. Sein Zeugniß ist also unverwerflich, und erhält endlich auch dadurch noch ein größeres Gewicht, daß die Kirche, nach genauer Prüfung, Adelheide nach ihrem Tod der Zahl der Heiligen beigezählt hat.

IX.

1. Otto des Dritten erste Heerfahrt nach Italien. — Otto zählte noch keine vollen sechzehn Jahre, als er die Zügel der Regierung selbst übernahm. Seine Sehnsucht nach Italiens classischem Boden zog ihn sogleich über die Alpen, und die Bereitwilligkeit, mit der auf den Ruf des jungen Königs selbst mächtige Vasallen sich sogleich um die königliche Fahne sammelten, beweist uns, wie schnell, sobald nur ein König wieder an die Spitze des Regiments getreten war, auch das unter der Vormundschaft ziemlich gesunkene königliche Ansehen sich wieder erhob.

Vieles mag jedoch auch dazu beigetragen haben der Fürsten allgemeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Gegenwart des deutschen Königs in Italien. Zwar hatten Adelheide und Theophano, obgleich sie den damals sich immer mehr vervielfältigenden Fehden zwischen den italienischen Großen nicht immer so, wie es zu wünschen gewesen wäre, zu steuern vermochten, dennoch selbst unter den mächtigsten italienischen Vasallen des deutschen Königs Oberherrschaft über Italien stets in lebendigem Andenken zu erhalten, und durch kluge Vertheilung der geistlichen wie weltlichen Würden und Aemter die deutsche Partei zur herrschenden zu machen gewußt. Aber ganz anders sah es in Rom aus. Unter den Namen: Patricier, Consul, Herzog, war es dem Crescentius, einem Manne, dessen kühnem, unternehmendem Geiste die Ausführung selbst der verwegensten und abentheuerlichsten Entwürfe nicht unmöglich schien, wieder gelungen, das Volk, nachdem er dessen Gunst durch mißlungenes, frevelhaftes Wagniß verloren hatte, auf das neue zu bethören, und von diesem gestützt und gehoben, sich zum unumschränkten Herrn von Rom und dessen Gebiete zu machen. In seinen weitaussehenden Planen lag es, die abendländische Kaiserwürde völlig eingehen zu lassen, die Päpste aller weltlichen Herrschaft zu berauben, und Rom sammt dem ganzen Exarchat in einen Erbstaat für sich und seine Nachkommen, unter dem Schattenspiel einer Oberhoheit der oströmischen oder griechischen Kaiser zu verwandeln. Papst Johannes war in den Händen des Crescentius ein bloßes, jedes eigenen Willens beraubtes Werkzeug. Selbst fremde Abgeordnete durfte er nicht zur Audienz lassen, oder wenigstens nicht wohlwollend aufnehmen, wenn sie nicht vorher dem Crescentius verhältnißmäßige Geschenke gebracht hatten. Obgleich mit

demselben seit einigen Jahren wieder ausgesöhnt, fühlte Johannes doch immer sehr schwer den Druck des gewaltigen Mannes; auch entgingen ihm nicht die verderblichen Folgen, welche, wenn Crescentius endlich alle seine heillosen Plane wirklich ausführen sollte, dieß für die römische Kirche, und in ihr für das ganze christliche Abendland haben müßte. Im Anfange des Jahres 995 ordnete also der Papst eine Gesandtschaft an Otto, mit der dringenden Einladung, sobald als möglich mit Heeresmacht nach Rom zu kommen. In der That erlaubte der Zustand Roms keine weitere Zögerung; der Augenblick war dringend, auch günstig für den König, denn Ruhe herrschte jetzt im Innern Deutschlands, und der Friede mit den Slawen war entweder schon abgeschlossen, oder doch wenigstens seinem Abschlusse ganz nahe.

2. Aber auch die Griechen nahmen die Aufmerksamkeit Otto's auf die italienischen Angelegenten in Anspruch. Sie hatten sich der Stadt Bari bemächtiget, und in dieser wichtigen Feste sich zu behaupten gewußt, waren jetzt Herren von Apulien und ganz Calabrien, und auch alle Seestädte Unteritaliens standen ihrer commerciellen Vortheile wegen in einer Art von Abhängigkeitsverhältniß von den Griechen. Ihnen noch weiteres Umgreifen zu gestatten, wäre eben so gefährlich für Rom selbst, wie für die abendländische römische Kaiserkrone gewesen. Otto's gegenwärtiges politisches Interesse machte es ihm jedoch zum Gesetze, für den jetzigen Augenblick alle feindlichen Berührungspunkte mit den Griechen sorgfältig zu vermeiden; und da er ohnehin ebenfalls eine griechische Prinzessin als Gemahlin an seiner Seite zu sehen wünschte, so schickte er, bevor er Deutschland verließ, die Bischöfe Johann von Pia-

cenza (Philagathos) und Bernward von Würzburg nach Constantinopel, um deßfalls Unterhandlungen anzuknüpfen, und die durch seines Vaters letzten Krieg gestörten freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Hofe von Constantinopel wieder herzustellen.

3. Im Anfange des Jahres 996 trat Otto mit einem zahlreichen Heere den Marsch nach Italien an, überstieg noch im Winter die Alpen, und traf in den ersten Tagen des Aprils in Pavia ein, wo er das Osterfest feierte, und von den herbeieilenden italienischen Großen als König begrüßt ward. Von Pavia zog er nach Ravenna. Als sein Heer hier im Lager stand, erhielt Otto die erste Nachricht von dem so eben erfolgten Tode Papst Johannes **XV.** Unglücklicher Weise, obgleich von der Politik des Augenblicks nicht mißbilliget, gerieth der junge König jetzt auf den Gedanken, einen nahen Anverwandten seines Hauses auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. In seinem Gefolge befand sich als Kaplan sein Vetter Bruno, Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, mithin Enkel des in der Schlacht am Lech gefallenen Herzogs Conrad und der Luitgarde, Tochter Otto des Großen. Diesen bestimmte nun der junge König zum Nachfolger des verstorbenen Papstes. Als daher gleich darauf eine aus der Mitte des Senats und des vornehmsten Adels gewählte Gesandtschaft in Ravenna eintraf, um Otto die Sehnsucht der Römer nach seiner längst schon gewünschten Gegenwart in Rom zu erkennen zu geben, auch zugleich ihn ihrer Treue und Ergebenheit zu versichern, und nun natürlicher Weise sich mit ihm auch über die bevorstehende Papstwahl besprach, schlug er ihnen seinen Vetter, den Kaplan Bruno vor; und da, wie es zu erwarten war, die Abgeordneten ihm die Versicherung gaben, daß an der Erfüllung seines

Wunsches, sowohl von Seite der römischen Geistlichkeit, als auch des Adels und der Zünfte gar nicht zu zweifeln wäre; so schickte er unverzüglich seinen jungen Verwandten — derselbe war kaum vierundzwanzig Jahre alt — in Begleitung der beiden Bischöfe Willigis von Mainz und Adalbolds von Utrecht, und noch einiger andern weltlichen Fürsten und Herren nach Rom, um bei der unverzüglich vorzunehmenden Wahl dort gegenwärtig zu seyn.

4. Mit einem wahrhaft an Begeisterung grenzenden Jubel ward der Anverwandte des Kaisers von den Römern empfangen. Zwar kann man den Wunsch eines Monarchen, der an der Spitze eines furchtbaren Heeres sich nahet, nicht wohl zurückweisen; aber die Wahrheit ist, daß die Römer, gar nicht geschreckt bei dem Anblick des heranziehenden Heeres, im Gegentheil demselben mit froher Zuversicht entgegen sahen, und daß Bruno durch völlig freie, wahrhaft canonische Wahl, und zwar einstimmig und zur größten Zufriedenheit aller Stände des römischen Volkes auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben ward. Bei seiner Erhebung nahm Bruno den Namen Gregorius an, und war nun unter den Päpsten dieses Namens der Fünfte [1].

---

1) Es wäre eine sehr irrige, völlig unhistorische Ansicht, wenn man, wie leider schon geschehen, sich von dem ganzen Hergange die Vorstellung machen wollte, als sey die Erhebung Gregor's blos das Werk Otto's gewesen, welcher hier seine Macht mißbraucht, und sich offenbare Eingriffe in die Rechte der römischen Kirche und des römischen Volkes erlaubt habe. Das Zeugniß aller gleichzeitigen Geschichtschreiber spricht dagegen. Nichts war natürlicher, als daß man Denjenigen, von dem man wußte, daß er in einigen Wochen die Kaiserkrone erhalten, und zum Schutzherrn von Rom und der römischen Kirche würde er-

5. Um allen Schein eines gebieterischen Einflusses auf die Papstwahl zu vermeiden, war Otto

---

klärt werden, auch bei der bevorstehenden Papstwahl um seine Meinung fragte, und ihm einen, jedoch, wie auch hier geschehen, blos indirekten Einfluß auf die Wahl gestattete. So lange der Uebelstand dauerte, daß der Senat, der Adel und das Volk an der Wahl der Päpste Antheil hatten, so mußten nothwendig beinahe bei jeder Erledigung des päpstlichen Stuhles Partheien sich bilden, wovon diejenige, welche unterlag, dann gewöhnlich die Regierung des von der siegenden Parthei gewählten Papstes, so viel sie nur immer konnte, zu trüben suchte. Da ferner der letztverstorbene Papst Johannes XV. von Crescentius nicht nur unter hartem Druck gehalten, sondern ihm auch, und gewiß nicht zum Nutzen der Römer, aller Antheil an dem weltlichen Regiment entrissen worden war, so ist es leicht begreiflich, daß alle Bessergesinnten aus dem Adel wie aus dem Volke sich jetzt freuen mußten, einen Mann auf den päpstlichen Stuhl erheben zu können, der, weil ein naher Verwandter eines großen Königes, auch in dessen Macht stets eine sichere Stütze seines päpstlichen Ansehens gegen alle nur möglichen Umtriebe irgend einer Parthei oder eines dem Crescentius ähnlichen frechen Demagogen finden würde. Daher der laute Jubel, mit welchem Bruno gleich bei seiner Ankunft von den Römern empfangen ward. — Daß durchaus kein äußerer Zwang Bruno's Wahl zum Grunde lag, dieß beweist das einstimmige Zeugniß der Geschichtschreiber jener Zeit. Der Biograph des heiligen Adalbert sagt: A *majoribus* eum electum esse. Ditmar: Cum *omnium praesentium* laude constitutum. Am deutlichsten und stärksten drückt sich der Chronographus Saxo aus: Nepotem suum Brunonem, virum valde praeclarum, *non solum cleri, sed et omnium Romanorum unanimi voto civium* Pontificem electum subrogari *pie consensit.* Dieser vollkommene Einklang, diese seltene Uebereinstimmung aller Klassen des römischen Volkes in dieser Papstwahl läßt sich aus dem, was wir so eben gesagt,

indessen mit seinem Heere in dem Lager vor Ravenna stehen geblieben. Erst auf die Nachricht, daß der heilige Stuhl wieder besetzt wäre, brach er auf, und zog nach Rom. — Nicht blos mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten, sondern mit einer ganz schrankenlosen, alle Begriffe übersteigenden Freude ward Otto von den Römern aufgenommen. Keinem Kaiser war je noch ein solcher Empfang geworden; denn die frohe Aussicht auf eine mit Otto wiederkehrende bessere Zukunft hatte begeisternd jetzt alle Gemüther im höchsten Grade erregt [1]). Wie gewöhnlich, empfing

---

ganz natürlich und anschaulich erklären. Uebrigens waren selbst Ausländer über diese Wahl, und gewiß zum Theil aus denselben Gründen, im höchsten Grade erfreut. Der heilige Abt Abbo von Fleury sagt in einem seiner Briefe an den Abt Leo (ap. Mabill. in App. T. IV.): «Nuper audivi nuntium, quod me laetificavit super aurum et topazium, erectum esse Apostolicum decus per quendam imperialis sanguinis virum, totum virtutibus et sapientia compositum.» — Etwas sparsamer mit seinem Lobe ist freilich der Biograph des heiligen Adalbert. «Erat,» sagt dieser, «tum in capella regis quidem Clericus, Bruno, saecularibus litteris egregie eruditus, magnae indolis, sed (quod minus bonum) multum fervidae juventutis.» — Aber bei allem dem beweist doch Abbo's Brief, wie sehr er sich über diese Wahl freute; welches doch gewiß bei einem so ausgezeichneten und heiligen Abt der Fall nicht gewesen seyn würde, wenn dieser Papst blos von der Willkür der weltlichen Macht wäre aufgedrungen worden. Einen Heiligen hätte unmöglich eine solche Nachricht super aurum et topazium erfreuen können.

1) In dem Leben des heiligen Adalbert von Prag heißt es: Laetantur cum Primatibus minores civitatis, cum afflicto paupere exultant agmina viduarum, quia novus Imperator dat jura populis, dat jura novus Papa. — Ein klarer Beweis von dem, was wir

auch der neue Papst den König auf den Stufen der Peterskirche, setzte ihm wenige Tage darauf am Feste Christi Himmelfahrt die Kaiserkrone auf das Haupt, und erklärte ihn zum Patricier, zum Schutzherrn von Rom und Schirmvogt der Kirche des heiligen Petrus. — Otto hielt sich nicht sehr lange in Rom auf; hielt aber während seines Aufenthalts, nach dem Brauche seiner Vorfahren, ein öffentliches Gericht. Crescentius ward vorgefordert, seiner an dem verstorbenen Papste verübten Gewaltthätigkeiten wegen angeklagt, und zur Verbannung verurtheilt; aber auf die Fürbitte des neuen Papstes von dem Kaiser wieder begnadigt, und nicht nur in dem ungestörten Besitze aller seiner Güter, sondern sogar auch seiner bisherigen Würden, mithin an der Spitze des Senats gelassen. — Im Monat August war Otto schon wieder in Pavia, hielt sich jedoch noch einige Zeit in der Lombardei auf, und ging erst im Herbste nach Deutschland zurück. In Cöln feierte er das heilige Weihnachtsfest.

6. Was den Kaiser bewogen haben mochte, Italien, für welches er eine so große Vorliebe hegte, und wo Alles seinen Wünschen und Erwartungen vollkommen entsprochen hatte, so bald zu verlassen, war höchst wahrscheinlich die unerwartete Nachricht, daß die Slawen den erst unlängst geschlossenen Frieden schon wieder gebrochen, und mit ihrer gewohnten Grausamkeit in Sachsen eingefallen wären. Otto fühlte wohl, daß die Unabhängigkeit der heidnischen, gegen die Deutschen so feindlich gesinnten Slawen sich mit der Sicherheit der Grenzen seines Reiches

---

weiter oben von dem Zustande von Rom unter der Herrschaft des Crescentius während des Pontificates Papstes Johannes XV. gesagt haben.

durchaus nicht vertrage. Jene wilden Volksstämme auf das neue der Herrschaft der Deutschen zu unterwerfen, war daher sein fester Entschluß. Er selbst unternahm also noch in dem gegenwärtigen Jahre (997) einen Feldzug gegen dieselben, ging über die Elbe, drang in das Land um die Havel ein, verwüstete es, nach der damaligen Art Krieg zu führen, mit Feuer und Schwert, und kam siegreich und mit Beute beladen wieder nach Magdeburg zurück. Aber während Otto im Lande der Haveler Proben seiner Feldherrnanlage wie seiner persönlichen Tapferkeit ablegte, war ein anderer slawischer Heerhaufe weiter abwärts über die Elbe gegangen, und hatte in dem Bardengau nicht minder blutige Spuren seiner Wildheit zurückgelassen. Niedersächsische, von dem Bischof Rannward angeführte Schaaren zogen ihm zwar sogleich entgegen, besiegten ihn in zwei an einem und demselben Tage gelieferten, mörderischen Schlachten, und trieben ihn wieder über die Elbe zurück [1]). Aber mit allem diesem war im Ganzen genommen noch wenig ausgerichtet; und man sah, daß, wenn der Krieg nach dem Wunsche des Kaisers beendigt werden sollte, es nicht eines, sondern mehrerer Feldzüge bedürfte. Aber eben so unvermuthet als dringend riefen jetzt die neuesten Ereignisse in Rom den Kaiser wieder nach Italien zurück.

1) Zu diesem doppelten Sieg trug der hier oben erwähnte Bischof Rannward das meiste bei. Aber er führte während der Schlacht weder Schwert noch Streitkolben, sondern hatte ein Kreuz in den Händen, das er, in die Höhe haltend, den Fahnenträgern vortrug, dadurch den Muth seiner Krieger befeuerte, und sie in ihrem Vertrauen auf gewisse Hülfe von Oben bestärkte. — — In dem öffentlichen, wie in dem häuslichen Leben ist doch stets der **Weg des Kreuzes** der sicherste und kürzeste Weg.

7. Otto hatte, wie wir wissen, den Crescentius so völlig begnadiget, daß er ihn sogar im Besitze seines frühern Einflusses auf den Senat, mithin auf das ganze römische Gemeinwesen zurückließ. Aber demungeachtet hatte dieser unruhige Kopf, uneingedenk der ihm erzeigten kaiserlichen Gnade, dennoch seinen alten Entwürfen nicht entsagt, und lauerte nur auf einen günstigern Zeitpunkt, die Ausführung derselben auf das neue zu versuchen. Dieser längst schon so sehr ersehnte Moment schien ihm jetzt gekommen zu seyn, als der Bischof Johannes von Piacenzà (Philagathos), den der Kaiser im vorigen Jahre als seinen Gesandten an den griechischen Hof gesandt hatte, von seiner Gesandtschaftsreise aus Constantinopel in Rom wieder angekommen war [1]. Wahrscheinlich vermuthete dieser Bischof, den Kaiser noch hier zu finden. Die Natur des ihm von Otto aufgetragenen Gesandtschaftgeschäftes hätte es ihm zur Pflicht machen müssen, die Stadt sogleich wieder zu verlassen, und zum Kaiser nach Deutschland zu eilen. Aber dennoch blieb Philagathos, unbekümmert um das dadurch gefährdete Interesse seines Herrn, ruhig und sorgenlos in Rom. Bald darauf trafen auch die griechischen Gesandten, welche Kaiser Basil an Otto in Erwiederung der von demselben erhaltenen Gesandtschaft geschickt hatte, in Rom ein, und wurden von Crescentius, dem Senat und dem leichtfertigen, wandelbaren römischen Volke mit den ungemessensten, übertriebensten, und gewissermaßen selbst die Majestät des Kaisers beleidigenden Ehren-

1) Der Bischof Bernward von Würzburg, den der Kaiser, wie man sich erinnern wird, ebenfalls als seinen Gesandten mit dem Johannes von Piacenza nach Constantinopel geschickt hatte, war auf der Rückreise in Griechenland gestorben.

bezeugungen empfangen. Auch diese, statt zu dem Kaiser nach Deutschland zu eilen, blieben jetzt, von Crescentius zurückgehalten, in Rom. Zwischen ihnen, dem Crescentius, und dem Bischofe Johannes von Piacenza — den der schlaue Römer durch eine nahe und sichere Aussicht auf die höchste geistliche Würde völlig in sein Interesse gezogen hatte — wurden nun, und zwar nicht mehr in Geheim, sondern öffentlich Unterhandlungen gepflogen, die offenbar keinen andern Zweck hatten, als die bestehende Verfassung zu stürzen, die Deutschen auf immer von Rom, und wo möglich aus ganz Italien zu entfernen, und den Crescentius unter der Oberhoheit des griechischen Kaisers zum unumschränkten Herrn von Rom und dessen Gebiete zu machen. Die Unterhandlungen gingen einen um so raschern Gang, da Philagathos selbst bei dem griechischen Hofe in großem Ansehen stand, und der gewandte Mann sich während seines Aufenthaltes in Constantinopel nicht blos in die Gunst des Kaisers, sondern auch dessen vornehmster Räthe einzuschleichen gewußt hatte. Als alle Punkte mit den griechischen Gesandten berichtiget, auch diese, die jetzt, als wenn sie gar nicht an Otto wären gesandt worden, unmittelbar nach Constantinopel zurückkehrten, von Rom abgereist waren, trat Crescentius, der sich nun des Schutzes des griechischen Kaisers versichert glaubte, als ein offenbarer Feind des Papstes und des Kaisers auf, bemächtigte sich auf das neue der Engelsburg, jagte Gregor V. aus der Stadt, und ließ an dessen Stelle seinen getreuen Philagathos, den Bischof Johannes nämlich, der ihm hatte versprechen müssen, sich, ohne alle Theilnahme an weltlicher Herrschaft, blos mit der höchsten kirchlichen Würde zu begnügen, von dem abermals von ihm völlig bethörten Römervolk zum Papste wählen. Gregor floh nach Pavia. In der

Hoffnung, den herrschsüchtigen und gewaltthätigen Patricier vielleicht durch vernünftige Vorstellungen wieder zur Besinnung zu bringen, ordnete er von hier aus Gesandte an ihn; da aber Crescentius sie greifen und in das Gefängniß werfen ließ, so berief Gregor ein zahlreiches [1]) Concilium von Bischöfen zusammen, und schleuderte gegen Crescentius und dessen Afterpapst den Bannfluch, der aber, wie es scheint, weder den Einen noch den Andern sehr schreckte. — Als diese Greuel in Rom vorgingen, befand sich der Kaiser im Kampfe mit den Slawen an den Ufern der Elbe. Sobald er sichere Kunde davon erhalten hatte, fühlte er alsogleich die Nothwendigkeit eines zweiten Zuges nach Italien. Wirklich war auch der Augenblick gebieterisch und dringend; besonders da die zwischen Crescentius und dem griechischen Hofe gepflogenen geheimen Unterhandlungen noch weit größere Besorgnisse erregen mußten. Zur Sicherheit Sachsens traf also Otto alle Vorkehrungen, die er in der Eile nur treffen konnte, schloß auch mit den Slawen, wo nicht einen förmlichen Frieden, doch wenigstens einen Waffenstillstand, dessen Natur man zwar nicht kennt, der aber höchst wahrscheinlich die Elbe wieder zur Grenzscheide zwischen beiden Völkern machte.

---

1) Wenn die *Annales Hildeshemenses* sagen: Interea Joannes Placentinus Episcopus Constantinopoli remeans, Romam intromissus, apostolicam sedem factione Crescentii invaserat; unde ab *universis Episcopis Italiae, Germaniae, Franciae et Galliae* excommunicatur; so ist dieß nicht so zu verstehen, als wenn alle diese Bischöfe auf dem Concilium von Pavia versammelt gewesen wären, sondern blos, daß, nachdem der Papst den Johannes in Bann gethan, sogleich auch alle übrigen Bischöfe des ganzen christlichen Abendlandes ihn ausgestoßen und verworfen hätten.

X.

1. **Otto des Dritten zweite Heerfahrt nach Italien.** — Gegen Ende des Spätjahres, nachdem er vorher seines Vaters Schwester, die Prinzessin Mathilde, Aebtissin von Quedlinburg, von deren hohem Geiste, liebenswürdigem Charakter und hervorleuchtender Frömmigkeit alle Geschichtschreiber jener Zeit uns ungemein große Begriffe beibringen, zur Reichsverweserin während seiner Abwesenheit ernannt hatte, verließ der gegen die Römer heftig erzürnte Kaiser Deutschland. Mehrere Fürsten und Bischöfe begleiteten ihn auf diesem Zug. Natürlicher Weise wollte der Herzog Otto von Kärnthen, Vater des so sehr beleidigten Papstes, dabei nicht fehlen; eben so auch der Herzog Heinrich von Baiern, dessen zahlreiche Schaaren auf diesem Zuge den Kern des deutschen Heeres bildeten. Vor Pavia kam ihm der Papst entgegen; und vereint feierten in dieser Stadt Gregor und Otto das heilige Weihnachtsfest. Von Pavia ging der Kaiser nach Cremona, und von da nach Ravenna. Hier wandelte den jungen Monarchen die Lust an, eine an sich gewiß nicht tadelnswerthe Neugierde zu befriedigen. Die große, durch ihren weit ausgebreiteten Handel damals schon so berühmte, ungemein reiche, und mit den größten Meisterwerken der Baukunst geschmückte Stadt Venedig wollte er sehen; er wollte bewundern, was wirklich bewunderungswürdig war. Otto's Wunsch war, ganz unbekannt, mithin völlig zwanglos, einige Tage in Venedig umherzuwandeln. Unter dem Vorwand also, sich nach dem Kloster Pomposa zu begeben, wo er, wie man vorgab, um Arznei zu nehmen, sich auf einige Zeit allen Geschäften entziehen wollte, reiste er, blos von sechs Personen begleitet, von Ravenna ab. Aber der Doge von Venedig,

Peter Urseolus **II.**, war von der Reise des Kaisers und dessen Absicht unter der Hand in Kenntniß gesetzt worden. Bei seiner Ankunft in Venedig sah also Otto sogleich, daß er entdeckt wäre; denn der Doge kam ihm entgegen, und bewirthete ihn an diesem Abend mit ganz ungemeiner Pracht. In den folgenden Tagen ließ jedoch Urseolus den Kaiser, dessen Wunsche gemäß, ohne alles, einen Monarchen gewöhnlich umgebende lästige Gepränge, ganz unbeachtet, Venedigs Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen. Der Doge gab ihm hierauf noch einige sehr glänzende Feste, bei welcher Gelegenheit Otto der Taufpathe einer dem Dogen so eben geborenen Tochter ward. Höchst zufrieden mit dem Dogen, mit der Stadt und deren Einwohner, kehrte der Kaiser wieder nach Ravenna zurück. — Während Otto's Abwesenheit hatten sich nun auch die italienischen Vasallen versammelt, und an der Spitze eines zahlreichen, aus deutschen und italienischen Schaaren bestehenden Heeres zog der Monarch in Begleitung des Papstes gegen Rom.

2. Die so schnelle und so bald noch nicht erwartete Erscheinung des Kaisers diesseits der Alpen zerrüttete alle Plane des Crescentius und dessen Genossen, des Philagathos. Von Constantinopel konnten sie sobald noch keine unmittelbare Hülfe erwarten; selbst der größtentheils in Bari residirende griechische Katapan [1]) konnte, wegen Kürze der Zeit, von seinem

---

1) Den Titel eines Katapan (κατα παν) führte derjenige, dem nicht blos der Oberbefehl über sämmtliche in den griechisch-italienischen Provinzen befindliche Truppen, sondern auch die oberste Leitung aller politischen wie administrativen Angelegenheiten übertragen war. Es war eine neue, ungefähr erst zu den Zeiten Romanus I. entstandene militärische Würde, die in Bezug

Hofe noch keine für die Sache der Aufrührer günstige Weisung erhalten haben. Von den Griechen also für jetzt noch völlig verlassen und auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, war bei Crescentius und Philagathos an gar keinen Widerstand zu denken. Der Erstere schloß sich demnach in die Engelsburg ein. Aber der Letztere glaubte größere Sicherheit bei seinen Landsleuten in Calabrien zu finden; von hier aus konnte er auch nöthigen Falles nach Constantinopel schiffen, und seine und seines Freundes Angelegenheit mit desto besserem Erfolge betreiben. Der Afterpapst entfloh also aus Rom. Aber nun erhoben auch die Anhänger des Kaisers und des rechtmäßigen Papstes wieder ihr Haupt. Sie eilten dem Philagathos nach, holten ihn auf seiner Flucht ein, führten ihn nach Rom zurück, und warfen ihn da, nachdem sie ihm vorher die Augen ausgestochen, die Zunge aus dem Halse und die Ohren abgeschnitten hatten, in's Gefängniß.

3. Am Ende Februars des Jahres 998 zog Otto mit dem Papste in Rom ein. Gleich nach Ostern ließ er die Engelsburg durch den Markgrafen Ekhard von Meissen belagern. Mit allen damals bekannten Belagerungsmaschinen ward der Burg auf das heftigste zugesetzt; und nach nicht sehr langer Belagerung gelang es wirklich dem tapfern Markgrafen, einen Theil der Mauern zu stürzen, die Burg zu erobern, und den Crescentius mit mehrern der wüthendsten Gegner des Papstes und des Kaisers gefangen zu nehmen. Crescentius und zwölf seiner vornehmsten Anhänger wurden sogleich vor Gericht gestellt, von den Richtern zum Tode verur-

auf ihre Vollmacht etwa der des früheren Exarchen gleich kam.

theilt, auf des Kaisers Befehl enthauptet, und deren Leichen an den Füßen auf den Mauern der Engelsburg aufgehangen. Für den Philagathos legte der heilige Abt Nilus, ein Greis von beinahe neunzig Jahren, Fürbitte ein. Bei noch sehr rauher Jahreszeit, nämlich gleich nach Otto's Ankunft in Rom, war Nilus ebenfalls dahin gekommen. Er bat den Papst und den Kaiser, ihm den unglücklichen Mann zu schenken. Er wolle ihn mit in sein Kloster nehmen, damit sie dort beide gemeinschaftlich ihre Sünden bereuen könnten. Der junge, bis zu Thränen gerührte Kaiser war sogleich geneigt, dem heiligen Nilus seine Bitte zu erfüllen. Aber Gregor glaubte, daß, um das unruhige Römervolk, welches den Philagathos auf den päpstlichen Stuhl hatte erheben wollen, noch mehr zu schrecken und zu demüthigen, auch dem unglücklichen Gefangenen noch eine öffentliche Schmach zu Theil werden müsse. Der grausam verstümmelte Philagathos ward also in zerrissener Priesterkleidung rückwärts auf einen Esel gesetzt, der Schweif des Thieres ihm in die Hand gegeben, und so durch alle Straßen Roms geführt. Wahrscheinlich starb Philagathos unmittelbar darauf in seinem Gefängnisse; denn hätte er, als Nilus nach einigen Tagen in sein Kloster zurückkehrte, noch gelebt, so würde dieser gewiß ihn mit sich genommen haben; und daß dieß nicht geschah, ist ein ziemlicher Beweis, daß der Unglückliche dieser letzten, nicht minder grausamen Mißhandlung vielleicht schon in den ersten vierundzwanzig Stunden unterlag [1]).

---

1) Auf den Vorgängen in Rom, sowohl vor als nach der Ankunft des Kaisers allda, liegt ein, selbst durch die scharfsinnigsten Combinationen nicht leicht zu erhellendes Dunkel. Die Berichte der Chronisten, der deutschen wie der italienischen, sind kurz, abgebrochen

4. Die Stürme, die Rom seit länger als einem Jahre so heftig bewegt hatten, waren nun vorüber.

---

und ohne allen historischen Zusammenhang. Alle Fragen, selbst über die interessantesten politischen Verwickelungen, die man an sie zu machen berechtiget wäre, bleiben unbeantwortet. Sogar in Ansehung solcher Thatsachen, worüber sie sämmtlich mit einander übereinstimmen, daß sie wirklich geschehen sind, weichen doch ihre Berichte darüber, wie dieselben geschehen sind, wieder himmelweit von einander ab. So z. B. wird die grausame Verstümmelung des Philagathos von Allen erzählt. Aber nun berichten die Einen, die Römer selbst hätten noch vor Otto's Ankunft in Rom, blos in der Hoffnung, dadurch den Kaiser zu versöhnen, diese Grausamkeit begangen. Ditmar sagt: Joannes, a fidelibus Christi et Caesaris captus, linguam cum oculis et naribus amisit. Wer aber diese fideles Christi et Caesaris waren, müssen wir wieder errathen. Wir konnten uns niemand anderes darunter denken, als solche, die ganz vorzüglich dem Papste und der deutschen Parthei in Rom ergeben waren. Auch in Beziehung auf die Verstümmelung des Afterpapstes weicht der Biograph des heil. Meinwerk von allen übrigen darin ab, daß er des Ausschneidens der Zunge nicht erwähnt. Peter Damianus scheint derselben Meinung zu seyn, indem er uns berichtet, Philagathos habe, während man ihn auf einem Esel in der Stadt herumführte, singen müssen:

Tale supplicium patitur,
qui Romanum papam de sua sede pellere nititur.

Ohne Zunge kann man ja nicht singen, wozu ohnehin der arme Johannes wenig Lust gehabt haben mag. Im Widerspruch mit diesen behaupten wieder Andere, wie z. B. die Chronik des Klosters Farva, Arnulph von Mailand, die hildesheimischen Annalen ꝛc., die Verstümmelung des Johannes sey auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers geschehen. Selbst der heilige Abt Nilus, wenn er wirklich die Worte, die ihm sein Biograph in den Mund legt, zu dem Papst und dem Kaiser gesprochen hat, scheint Beide im Verdacht der

Die Aufrührer und Unruhestifter waren bestraft, der rechtmäßige Papst saß wieder auf dem Stuhle des

---

begangenen Grausamkeit gehabt zu haben. — Noch abweichender von einander sind die Berichte der Chroniker über die Art, wie die Engelsburg in die Gewalt des Kaisers kam. Die Deutschen erzählen sämmtlich es so, wie wir es hier oben unsern Lesern mitgetheilt haben. Aber ganz anders sprechen die italienischen Geschichtschreiber. Diesen zu Folge ward dem Crescentius von dem Markgrafen Ekhard im Namen des Kaisers das eidliche Versprechen gemacht, daß, wenn er sich und die Feste freiwillig übergäbe, er weder für sein Leben noch seine Freiheit etwas zu fürchten haben sollte. Auf diese Zusicherung habe Crescentius die Engelsburg überliefert, Otto aber, ungeachtet des geleisteten Eides, ihn dennoch enthaupten lassen. Diese Erzählung hat jedoch auch nicht einen Grad von Wahrscheinlichkeit. Unter den Augen so vieler edeln deutschen und italienischen Fürsten und Großen würde der höchstens achtzehn Jahre alte Kaiser es nicht einmal haben wagen dürfen, sich eines so schändlichen Meineids schuldig zu machen; auch finden wir in dem Charakter dieses Monarchen nicht einen einzigen Zug, der uns zum Glauben an eine so niederträchtige Handlung berechtigen könnte. Merkwürdig ist es in dieser Hinsicht zu hören, wie Radulphus Glaber, ein Benediktiner von Clugny, den Hergang erzählt. Sobald Otto, berichtet Glaber, mit seinem Heere in Rom angekommen war, kam Crescentius aus seiner Burg hervor, ging zum Kaiser, warf sich ihm zu Füßen und flehete um Schonung seines Lebens. Otto, schon entschlossen, den Römern ein Beispiel seiner Strenge zu geben, blieb ungerührt bei der Demüthigung desselben, antwortete ihm mit Spott und Hohn, befahl ihm wieder in seine Burg zurückzukehren, und ließ ihn sogar zu dessen größerer Sicherheit durch Bewaffnete dahin geleiten. Aber nun befahl der Kaiser auch die Feste sogleich zu belagern, die auch, da der Markgraf ihr Tag und Nacht auf das heftigste zusetzte, bald erobert, und Crescentius alsdann auf die schon erzählte Weise mit

heiligen Petrus, und diesen schützte und schirmte die Macht eines gewaltigen und strengen Kaisers. Auch die Römer, denen Otto bei jeder Gelegenheit Beweise nicht nur seines Wohlwollens, sondern seiner ganz vorzüglichen Zuneigung gab, schienen mit der wiederhergestellten Verfassung vollkommen zufrieden. Otto weilte diesmal über zwei Jahre in Italien, blieb jedoch nicht immer in Rom, sondern es ergibt sich aus den während dieser Zeit von ihm ausgestellten Urkunden, das er sein italienisches Reich öfters bereiste, daher wir ihn auch bald in Pavia, bald wieder in Ravenna, Verona, Piacenza, in dem Gebiete von Lucca, in dem Kloster von Bobio und noch andern Orten antreffen. Alles ging jetzt dem jungen Monarchen nach Wunsch. Mit zuvorkommender Bereitwilligkeit fügte man sich allen seinen Verordnungen. Wo er hinkam, ward er mit der größten Pracht und allen Merkmalen der höchsten Ehrfurcht empfangen; und da er einen Theil des griechischen Hofceremoniels, wozu vorzüglich das Kniebeugen gehörte, ebenfalls bei seinem Hofe eingeführt hatte, so bekamen nun auch alle Völker Italiens einen höhern, oder vielmehr wahren Begriff von der von der Kirche geheiligten Majestät eines römischen Kaisers. Auch die innere Ruhe ward durch blutige Fehden unter den Großen nicht mehr gestört, und

---

dem Tode bestraft ward. Dieser Bericht des Benediktinermönchs von Clugny stimmt in der Hauptsache, worauf es hier ankommt, vollkommen mit der Angabe der deutschen Chronisten überein; aber man ersieht auch daraus, wie leicht es nun den italienischen, den Deutschen stets so sehr abgeneigten Geschichtschreibern werden konnte, durch Hinweglassung wie durch Hinzufügung einiger Nebenumstände die ganze Sache in einem für die Deutschen und den deutschen Kaiser recht gehässigen Lichte darzustellen.

als Laidulph, Fürst von Capua, einer Theilnahme an der Ermordung seines Bruders bei dem Kaiser angeklagt wurde, ward er von Otto verbannt, seines Fürstenthums beraubt, und auf den von Laidulph mit Bruderblut befleckten Fürstenstuhl ein edler Capuaner, Namens Ademar, erhoben [1]).

5. Aber so heiter und freundlich das Jahr 998 für Otto vorüberging, eben so strenge und hart waren die Prüfungen, die er in dem folgenden Jahre 999 zu bestehen hatte. Gleich im Anfange desselben, am 12. Februar, starb ganz unvermuthet Papst Gregor V. in der Blüthe seines Alters nach einer kurzer Regierung von zwei Jahren und ungefähr [2]) acht Monaten. Ueber die den Tod dieses Papstes begleitenden Umstände schweigen die Geschichtschreiber, ein wahrer Beweis, daß sie nichts Besonderes oder Außerordentliches dabei zu berichten hätten. Aber in Zeiten, fruchtbar und reich an Verbrechen, sind die Menschen nur zu sehr geneigt, von jedem ganz unerwartet eingetretenen, und überdieß noch sehr frühzeitigen Todesfall den Erklärungsgrund sogleich in irgend einer im Finstern begangenen Frevelthat zu suchen. Auch jetzt verbreitete sich hie und da das Gerücht, die noch ziemlich zahlreichen Anhänger des hingerichteten Crescentius hätten den gewaltsamen Tod dieses Parteihauptes an Gregor V. durch ein ihm künstlich beigebrachtes Gift zu rächen

---

1) Dieß erzählt Leo Ostiensis in seiner Chronik des Klosters von Monte Cassino. B. II. Kap. 15.

2) Nämlich zu Folge der noch heut zu Tage in der Kirche des Vatikans zu sehenden Grabschrift dieses Papstes. Man findet dieselbe bei Baronius und noch mehrern andern Geschichtschreibern; auch bei Muratori, in dessen Geschichte von Italien, im fünften Theile, Seite 169. in der Note.

gesucht [1]. Man weiß nicht, ob der Kaiser, als der Papst starb, sich in Rom befand. Aber war er

---

1) Die mehr als abgeschmackte Angabe des unbekannten Verfassers der Lebensgeschichte des heil. Abts Nilus verdient gar keine Widerlegung. Dieser Anonymus erzählt: Bald darauf (non multos post dies), nachdem Nilus den Papst um die Ueberlieferung des Afterpapstes fruchtlos gebeten, und Rom verlassen hatte, hätten die Römer den Papst Gregor aus der Stadt gejagt, und, wie der Anonymus von Einigen gehört (ut a quibusdam audivi), ihm die Augen ausgerissen, worauf derselbe an den Folgen dieser schmerzhaften Mißhandlung gestorben sey. — Alle übrigen Geschichtschreiber wissen nichts davon. Nur zwei aus dem zwölften Jahrhundert, wahrscheinlich aus des Anonymus unlauterer Quelle schöpfend, erzählen dasselbe alberne Zeug. Es läßt sich nicht leicht etwas Unverständigeres und Sinnloseres denken, als diese Erzählung. Wäre es wohl, ohne einen allgemeinen Aufstand, an welchem beinahe alle Römer in einer Art von Verzweiflung hätten Theil nehmen müssen, nur möglich gewesen, an einem Papste eine solche unerhörte, zugleich auch das Ansehen des Kaisers mit Füßen tretende Greuelthat zu begehen, und zwar während Otto noch selbst in Italien, und vielleicht gar nicht weit von Rom entfernt war? Würde der Kaiser, empört über diese beispiellos schändliche und grausame Aufführung der Römer, nicht sogleich seine Kriegsschaaren zusammengezogen haben, und nach der aufrührerischen, noch von dem Blute eines ermordeten Papstes triefenden Stadt geeilet seyn? würde er, der den früher an Gregor von Crescentius verübten, weit weniger grausamen Frevel so strenge ahndete, nicht jetzt über Rom und des Papstes ruchlose Mörder eine noch viel härtere und blutigere Verfolgung verhängt haben; und hätten alsdann alle Geschichtschreiber eine solche ganze Reihe von Ereignissen mit Stillschweigen übergehen können, oder auch nur übergehen wollen? Es ist unbegreiflich, wie ein so albernes Geschwätz selbst noch neuere Geschichtschreiber hat verleiten können,

auch nicht allda, so eilte er auf die erste davon erhaltene, höchst traurige Nachricht von Verona, wo er, wenn er nicht in Rom gewesen, hätte seyn müssen, sogleich nach Rom. Bis zum zweiten April blieb die Kirche ohne Oberhaupt; aber dann ward, zwar auf die Empfehlung des Kaisers, jedoch durch vollkommen canonische Wahl, der berühmte, dem Leser schon mehrmal genannte Gerbert, seit einem Jahre Erzbischof von Ravenna, auf den erledigten Stuhl des Fürsten der Apostel erhoben.

6. Ward der Kaiser durch den Tod seines ihm so sehr ergebenen, und auch durch Bande des Blutes mit ihm vereinten Papstes schon sehr betrübt, so ward er durch eine gleich darauf erhaltene, eben so traurige Nachricht nicht minder schmerzhaft berührt. Eilboten aus Deutschland kamen in Rom an und meldeten ihm: seine von ihm so sehr geliebte und verehrte Tante, die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, bisherige Verweserin des Reiches, sey am siebenten Februar, mithin noch fünf Tage vor Gregor V. gestorben [1]). Tief empfand Otto diesen Verlust,

---

darüber, ob es, wie der Anonymus erzählt, wirklich geschehen oder nicht geschehen sey, weitläufige Discussionen anzustellen, und dabei in eine Menge, obwohl sehr geistreicher, aber durch nichts beurkundeter Muthmaßungen und der gewagtesten Combinationen sich zu verwickeln.

1) Von dieser seltenen, durch Geist und Herz ausgezeichneten Frau sagen die *Annales Hildeshemenses*: In qua ultra sexum mira prudentia emicuit. Noch ungleich umständlicher und anschaulicher verbreitet sich der sächsische Annalist über die seltenen und trefflichen Eigenschaften dieser Fürstin, die mit ihrem zarten, frommen weiblichen Sinn doch stets, wo es nothwendig war, auch männlichen Ernst und männliche Festigkeit zu vereinigen wußte.

dachte jedoch deswegen noch nicht nach Deutschland zurückzukehren, und ernannte daher höchst wahrscheinlich, während der fernern Dauer seiner Abwesenheit, seine edle Großmutter Adelheide zur Verweserin des Reiches. Auch dieses Jahr hindurch blieb Otto nie sehr lange in Rom. Er besuchte wie gewöhnlich die Provinzen des italienischen Reiches, hielt an vielen Orten öffentliches Gericht, entschied lange schwebende Streitigkeiten, machte Geschenke an Städte und Kirchen, und schien sich mit den innern Angelegenheiten Italiens sehr ernsthaft zu beschäftigen. Als aber im Anfange des Jahres Ein Tausend, dem wegen der vielen ausgestreuten, trüben Prophezeiungen das ganze Abendland mit banger Erwartung entgegensah, eine abermalige Trauerpost ihm den Tod seiner am sechzehnten December gestorbenen Großmutter Adelheide meldete, dieser edeln, über ihr Zeitalter wahrhaft erhabenen Fürstin, die ihn so zärtlich geliebt hatte, und an der so viele Stürme, ohne sie zu beugen, vorübergegangen waren: da konnte Otto's wegen des erst unlängst erlittenen Verlustes noch blutendes Herz diesen neuen Schlag des Schicksals nicht mehr ertragen. Was seinem Herzen das Theuerste war, hatte er in dem Laufe eines einzigen Jahres verloren, den Papst Gregor, seine Tante Mathilde, und jetzt auch seine Großmutter Adelheide, über deren Verlust er jetzt gewiß um so schmerzhafter trauerte, als das Andenken an alle von ihr ihm erzeigten Wohlthaten nun nur noch lebendiger in seiner Seele erwachen mußte, aber damit zugleich auch an alle Kränkungen, die er sie in den letzten Jahren ihres Lebens hatte fühlen lassen [1]. — Obgleich

1) Es ist eine schon häufig und allgemein gemachte Erfahrung, daß jeder nur einigermaßen zartfühlende Mensch bei dem Tod irgend einer ihm sehr theuern

Otto sich seinem Vaterlande schon um Vieles entfremdet hatte, so sehnte er sich doch jetzt, unter dem Druck so schwerer Leiden, wieder nach demselben zurück; theils um dort Trost zu suchen, zum Theile vielleicht auch, um sich zu zerstreuen; aber in jedem Falle auch, um dort die Angelegenheiten des durch den Tod der Reichsverweserin verwaisten Deutschlands zu ordnen. — Noch vor Ende Winters verließ er also Rom. Aber wie sehr das kaiserliche Ansehen nun in Rom befestiget zu seyn schien, und wie sehr der kaum neunzehnjährige Monarch durch seine Milde, wie durch seine strenge Gerechtigkeit seine Würde zu behaupten gewußt hatte, beweist jetzt die Art, wie Otto von den Römern, und diese von ihrem Kaiser schieden. Alle Cardinäle, der ganze Adel, alles Volk begleiteten ihn. Ganz Rom war an dem Tage der Abreise in der größten Erregung, und Ditmar sagt: **Nullus Imperator majori gloria unquam a Roma egreditur.** — Noch während der rauhen Jahreszeit überstieg der Kaiser die Alpen, und war im Anfange des Frühjahrs schon wieder in Deutschland.

XI.

1. **Kurzer Aufenthalt des Kaisers in Deutschland. — Dessen dritte Heerfahrt nach Italien und bald darauf erfolgter Tod.** — Es gibt Augenblicke in dem Leben, in

---

Person sich stets alles, wenn auch längst schon von ihr genossenen Guten viel lebendiger, als je im Leben derselben erinnert; aber auch bei dem Gedanken an irgend ein an ihr begangenes, wenn auch noch so kleines Unrecht, doppelt schmerzhaft ergriffen wird. — Gewiß regten sich jetzt dieselben schmerzhaften Gefühle auch in der Brust des edeln jungen Kaisers.

welchen die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit auch den Beherrschern derselben nichts mehr zu bieten hat, wo selbst der Glanz eines Diadems erbleicht, der Zauber von Illusionen, in welchen die Großen und Mächtigen der Erde als in einer ihnen eigenen Athmosphäre athmen, plötzlich verschwindet, und sie, wie aus einem Traume erwacht, sich in ihrer ganzen Blöße, Nacktheit und Erbärmlichkeit erblicken, aber diesen Anblick nicht ertragend, dann selbst unwillkürlich ihr Auge zum Himmel erheben. — In einer dieser ungefähr ähnlichen Stimmung mag Otto sich befunden haben, als er nach einer mehr als zweijährigen Abwesenheit Deutschlands Boden zum Erstenmale wieder betrat. Alle, die seinem Herzen theuer waren, die seine Kindheit und frühere Jugend gepflegt hatten, und deren Hülfe der achtzehnjährige Monarch, blos von zweideutigen, selbst seinen jugendlichen Thorheiten Weihrauch streuenden Freunden umgeben, jetzt mehr als jemals bedurft hätte, waren dahin gegangen; und obgleich Herr von drei Königreichen, fühlte dennoch Otto sich jetzt in der Welt allein und verlassen. Gewiß lag diese Verlassenheit schwer auf seiner Seele. Aber nun hatte auch während seines Aufenthalts in Italien und Rom sein Herz sich immer noch mehr von seinem deutschen Vaterlande ab, und den Römern zugewandt; und da er nun einmal von dem bei ihm zur fixen Idee gewordenen Gedanken einer Wiederherstellung des ehemaligen, die Welt beherrschenden römischen Kaiserreichs — eine offenbare Folge seiner sogenannten classischen, oder vielleicht richtiger gesagt, allzu pedantischen geistigen Bildung — sich nicht mehr losmachen konnte, jedoch wahrscheinlich die der Ausführung desselben sich widersetzenden, unübersteiglichen Hindernisse wenigstens von ferne schon ahnete; so war er dadurch in einen Zustand der Selbstentzweiung gera-

then, deren Gefühl für seine geistige wie physische Natur immer drückender und zerstörender werden mußte. Endlich war die erste Nachricht, die er bei seiner Ankunft in Deutschland erhielt, oder ganz kurz vorher erhalten hatte, gar nicht geeignet, die tiefe Schwermuth, in welcher er Italien verlassen, wieder zu verscheuchen. Durch die drei, im vorigen Jahre so schnell aufeinander folgenden, ganz unerwarteten Sterbfälle hatte der Tod schon alle seine traurigen Schatten in Otto's, ihm bisher wie ein schöner Morgentraum vorschwebendes Leben hinüber gespielt, seine jugendlichen Träume von irdischer Größe und Weltherrschaft gestört, ihn an die Ewigkeit und alle ihre dem menschlichen Auge verhüllten, aber eben daher nur desto furchtbarern Schrecken erinnert, und nun war das Erste, was er in Deutschland hörte: der Bischof Adalbert von Prag sey todt, habe aus den Händen der heidnischen Preußen die Märtyrerkrone empfangen. — In lebendigen Zügen stand jetzt das Bild des heiligen Blutzeugen vor seinem zagenden Blick; er hörte auf das neue dessen Lehren, Ermahnungen und Drohungen. Seine Seele ward heftig erschüttert, und ihr erstes und dringendes Bedürfniß war nun eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Märtyrers nach Polen, um dort in den Armen der Religion Trost zu suchen, den Frieden mit sich selbst zu finden, und das verlorene Gleichgewicht in seiner Seele wieder herzustellen.

2. Aus allen Theilen Deutschlands waren bei Otto's Ankunft die Fürsten herbeigeeilet, um ihn zu begrüßen und nach Würde zu empfangen. Auch seine zwei jüngern Schwestern, Adelheide und Sophie, die, begleitet von vielen sächsischen Großen, ebenfalls herbeigekommen waren, hatte Otto nun wieder die Freude zu umarmen. Wie es scheint, war während

des Kaisers Abwesenheit die Ruhe sowohl im Innern des Reiches, als auch auf dessen Grenzen nicht gestört worden [1]; denn obgleich jetzt beinahe alle Fürsten Deutschlands um Otto versammelt waren, so hatte doch keine gemeinsame Berathung über irgend eine bedeutende Angelegenheit des Reiches statt. Nur wegen Wiederherstellung des unter seinem Vater durch die selbstsüchtigen Umtriebe des Erzbischofes Giseler von Magdeburg zerstückten und aufgehobenen Bisthums Merseburg hatte Otto mit dem erwähnten Bischofe mehrere Unterredungen, die aber eben so wenig zu einem den Wünschen des Kaisers entsprechenden Resultat führten, als auch zwei nachher noch dießfalls gehaltene Concilien deutscher Bischöfe [2].

1) Zwar hatte gleich im ersten Jahre der Abwesenheit des Kaisers der Krieg mit den Slawen, die den Frieden gebrochen, auf das neue begonnen, war aber von der damaligen Reichsverweserin, der eben so frommen als einsichtsvollen Mathildis, durch einen sehr vortheilhaften, die Ruhe Deutschlands und der sächsischen Kirchen auch für die Zukunft sichernden Frieden bald wieder geendiget worden. — *Annalista Saxo* sagt daher von dieser Fürstin, welche bekanntlich Aebtissin in Quedlinburg war: Haec (*sc. Mathildis*) frattuale suo imperatore Italiam proficiscente commissum sibi regnum non levitate foeminea gubernans, barbarorum Principum induratos vertices artificioso paterni avitique ritu ingenii ita subjugabiles, placabilesque reddiderat, ut hujusce pacis fundamenta, qua nunc sancta ecclesia pro parte fruitur, post effrenum Barbarorum motum, post tantam vastationem provinciarum prima posuerit, nullis bellicorum apparatuum instrumentis, quamvis ad haec praecipienda satis esset idonea; sed continua vigiliarum, orationum, inediaeque instantia Dei solius docente et confortante subsidio. (*Annal. Sax.* bei *Eccard* T. I. p. 369.)

2) Schon unter Otto II. war durch des Bischofes Giseler

Ueber Zeiz und Meissen eilte nun Otto nach Gnesen in Polen, wo der von Herzog Boleslaw von den Heiden erkaufte Körper des heiligen Adalbert eine Ruhestätte gefunden hatte. Boleslaw, stolz auf den Besuch eines so hohen Gastes, ging ihm entgegen, und empfing ihn mit aller nur möglichen Pracht. Den Herzog an seiner Seite, begab sich Otto sogleich nach Adalberts Grabe. Sobald er die heilige Stätte von ferne erblickte, stieg er vom Pferde, und näherte sich barfuß derselben. Frühzeitig, und schon in seiner ersten Jugend war in Otto von dessen frommer Großmutter Adelheide das Gefühl des Göttlichen geweckt worden. Aber die ersten Eindrücke zarter Kindheit sind bleibend und unauslöschbar; und diese erwachten nun mit erneuerter Kraft an dem Grabe eines Heiligen, dessen Geistesumfang, Tiefe und Klarheit er erst jetzt recht erkannte. Inbrünstig flehte er um dessen Schutz und Fürbitte, und es scheint, der Segen des Heiligen habe bald alle Wolken des Trübsinns und der Schwermuth von seiner Seele verscheucht; denn während seines Aufenthaltes.

---

künstliche Vorspiegelungen das Bisthum Merseburg zerstückt und aufgehoben worden. Aber bald darauf erschien der Kaiserin Theophano, wie Ditmar erzählt, der heilige Laurentius, dem zu Ehren bekanntlich Otto der Große am blutigen Tage der Schlacht am Lech die Errichtung eines Bisthums in Merseburg gelobt hatte, in einem Traumgesicht, sich bitter beklagend über die von ihrem Gemahl zugegebene Aufhebung des bischöflichen Sitzes in Merseburg und grausame Zerstückelung dieses Bisthums. Von dieser Zeit an ließ sich Theophano die Wiederherstellung desselben ungemein angelegen seyn, und wußte nachher dasselbe Verlangen auch ihrem Sohne Kaiser Otto III. einzuflößen. — Ueber die der Theophano gewordene Erscheinung sehe man **Ditmar**, bei **Leibnitz** P. I. p. 349.

in Gnesen war Otto stets heiter, ungemein freundlich und herablassend, hinterließ überall Spuren ungewöhnlicher Milde und Freigebigkeit, und lebte mit Herzog Boleslaw, der Alles aufbot, um die Tage des Kaisers während dessen Anwesenheit in Gnesen zu verschönern, in so traulichen Verhältnissen, daß die polnischen Publicisten — denn dieser gab es zu allen Zeiten, nur unter andern Formen — dadurch nachher zu der Behauptung veranlaßt wurden, Otto habe den Herzog Boleslaw zum König, und zwar zu einem von Deutschland unabhängigen, vollkommen souverainen König erklärt, auch zum äußern Zeichen der ihm ertheilten königlichen Würde seine eigene Krone ihm auf das Haupt gesetzt.

3. Von Gnesen begab sich Otto nach Magdeburg, wohin eine Ehrengarde von dreihundert auserwählten polnischen Kriegern ihn geleitete. Hier feierte er das Osterfest, und auch hier war er ungemein gnädig, freigebig und heiter. Von Magdeburg zog ihn sein Herz nach dem Orte, wo einst seine Wiege stand, wo sein erster Frühling ihm blühete, und so viele Gegenstände ihn an die frohen harmlosen Maitage seiner frühesten Kindheit erinnern konnten. Aber demungeachtet hielt er sich nicht sehr lange in Quedlinburg auf; denn schon an dem gleich darauf folgenden Pfingstfeste finden wir ihn wieder in Aachen, und zwar in Gesellschaft seiner frommen, von ihm vorzüglich geliebten Schwester Adelheide. Otto war ein enthusiastischer Verehrer Carls des Großen. Hier in Aachen, einst der Mittelpunkt, aus welchem Carl mit waltendem Blicke sein unermeßliches Reich überschaute, und wo noch so viele Denkmäler an das Wirken dieses gewaltigen Geistes erinnerten, schwebte auch lebendiger als irgendwo Carls Heldengestalt vor des jungen Kaisers für alles

Große so empfänglicher Seele. Dem Drange, die geheiligten Ueberreste Carls noch einmal zu sehen, vermochte er nicht zu widerstehen; er ließ also das Grab öffnen; aber wohl wissend, daß er dadurch eine Disciplin der Christen verletze, nur ganz in Geheim. Einer alten Chronik zu Folge [1]) soll man den Körper, obgleich derselbe schon zweihundert Jahre im Grabe ruhete, ganz unversehrt gefunden, die Verwesung noch keinen Antheil an ihm gehabt haben. Eben so auch selbst die Kleidungsstücke. Schweigend und in sinnigem Anschauen versunken, betrachtete Otto lange die ehrwürdige Reliquie. Endlich nahm er von dem Halse des Leichnams ein goldenes Kreuz, auch etwas von den Kleidungsstücken, und ließ dann das Grab wieder schließen. Die That konnte nicht verschwiegen bleiben; von der Kirche ward sie mißbilliget, und da es ebenfalls nach der Volksmeinung ein Frevel war, den Schlaf eines Todten zu stören, so entstand auch nachher die Volkssage: Carl sey im Traume in der ganzen Majestät seiner Kaiserwürde dem Otto erschienen, habe ihm über sein Erkühnen Vorwürfe gemacht, und als Strafe angekündiget, er werde sterben ohne Nachkommen zu hinterlassen.

4. Daß des Kaisers Rückkehr aus Italien keinen politischen Zweck hatte, sondern blos Bedürfniß seines Herzens war, dies beweist jetzt die Eile, mit der er, ohne Etwas in Deutschland unternommen zu haben, nach Italien zurückging. Gleich nach Pfing-

1) *Adhemari Chronicon.* — Der Priester Ademar (auch Aimar genannt), Sohn des Grafen Raimund, war ein jüngerer Zeitgenosse Otto's des Dritten. Er blühete in den ersten drei Decennien des eilften Jahrhunderts, und starb in dem Jahre 1030 auf einer Reise nach dem heiligen Grabe.

sten verließ Otto wieder Deutschland. Von seiner ihm vorzüglich theuern Schwester Adelheide nahm er ungemein zärtlichen Abschied; nicht eher konnte er sich von ihr trennen, als bis die so sehr geliebte Schwester dem liebenden Bruder versprochen hatte, ihn bald in Rom zu besuchen. Im Monate Julius war er, zufolge eines von ihm um diese Zeit ausgestellten Diploms, schon in Pavia, hierauf im November in Rom; und dieß ist Alles, was die kargen Nachrichten aus jener Zeit von den Verrichtungen des Kaisers in Italien in dem Jahre 1000 uns überliefern. — Diesmal dachte Otto Italien sobald nicht mehr zu verlassen. Nicht sowohl begeistert, als blos geblendet von dem Glanze, der den Thron der ehemaligen römischen Cäsaren umgab, hatte Otto längst schon den schwärmerischen Gedanken gefaßt, Rom zu seiner bleibenden Residenz zu machen, die Zeiten des Augustus und Trajans wieder zurückzuführen, von dem Capitol herab ganz Deutschland, Lotharingen, alle slawischen Reiche gleich Nebenländern, blos bestimmt, den Ruhm des römischen Namens noch mehr zu verherrlichen, kurz das ganze Abendland theils unmittelbar, theils mittelbar zu beherrschen, und so die Tiberstadt des eilften Jahrhunderts wieder zur vollen Würde der alten, einst den Erdkreis beherrschenden Roma zu erheben [1].

---

1) Bei Otto's nur allzu gelehrter, wissenschaftlicher Bildung und Erziehung hatte es demselben auch gewiß nicht an Professoren und Lehrern der Geschichte gefehlt. Ohne allen Zweifel wußte der Knabe Otto schon alle Könige und Kaiser, die einst in den asiatischen Reichen, und nachher in dem großen römischen Weltreiche geherrscht hatten, bis auf Carl den Großen, und von diesem bis auf seinen eigenen Vater herab, mit ihren Namen zu bezeichnen, auch alle unter ihnen geschehene Ereignisse, die man nun ein-

Da es ihm gelungen war, daß der päpstliche Stuhl zweimal blos in Folge seiner Empfehlung ganz sei-

mal als merkwürdig zu betrachten gewohnt war, an den Fingern herzuzählen. Aber bei allem diesem war ein solcher historischer Unterricht — gewöhnlich nichts, als ein völlig geistloses Zusammenfädeln einer bunten Menge von Ereignissen und Erscheinungen — für den jungen Monarchen im höchsten Grade unproductiv, und zwar unproductiv für die Zeit wie für die Ewigkeit. Der ernsten Geschichte war Otto gänzlich fremd geblieben, in ihr inneres Heiligthum nie eingedrungen; und ihre verborgenen Geheimnisse, so wie die großen, tiefer liegenden Probleme der Völker und deren Beherrscher in den verschiedenen Entwickelungsperioden der Menschheit waren ihm völlig verschlossen geblieben. Wäre leider dieses nicht der Fall gewesen, so würde sicher der junge Monarch bei Zeiten erkannt haben, daß selbst der M ä c h t i g s t e nur dann auf seine Zeit zu wirken und Großes hervorzubringen vermag, wenn er im Geiste der Vorsehung und nach deren Plan, in welchen kein von ihrer Weisheit übersehener Zufall sich fremdartig eindringen kann, zu wirken und zu handeln versteht. Aber gerade dieses Verständniß der Plane einer ewigen, über den Schicksalen des Menschengeschlechts waltenden Vorsehung eröffnet die Geschichte, dieser ruhig fortlaufende Strom göttlicher Offenbarungen, jedoch nur dem, der, eingedrungen in ihren Geist und innig mit ihr vertraut, sich zu einer wahren, christlich religiösen Weltanschauung zu erheben gewußt hat. Wie anschaulich würde es bei einer solchen, ununterbrochen fortgesetzten Geschichtsforschung dem jungen Kaiser geworden seyn, daß die Roma des eilften Jahrhunderts unmöglich mehr die antike, einer ganz andern Entwickelungsperiode angehörige Roma werden konnte, und daß das neuere Rom, das Centrum eines geistigen Reiches, durchaus nicht mehr der Mittelpunkt einer die materielle Welt beherrschenden, oder auch nur in derselben vorherrschenden Macht werden sollte, w e r d e n d u r f t e. Welche lichtvolle Aufschlüsse hätte nicht schon ein sinniges Studium

nem Wunsche nach besetzt ward, er daher auch nicht wohl daran zweifeln durfte, daß fortan bei jeder

blos der Geschichte Italiens der letzten fünf Jahrhunderte ihm sowohl über die eigentliche Stellung Roms zu der übrigen Welt, als auch über die dem jetzigen hohen Beruf der ewigen Stadt offenbar von einer höhern Hand untergeordneten zeitlichen Verhältnisse geben können? [1]) Nie würde alsdann sein lebendiger, thatendürstiger Geist jene Richtung genommen haben, in welcher er die vielen herrlichen Kräfte, mit welchen die Natur ihn ausgestattet hatte, eben so unnütz, als ruhm- und zwecklos vergeudete. Der geschichtliche Unterricht, den Otto, wie so manche andere zum Herrschen berufene Jünglinge, erhalten hatte, diente also blos, eine gedankenlose Neugierde zu befriedigen, seine jugendliche Phantasie zu blenden und zu entflammen, und dann durch deren Phantome ihn in ein Labyrinth von Illusionen und Verirrungen zu verwickeln. Aber seinen Verstand zu erleuchten, den Kreis seiner Ideen zu erweitern, und seinen Geist zu Dem, der der Mittelpunkt aller Geschichte ist, in einem höhern Licht zu erheben: dieß vermochte freilich ein solches geistloses, trauriges Geschichtsstudium nie zu leisten. — Aber jetzt, sagt man, habe bei der so weit fortgeschrittenen Bildung des Jahrhunderts auch die politische und pragmatische Behandlung der Geschichte ganz ungeheuere Fortschritte gemacht. Dieß näher zu beleuchten, ist hier nicht der Ort. Unverkennbar ist zwar das Bestreben der neuern Geschichtschreiber, in dem so oft wechselnden Strom der Begebenheiten — besonders seit Gibbon als vermeintliches Muster ihnen vorangeschritten ist — den Ursachen des Blühens, Steigens, Veraltens und Sinkens der Staaten und Völker nachzuforschen, die historischen Massen durch einen ihnen Leben gebenden Geist zu beseelen, die auf die sogenannten höchsten Interessen der Menschheit, nämlich auf freie

1) Eben diese oft so wunderbare Coordination der Umstände ist das Geheimniß Gottes, das aber die Geschichte dem christlichen, demüthigen Forscher nicht selten enthüllt.

Erledigung des römischen Stuhles dasselbe geschehen werde, so mochte er wohl in seiner Täuschung sich noch um so mehr geschmeichelt haben, daß der dadurch nach und nach sich bildende innige Verein der höchsten geistlichen mit der höchsten weltlichen Macht die Ausführung seiner in das Unermeßliche hinausgehenden Plane nicht wenig erleichtern würde. Mit dem Papste Sylvester stand Otto, wie früher mit Gregor V., im vollkommensten Einklang und in den traulichsten, freundschaftlichsten Verhältnissen. Aber zur Ehre des Kaisers muß man sagen, daß er, da

---

Verfassungen und Regierungsformen, auf zunehmende Bevölkerung, Ackerbau, Industrie, Nationalreichthum, See- und Handelssysteme rc. sich beziehenden Grundsätze zu entwickeln, und deren wohlthätigen Einfluß auf das Wohl der Länder und Völker nachzuweisen. Alles dieß möchte ganz gut seyn, wenn nur diesem Streben ein höheres, oder vielmehr das höchste Prinzip als Grundlage untergestellt wäre; aber so ist es nicht minder unleugbar, daß beinahe überall blos jene materiellen Interessen in dem historischen Gemälde als Hauptfiguren in den Vordergrund treten, und alle Lichter und Schatten nur dazu dienen müssen, ihnen eine höhere täuschende Würde und Bedeutsamkeit zu verschaffen; daß ferner nicht selten uns der blinde Zufall als letzter Erklärungsgrund von Begebenheiten und historischen Erscheinungen geboten wird, und daß endlich da, wo dieß nicht der Fall ist, wir überall und stets blos den kalten, Alles erwägenden, Alles constituiren, voraussehen und ordnen wollenden, weil Alles egoistisch berechnenden Verstand erblicken; während Derjenige, der die Welten in ihr Daseyn rief, und die Schicksale einzelner Individuen, wie zahlreicher Nationen und Reiche oft sogar mit ganz unumwölkter Hand leitet und lenkt, nirgends und nie sichtbar wird, und höchstens blos da noch genannt wird, wo die Ihm geweihten Institute mit den zeitlichen Interessen in Conflikt gerathen sind, oder gerathen zu seyn scheinen.

er seines ehemaligen Lehrers ungewöhnliches Genie und umfassenden Verstand kannte und ehrte, er auch beinahe stets dessen leitendem Rathe sich hingab; so wie ebenfalls Papst Sylvester, der wohl mit des Kaisers weitaussehenden Entwürfen nicht ganz unbekannt seyn mochte, auch da, wo nur immer sein hoher Beruf es ihm gestattete, die Wünsche seines gekrönten Freundes zur Richtschnur seiner Handlungen zu machen pflegte.

5. Otto's blinde Vorliebe für Rom und Italien, seine Hintansetzung oder vielmehr Verachtung des eigenen Vaterlandes hatte längst schon den Unwillen der deutschen Fürsten erregt, das zahlreiche Gefolge von Römern, das er jedesmal aus Italien nach Deutschland mitbrachte, den Argwohn derselben geweckt, und ihren Stolz, noch weit mehr als ihren Patriotismus, der jenem blos zur Folie diente, nicht wenig beleidiget. Belehrt durch die Erfahrung eines halben Jahrhunderts, daß auch bei dem öftern und längern Weilen der deutschen Könige in Italien das deutsche Reich dennoch fortbestanden, regte sich nun in manchem der Gedanke, daß ein König nicht gerade ein durchaus nothwendiges Bedürfniß für Deutschland sey, und es höchstens eines solchen blos der Form wegen bedürfe. Diese Ansicht war jedoch ausschließlich blos jene der Mächtigern und Stärkern, die besonders bei der letzten Abwesenheit des Kaisers, wo sie nur immer konnten, um sich gegriffen, und gar nicht übel dabei sich befunden hatten. Freilich dachten die Mindermächtigen, die des Schutzes bedurften, ganz anders. Diese wollten einen König, der, weniger um Italiens Angelegenheiten sich bekümmernd, sich desto mehr mit den Interessen Deutschlands sich beschäftige, Recht und Gerechtigkeit handhabe, Ruhe und Ordnung im Reiche zu erhalten,

und den Unterdrückten gegen seinen Unterdrücker zu schützen im Stande sey, und da sie einen solchen nicht in Otto zu finden glaubten, so wünschten sie ebenfalls dessen deutsche Krone auf ein anderes Haupt. Auf diese Art gerieth die Mehrzahl der Fürsten nach und nach in eine für Otto höchst ungünstige Stimmung, und gleich nach dessen dritter Heerfahrt nach Italien zogen am deutschen Horizont sich auch schon manche sehr trübe, dem jungen Kaiser drohende Gewitterwolken zusammen, deren Ausbruch jedoch nachher, wie wir bald sehen werden, nur durch ein ganz unerwartet eintretendes, der Lage der Dinge eine ganz andere Gestalt gebendes Ereigniß verhindert ward.

6. Wie sehr Otto's Ansehen in Deutschland zu wanken anfing, darüber erhielt er gleich im Anfange des folgenden Jahres Tausend und Eins durch den zwischen dem Erzbischofe Willigis von Mainz und dem frommen Bischofe Bernward von Hildesheim ausgebrochenen Streit einen mehr als vollständigen Beweis. Durch seine frühern Verdienste, wie durch die allgemein anerkannte Superiorität seines Geistes war der Erzbischof Willigis von Mainz in Deutschland zu einem ungemeinen Ansehen gelangt, das er aber seit einigen Jahren immer mehr und mehr zu mißbrauchen anfing. Er mischte sich in Alles, erlaubte sich Eingriffe in die Rechte Anderer, und ohne Rücksicht auf Canons und Kirchendisciplin handelte er oft blos nach den Eingebungen seines immer höher fahrenden, stolzen Dünkels. Jetzt war er auch mit dem biedern, frommen, in jeder Hinsicht höchst ehrwürdigen Bischofe Bernward in Streit gerathen. Gegen alles urkundliche Recht behauptete Willigis, die Abtei Gandersheim, von jeher zu dem Bisthum Hildesheim gehörig, gehöre unter die Jurisdiction der Erzbischöfe

von Mainz, und ohne seine Ansprüche nur auf irgend einen vernünftigen Grund stützen zu können, handelte er sogleich, als wenn seine Behauptung nicht dem mindesten Zweifel unterläge, gar nicht bestritten werden könnte. Er mischte sich in alle Angelegenheiten der Abtei, führte allerhand Neuerungen ein, schrieb ohne Einwilligung, ja selbst ohne Vorwissen Bernwards Synoden nach Gandersheim aus, zu welchen er überdieß noch mehrere fremde, weil ihm anhängende Bischöfe berief, ertheilte der Prinzessin Sophie, Schwester des Kaisers und jetzt Aebtissin von Gandersheim, mehrere, das heilsame Band klösterlicher Zucht erschlaffende Privilegien und Freiheiten, gab dadurch bei Vielen großen Anstoß, schadete selbst dem guten Rufe der jungen Aebtissin, und setzte den liebvollsten Bitten und sanftesten Vorstellungen des Bischofes von Hildesheim blos Drohungen und harte, unfreundliche Worte entgegen. Dem frommen Bernward ward endlich des von dem Erzbischofe getriebenen Unfugs zu viel. Er ging nach Rom, um bei dem Papst und Kaiser gegen Willigis zu klagen [1]).

1) Den Streit wegen Gandersheim hatte Willigis schon mehrere Jahre früher, und zwar mit Bernwards Vorfahrer, dem Bischofe Osdag von Hildesheim, angefangen. Die Veranlassung dazu gab ein kindischer Stolz der Prinzessin Sophie. Sie war Aebtissin von Gandersheim geworden, und glaubte nun, es sey unter der Würde ihrer hohen Geburt, von einem Andern, als einem Erzbischofe, der das Pallium hätte, eingeweiht zu werden. Sie wandte sich dießfalls an den Erzbischof Willigis; und dieser wußte keinen bessern Rath, als die Behauptung zu unterstellen, Hildesheim gehöre unter das Erzbisthum Mainz. Osdag wußte indessen den Streit wenigstens für jetzt dahin zu vermitteln, daß Beide bei der Einsegnung gegenwärtig waren, und dabei fungirten.

7. Der ehrwürdige, nach seinem Tode von der Kirche den Heiligen beigezählte Bernward, ebenfalls einer von Otto's ehemaligen Lehrern, fand bei dem Papste wie bei dem Kaiser die huldvollste, liebreichste Aufnahme. Auf seine Beschwerde, wozu jetzt noch die Nachricht kam, daß der Erzbischof nach Bernwards Abreise wieder eine Synode gehalten habe, wurden nun Bischöfe theils aus dem römischen Gebiete, theils aus andern Gegenden Italiens, zu einem unter dem Vorsitze des Papstes und des Kaisers in Rom zu haltenden Concilium zusammen berufen. Auch drei gerade in Rom anwesende deutsche Bischöfe wohnten demselben bei. Das Concilium entschied gegen Willigis. Alsogleich gab der Papst dem Cardinal-Priester Friedrich, einem geborenen Sachsen, den Auftrag, den zurückkehrenden Bischof von Hildesheim nach Deutschland zu begleiten, dort eine Synode zu halten, auf derselben die Entscheidung des römischen Conciliums bekannt zu machen, und den Frieden in der Kirche wieder herzustellen. Aber auch selbst der päpstliche Legat ward, als er nach Deutschland kam, von dem Erzbischofe von Mainz auf das schnödeste empfangen. Dem Befehl des Papstes gemäß schrieb Friedrich eine Synode nach Pölten aus. Willigis fand sich zwar allda ein, behandelte aber den Legaten wie die versammelten Bischöfe mit der größten Verachtung, machte sogar einen Versuch, die Versammlung durch Bewaffnete auseinander zu jagen; und als dieses ihm mißlang, die versammelten Bischöfe sich nicht schrecken ließen und beisammen blieben, verließ er in aller Eile Pölten, kehrte nach Mainz zurück, und gab deutlich

---

Willigis' Ansprüche blieben nun einige Zeit auf sich beruhen, bis er jetzt abermals der Prinzessin Sophie zu Gefallen mit denselben wieder hervortrat.

zu erkennen, daß er sich weder um den Kaiser, noch um den Papst, und noch viel weniger um dessen Legaten und das von demselben zusammenberufene Concilium viel bekümmere. Unverrichteter Dinge mußte der Cardinal=Priester wieder nach Rom zurückkehren, sandte jedoch vorher dem Willigis eine Ladung: auf das nächstkommende Weihnachtsfest in Rom zu erscheinen, und über sein gesetzwidriges Betragen dem Oberhaupt der Kirche Rechenschaft abzulegen; bis dahin sey ihm im Namen der beiden heiligen Apostel jede priesterliche Handlung untersagt.

8. Auch der Papst und der Kaiser entflammten in gerechtem Eifer, als der Legat nach seiner Rückkehr nach Rom ihnen umständlichen Bericht erstattete. Beide erließen nun ein Circularschreiben an alle deutschen Bischöfe und Aebte, mit dem Befehl, gegen Weihnachten in Rom zu erscheinen, und zwar nicht blos zu einem Concilium, sondern mit allen ihren Vasallen, wohl gerüstet und bereit, auf den Befehl des Kaisers alsogleich in's Feld rücken zu können. — Dieser etwas sonderbare ungewöhnliche päpstliche Aufruf an die Bischöfe verbreitet nicht wenig Licht über die damalige Lage der Dinge in Italien wie in Deutschland. Wir ersehen daraus, daß Otto nur eine unbedeutende Anzahl deutscher Truppen bei sich hatte, schon wieder einer bedeutenden Kriegsmacht in Italien bedurfte; aber weder auf die italienischen Großen, und noch viel weniger auf die deutschen weltlichen Fürsten sich verlassen konnte, deren bestimmte Abneigung, ihm ihre Schaaren nach Italien zuzuführen, ihm wohl schon bekannt seyn mochte. Gegen die an sämmtliche Bischöfe erlassene Befehle des Oberhaupts der Kirche, hoffte er jedoch mit Grunde, würden wenigstens die geistlichen Für-

sten es nicht wagen, sich ungehorsam zu erweisen. Erschienen nun diese mit allen ihren Vasallen in voller Rüstung in Italien, so stand dem Kaiser wieder eine imponirende bewaffnete Macht zu Gebote, die nicht nur hinreichend war, die Italiener im Gehorsam zu erhalten, sondern die auch noch Otto den großen Vortheil würde gebracht haben, daß die weltlichen deutschen Fürsten, weil jetzt von den geistlichen völlig getrennt, — welche letztere, durch die Macht des Oberhaupts der Kirche gezwungen, sich näher an den Kaiser anschließen, und einem ganz andern, von jenem der weltlichen Fürsten getrennten Interesse hätten folgen müssen — nun auch in ihren kühnen Entwürfen gegen Otto fortzuschreiten durchaus nicht mehr würden gewagt haben.

9. Aber bald sahen der Papst wie der Kaiser sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Der Erzbischof von Mainz, dem die in den Gemüthern der weltlichen Fürsten herrschende Gährung kein Geheimniß war, und der wohl wußte, wie wenig dieselben geneigt wären, den Kaiser in seinen fernern Entwürfen zu unterstützen, suchte nun auch bei den Bischöfen Alles zu hintertreiben. Dieß gelang ihm um so mehr, da auch die geistlichen Herren keine Lust hatten, ihre Vasallen in voller Rüstung über die Alpen zu führen. Aber bei allem dem vermochte doch Willigis bei den Meisten nicht, deren Begriffe von ihrem Verhältniß zu dem römischen Stuhl, wie zu dem weltlichen Oberhaupt des Reiches so sehr zu verkehren, daß sie nicht das, was sie für ihre Pflicht hielten, mit dem, was ihren Wünschen und ihrem zeitlichen Interesse entsprach, zu vereinigen sollten gesucht haben. Das Auskunftsmittel, wodurch sie diesen Zweck zu erreichen hofften, bestand nun darin,

daß sie sich in großer Anzahl zu Frankfurt versammelten, um dort den zwischen dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Hildesheim entstandenen Streit wieder auszugleichen, wodurch alsdann ein allgemeines Concilium in Rom, und mit diesem auch ihre Gegenwart allda unnöthig geworden wäre. Aber auch dieses Mittel schlug fehl. Die sehr zahlreiche Versammung der Bischöfe in Frankfurt trennte sich wieder unverrichteter Dinge; und obgleich nun Alles beim Alten und in der bisherigen Verwirrung blieb, auch keine einzige der gerechten Beschwerden des Bischofes von Hildesheim gehoben war, im Gegentheil Willigis nur immer noch trotziger ward, sogar sich jetzt erfrechte, durch seine Kriegsknechte den Bischof von Hildesheim in seiner eigenen Stadt zu beunruhigen, auf mancherlei Weise zu kränken, und gewissermaßen zu mißhandeln, mithin die Lage der Dinge noch ungleich verwirrter und drangvoller geworden war, erschien doch, als das Weihnachtsfest herannahete, auch nicht ein einziger Bischof mit seinen Leuten in Rom. Nur der einzige Tangmar, Priester der bischöflichen Kirche von Hildesheim, kam an, um seinen Herrn, den Bischof Bernward, zu entschuldigen, daß er wegen einer ihm zugestoßenen schweren Krankheit nicht habe kommen können; aber ganz gewiß, sobald er wieder vollkommen hergestellt seyn würde, dem Befehle des Papstes und des Kaisers gemäß mit allen seinen Vasallen wohl gerüstet in Rom eintreffen werde. — Tangmar, seines frommen Bischofes warmer Freund und ehemaliger Lehrer, blieb nun bis zum Anfange des Jahres Tausend und drei in Italien, und verließ den Kaiser erst wenige Wochen vor dessen Tode. Von Allem, was in dem gegenwärtigen Jahre (1002) geschah, war demnach dieser höchst ehrwürdige, in Jahren schon weit vorgerückte Priester Augenzeuge. Wir werden

daher ihn auch jetzt größtentheils allein sprechen lassen [1]).

10. Auf Tangmars Ansuchen ward unter dem Vorsitz des Papstes und des Kaisers abermals ein Concilium von dreißig römischen und italienischen Bischöfen gehalten. Die versammelten Väter mißbilligten im höchsten Grade das Verfahren des Erzbischofes von Mainz, gaben jedoch keine definitive Entscheidung, und zwar aus dem Grunde, oder wahrscheinlicher vielmehr unter dem Vorwand, daß man vorher noch die Ankunft mehrerer andern Bischöfe aus Deutschland erwarten müsse. Von diesen ließ sich jedoch keiner sehen. Nur der dem Kaiser sehr ergebene Erzbischof von Cöln, wie auch Bernward von Hildesheim kamen, obgleich erst ein paar Monate nachher, in Rom an; aber zur größten Freude des Kaisers, der nicht nur auf ihre unerschütterliche Treue zählen konnte, sondern dem sie auch noch zahlreiche Schaaren wohl gerüsteter Krieger zuführten. Die Streitsache zwischen Mainz und Hildesheim ließ man also einstweilen auf sich beruhen; und da bald darauf, und zwar ganz unerwartet, Ereignisse eintraten, die, tief in die Individualität der deutschen wie italienischen Fürsten eingreifend, jedes Interesse des Augenblicks verschlangen, und im Vergleich mit welchen die Streitsache der beiden Bischöfe höchst unbedeutend erscheinen mußte; so sank diese nun auch in eine an völlige Vergessenheit grenzende Nichtachtung, und glich sich nachher ganz still und unbemerkt von selbst aus.

11. Im Frühling des gegenwärtigen Jahres brach nämlich in der Stadt Tivoli eine förmliche

1) Vita sancti Bernwardi, Hildesheimensis Ecclesiae Episcopi, autore *Tangmaro* (bei Leibn. T. I.).

Empörung aus. Zwischen Rom und Tivoli schwebte schon seit langer Zeit ein die Gemüther gegenseitig immer mehr erbitternder Streithandel. Die Einwohner von Tivoli glaubten, der Kaiser begünstige allzusehr die Sache der Römer. Durch eine wahrscheinlich höchst unbedeutende, aber mit diesem Handel in Verbindung stehende Veranlassung entstand nun eines Tages plötzlich ein furchtbarer Volkstumult, in welchem der von dem Kaiser dort zum Befehlshaber geordnete Herzog oder Graf Mazzolin erschlagen ward. Im höchsten Grade darüber aufgebracht, zog Otto sogleich vor die Stadt, schloß sie von allen Seiten ein, fing an sie zu belagern, und setzte ihr mit seinen Kriegsmaschinen auf das heftigste zu. In der Bestrafung der Aufrührer wollte Otto allen italienischen Städten ein warnendes Beispiel seiner Strenge geben. Die ganze Stadt sollte von Grund aus zerstört werden. Aber diese hatte eine doppelte Reihe von hohen und festen Mauern und Thürmen; und die Einwohner, weder Schonung und noch viel weniger völlige Verzeihung hoffend, leisteten verzweifelten Widerstand. Bald sah Otto ein, daß die Belagerung sich sehr in die Länge ziehen würde, und daß er entweder nur mit einem großen Aufwand an Zeit, Menschen und Geld die Stadt gewinnen könne, oder jetzt gleich wieder unverrichteter Dinge von hier abziehen müsse. Das Letztere hielt er für zu schmachvoll. Wirklich wäre auch sein eigener, wie seiner Deutschen Waffenruhm nicht wenig dadurch befleckt worden. In dieser Verlegenheit besprach er sich mit seinem treuen Diener und Freund, dem frommen Bischof Bernward. Dieser sagte ihm sogleich, daß er an eine Aufhebung der Belagerung gar nicht denken dürfe; versprach ihm aber, unverzüglich einen Versuch zu machen, ihn auf eine weit ehrenvollere Weise aus dieser verdrießlichen Lage zu

ziehen; nur gab er ihm den Rath, die Stadt noch enger einzuschließen, und die Belagerung, wenn auch nur dem Scheine nach, mit noch größerer Lebhaftigkeit zu betreiben. Der ehrwürdige Bischof ging hierauf vor eines der Thore der Stadt, und begehrte eingelassen zu werden. Mit Freude nahmen die Einwohner ihn auf; sie betrachteten ihn als einen Engel Gottes, der zu ihrer Rettung herbeieile; und nun ward es Bernward ein Leichtes, durch seine ungekünstelten, aber salbungsvollen Reden sie zu bewegen, sich demuthsvoll der Gnade oder Ungnade des Kaisers unbedingt zu unterwerfen. Die Stadt öffnete nun ihre Thore. Halb nackt, in der einen Hand ein bloßes Schwert, in der andern einen Bündel Ruthen — zum Zeichen, daß sie ihr Leben verwirkt hätten —, kamen die Vornehmsten der Einwohner in das Lager der Belagerer, warfen sich vor dem Kaiser nieder, und fleheten um Gnade, die sie nun auch auf die Fürbitte Bernwards vom Kaiser erhielten. Nur den Mördern Mazzolins glaubte Otto nicht verzeihen zu dürfen. Aber auch für diese verwandte sich der liebevolle Bischof. Von der Mutter des Ermordeten erhielt er ihnen Verzeihung, die nun, auf Bernwards abermalige Fürbitte, endlich auch der Kaiser genehmigte. Die einzige Bestrafung der aufrührerischen Stadt bestand blos darin, daß ein Theil ihrer Mauern niedergerissen ward [1].

---

1) Wir können nicht umhin, aus Tangmars Leben des heiligen Bernwards eine auf diese Belagerung sich beziehende Stelle hier anzuführen, weil dieses heiligen Bischofes redliches Gemüth, und dessen ungemeine, vertrauliche Liebe zu dem Kaiser, seinem Herrn, sich gar zu schön darin kund geben. — « Imperator beatum Bernwardum praesulem seorsim abducens. quid agat? consulit; aegre admodum ferre, se cum injuria coeptis desistere. Ad quem ille: non

12. Aber mit dieser milden Behandlung der Einwohner von Tivoli waren jetzt die Römer im höchsten Grade' unzufrieden. Auf den Trümmern dieser ihnen so gehässigen Stadt hatten sie gehofft, einen ihrer vollkommen würdigen Triumph zu feiern, und weil ihrer Rachgier dieses Opfer nun war entzogen worden, ergoß sich ihr ganzer Zorn über den Kaiser. Einige unruhige, verwegene Köpfe, und unter diesen auch ein gewisser Gregor, der früher von dem Kaiser mit Wohlthaten gleichsam überhäuft worden war, suchten diese Stimmung zum Umsturz der bestehenden Verfassung zu benutzen, wußten die ohnehin leicht schwindelnden Köpfe der Römer immer noch mehr zu erhitzen, und die Gemüther so zu erregen, daß endlich die ganze Stadt sich in wildem Aufruhr gegen den abwesenden Kaiser erhob. Mehrere von dessen vornehmern Beamten, die er in Rom zurückgelassen hatte, wurden jetzt grausam ermordet; und als bald darauf Otto selbst ankam, fand er die Thore der Stadt verschlossen und verrammelt, und ein Schwall von Schmähungen, von den mit Bewaffneten besetzten Mauern herab, war der Morgengruß, mit dem die Römer ihren Kaiser und Herrn

patior, ait, super his vos, anima mi, quem vita cariorem habeo, commoveri. Sed nunc praecipite arctiori obsidione urbem vallari, nam etsi reditum in patriam desidero, non ante a Majestate vestra diverto, quam urbem populumque vestro juri subactum Dei pietate videbo. Ad haec Imperator laetus dilecto gratatur magistro, locum arctiori obsidione munit, milites ad expugnationem instruit, intrandi vel exeundi licentiam omnibus imperiali auctoritate interdicit. Aliquot diebus exactis, Dominus Bernwardus et Apostolicus praefatam urbem adeunt.» — Wir sehen hieraus, daß indessen auch der Papst in dem kaiserlichen Lager angekommen war.

empfingen. Otto traf sogleich alle Anstalten zur Belagerung der Stadt. Als aber das kaiserliche Heer nahe an dem Fuße der Mauern sein weit sich hinstreckendes Lager aufschlug, und alle Arten von Belagerungsmaschinen herbeigeführt wurden, fing auch schon der Muth bei den Römern an nach und nach zu sinken, und in dem Maße, als die Gefahr sich ihnen näherte, kehrte auch die Besinnung bei ihnen wieder zurück, und nun wohl einsehend, daß sie der weit überwiegenden Macht des Kaisers bald würden unterliegen müssen, fleheten sie um Gnade, und baten den Papst und den ehrwürdigen Bischof Bernward um deren Vermittelung und Fürbitte bei dem erzürnten Monarchen. Otto, der aus seinem jugendlichen Morgentraume noch nicht erwacht war, und in den jetzigen Bewohnern Roms noch immer die alten, einst den Erdkreis beherrschenden Römer zu sehen glaubte, daher mit einem Gefühle von Liebe und Ehrfurcht auf sie herab blickte, war sogleich zum Verzeihen geneigt. Aber nach Art der alten römischen Cäsaren wollte er selbst ihnen Gnade und Verzeihung verkündigen, bestieg daher einen von den Belagerern schon gegen die Stadtmauern errichteten Thurm, und hielt von diesem herab folgende, von dem anwesenden Tangmar wörtlich aufgezeichnete, und der Nachwelt überlieferte Rede [1]: „Hört, Römer! die „Worte eures Vaters, höret sie mit Aufmerksamkeit, „und beweget sie in euerm Herzen. Seyd ihr nicht „meine Römer? habe ich nicht aus Liebe zu Euch „mein Vaterland und meine Familie verlassen, meine

1) Sehr schön und treffend bemerkt hier Herr Professor Luden, daß diese Rede blos deswegen ein besonderes Interesse habe, weil sie ein eben so merkwürdiges als aufrichtiges Sündenbekenntniß des Kaisers selbst sey.

„Sachsen, ja alle Deutschen, selbst mein eigenes
„Blut verleugnet? Um euern Namen, euern Ruhm
„bis an das Ende der Erde zu verbreiten, habe ich
„viele von Euch in die entferntesten Gegenden meines
„Reiches geführt, in Länder, wohin eure Väter, selbst
„als sie die Welt beherrschten, doch nie noch einen
„Fuß gesetzt hatten. Euch habe ich zu meinen Söh-
„nen angenommen, und weil ich Euch allen Völkern
„vorgezogen, habe ich allgemeinen Unwillen und Haß
„gegen mich erreget. Und nun zum Dank für alle diese
„Liebe, für alle diese Opfer habt ihr mich, euern Vater,
„verworfen, und meine vertrauten Diener und Freunde
„grausam ermordet. Ihr habt mich ausschließen
„wollen, obgleich ihr dieses gar nicht vermöget; denn
„ich trage euch in meinem väterlichen Herzen, aus
„welchem keine Gewalt euch zu reißen im Stande
„seyn soll. Aber ich weiß es, ihr seyd unschuldig.
„Nur einige Verruchte haben euch irre geleitet. Ich
„sehe sie hier mit meinen Augen. Ihr Alle sehet
„sie; denn sie haben sich erfrecht, eure Gegenwart
„durch die ihrige zu besudeln." — Bei diesen Wor-
ten brach alles Volk in Thränen aus, sie versprachen
reumüthig Besserung und Genugthuung, und in dem
Uebermaße ihres durch die Rede des Kaisers stürmisch
aufgeregten Gefühls fielen sie über Gregor und Be-
nilo, die beiden Urheber und Anführer bei dem be-
gangenen Frevel, wüthend her, schleiften sie unter
Schlägen und den gröbsten Mißhandlungen nach dem
Thurm, und warfen sie halb todt am Fuße desselben
nieder. — Unter dem Jubel und den frohen Zuru-
fungen des Volkes zogen hierauf der Kaiser und der
Papst wieder in Rom ein [1]).

---

1) Aus guten Gründen weichen wir hier von der Er-
zählung Tangmars ab. Ihm zu Folge brach der
Aufruhr aus, als der Kaiser schon wieder in Rom

13. Ruhe, und selbst gegenseitiges Zutrauen waren, wie es scheint, nun in Rom vollkommen

---

war. Drei Tage ward er in seinem Palaste belagert, und dessen Zugänge so besetzt, daß während dieser Zeit gar keine Lebensmittel hinein gelassen wurden. Endlich beschloß Otto, mit den wenigen Leuten, die bei ihm waren, sich durch die Haufen der Belagerer durchzuschlagen. Früh Morgens am vierten Tage reichte Bischof Bernward dem Kaiser und den wenigen Kriegern, die er bei sich hatte, die heilige Communion, und nun begann der Kampf. Aber Bernward hatte sich mit der heiligen Lanze vor den Fahnenträger gestellt, und indem er donnernde Worte zu den Aufrührern sprach, flehete sein Geist im Stillen zu Gott, daß er die Herzen derselben lenken möge. Sein Gebet ward erhört. Die Römer warfen die Waffen hinweg, zeigten Reue, und versprachen, dem Kaiser sich unbedingt zu unterwerfen. Wirklich kamen sie am folgenden Tage wieder vor den Palast, huldigten auf das neue dem Kaiser, und gelobten ihm Treue und Gehorsam; worauf Otto einen Thurm bestieg, und die oben angeführte Rede an die Römer hielt. — Diese ganze Erzählung ist eine wahre Unnatur; besonders da Tangmar noch ferner erzählt, der Kaiser habe hierauf die Stadt verlassen, und nahe bei derselben sein Heer ein Lager beziehen lassen. Aber dann muß ja das Heer schon ganz nahe um Rom herum gestanden seyn, und nun läßt es sich nicht begreifen, daß dieses während der drei Tage gar keinen Versuch gemacht haben soll, den Kaiser zu entsetzen. Daß dieser belagert ward, konnte dem Heere nicht unbekannt seyn. Zudem, da der kaiserliche Palast nicht in der Stadt, sondern außer derselben lag, mußten ja bei der Nähe des Heeres täglich Officiere zu dem Kaiser kommen, theils um allerlei Meldungen zu machen, theils um die nöthigen Tagesbefehle zu erhalten. Und endlich, warum das Heer vor Rom jetzt noch ein Lager beziehen lassen, nachdem ja Ruhe und Ordnung darin schon wieder hergestellt waren? — Wahrscheinlich hat der fromme und, als er das

wieder hergestellt. Wie gewöhnlich weilte jedoch Otto nicht lange allda, und mehrere von ihm in diesem Jahre ausgestellte Urkunden zeigen ihn uns an verschiedenen Orten Italiens. — Aber aus Deutschland kamen jetzt nicht sehr erfreuliche Nachrichten. Ein Theil der Fürsten, denen es immer mehr bangte, Deutschland möchte am Ende eine römische oder italienische Provinz werden, hatte nach einer sehr stürmischen Berathung dem Herzog Heinrich von Baiern — (unter den Herzogen dieses Landes der Dritte) — die deutsche Königskrone angetragen. In der Voraussetzung, daß dieselbe für ihn die nämlichen Reize hätte, die sie für seinen Vater und Großvater gehabt hatte, zweifelten sie keinen Augenblick daran, daß er mit gieriger Hand darnach greifen werde. Aber um so mehr waren sie erstaunt, als Heinrich, eingedenk der letzten Ermahnungen seines sterbenden Vaters, ihnen in trockenen Worten erklärte, daß er die dem König Otto gelobte Treue nie in seinem Leben brechen werde. Diese in einem sehr ernsten Tone gegebene Erklärung eines so mächtigen Fürsten, dem sich, wie sie voraussehen konnten, noch mehrere andere anschließen würden, zerstörte alle Plane der Unzufriedenen. Ihr hochfahrender Uebermuth zog sich wieder in engere Schranken zurück, und sie erlaubten sich wenigstens für jetzt keine wei-

---

Leben seines heiligen Bischofes schrieb, schon sehr bejahrte, mit kriegerischen Einrichtungen und Vorfällen von Jugend auf völlig unbekannte Priester sich des ganzen Vorganges nicht mehr recht erinnert, von Allem nur noch ein verwirrtes Bild in seinem Kopf gehabt, daher Orte und Zeiten verwechselt, dabei überhaupt sehr unbestimmt sich ausgedrückt, und so von dem Vorfall einen Bericht, so gut er konnte, niedergeschrieben, der aber durchaus ungenießbar ist.

tern Schritte mehr, die ohnehin, wie wir gleich sehen werden, sehr bald gar keinen Zweck mehr würden gehabt haben.

14. Auf Otto selbst machte die Nachricht von den Umtrieben einiger deutschen Fürsten wenig Eindruck. Der Treue seiner beiden Vettern, der Herzoge von Baiern und Kärnthen, wie auch des ihm von ganzer Seele ergebenen Erzbischofes von Cöln und des größten Theils aller übrigen Bischöfe zum Voraus versichert, hatte er einen sich ihm feindlich gegenüberstellenden Verein sämmtlicher deutscher Fürsten durchaus nicht zu fürchten. Jene, welche es endlich wirklich hätten wagen wollen, ihre Hand nach seiner Krone auszustrecken, wären demnach wenigstens im Anfange allgemein als Aufrührer betrachtet worden, und diese würden nun bald, da der Kaiser an dem römischen Stuhl eine feste Stütze hatte, auch die Blitze des Vatikans nicht wenig geschreckt, und sie selbst schon bei der bloßen Drohung, daß der Papst ihre Länder mit dem damals allen Völkern so furchtbaren Interdikt belegen wolle, sich sogleich von allen ihren Vasallen verlassen gesehen haben. Uebrigens waren diese Bewegungen einiger deutschen Fürsten immerhin für den jungen Kaiser eine heilsame Lektion, die ihn über seine eigentliche, wahre Stellung zu Deutschland und Italien eines Bessern belehren konnte; auch gingen sie wirklich an der Seele des Kaisers nicht unbeachtet vorüber. Er besprach sich darüber öfters mit dem treuesten und verständigsten seiner Diener, dem Bischofe Bernward von Hildesheim, und gab ihm dießfalls mehrere geheime Aufträge, die er keinem Andern anvertrauen zu dürfen glaubte, und bei deren Erledigung er auch der Einsicht des erleuchteten Bischofes, besonders wenn er die Lage

der Dinge noch näher erkundet haben würde, einen völlig freien, durch keine Vorschriften eingeengten Spielraum einräumte.

15. Wie es scheint, zählte Otto mit Zuversicht auf die Fortdauer der Ruhe in Deutschland, so wie auch auf den Fortbestand der friedlichen und freundlichen Verhältnisse in Italien, und vorzüglich in Rom. Er dachte daher jetzt wieder an die vor einigen Jahren mit dem Hofe von Constantinopel wegen einer griechischen Prinzessin gepflogenen Unterhandlungen, und beschloß dieselben nun auf das neue, und zwar mit größerer Thätigkeit wieder anzuknüpfen. Zu diesem Ende schickte Otto den Erzbischof Arnulph von Mailand mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge nach Constantinopel. Mit zuvorkommendem Wohlwollen ward Otto's Gesandter von den beiden Kaisern Basil und Constantin empfangen, bei jeder Gelegenheit mit allen nur möglichen Ehrenbezeugungen überhäuft. Allen Wünschen und Forderungen seines Herrn kamen die beiden Kaiser Basil und Constantin freundlich entgegen, und in wenigen Tagen war der neue, die beiden Höfe wieder vereinigende Familienpakt geschlossen. Ungemein erfreut über den über alle Erwartung glücklichen Erfolg seiner Sendung kehrte der Erzbischof nach Italien zurück; fand aber leider, als er allda ankam, den Kaiser schon nicht mehr unter den Lebenden. — Otto hatte das heilige Weihnachtsfest 1002 noch ganz gesund mit dem Papste zu Paterno gefeiert. Aber gleich in den ersten Tagen des folgenden Monates fühlte er sich unwohl. Als der Priester Tangmar sich um diese Zeit bei ihm beurlaubte, um wieder nach Deutschland zu gehen, sagte ihm der Kaiser, daß er einige, obgleich nur ganz leichte Fieberanfälle verspüre. Aber der bösartige Charakter

der Krankheit gab sich bald kund. Es war ein, besonders in Italien stets sehr gefährlicher, und auch unter jedem andern Klima nicht selten tödtlicher Friesel. Dem schnell zunehmenden Uebel vermochte selbst die Jugend des Kaisers nicht zu widerstehen, und Otto starb unter den Tröstungen der Religion und dem Segen der Kirche am dreiundzwanzigsten Januar des Jahres Ein Tausend und drei, in dem Frühling seines Lebens, in dem zweiundzwanzigsten Jahre seines Alters.

16. Wie sehr Otto die Herzen Aller, die sich ihm naheten, zu gewinnen wußte, beweist die grenzenlose Trauer seiner zahlreichen Umgebungen über den Verlust ihres geliebten Herrn [1]. Aber in diesem Augenblick der tiefsten Trauer und Niedergeschlagenheit verloren dennoch die Großen, welche Otto's Sterbelager umgaben, nicht die Gegenwart des Geistes. Sie ahneten die Folgen, die es haben könnte, wenn der Tod des Kaisers zu frühe bekannt würde. Sie hielten ihn also in Geheim, bis sie die in den umliegenden Schlössern zerstreuten deutschen Truppen zusammengezogen hatten. Wie klug sie gehandelt, zeigten alsbald die Ereignisse der nächsten Tage. Eine ungemeine Aufregung aller Gemüther folgte überall in Italien sogleich der ersten Nachricht von dem Tode des Kaisers. Ohne Erben war Otto gestorben, auch, da man einen so frühen Todesfall nicht vermuthen konnte, während seines Lebens von ihm kein Nachfolger ernannt und gewählt worden. Aber schon seit Otto dem Großen hatten die Italiener die Herrschaft eines Fremden stets als eine

---

1) «Quis valet stylo exprimere, vel fando disserere irremediabilem dolorem undique ad exequias confluentium.» (*Tang.* Vit. S. Bernw.)

ihrer Nationalunabhängigkeit zugefügte Schmach betrachtet; und jetzt zeigte ihnen, und zwar in ganz naher Perspective, der Tod eines unbeerbten Kaisers auf einmal wieder einen König aus ihrer eigenen Mitte. Daher überall große Bewegung, und an mehrern Orten eine solche brausende Aufregung, die alle aus dem Privat- wie aus dem öffentlichen Leben entspringende, ja selbst alle menschlichen Gefühle zu verschlingen schien. Da aber bei dem damals so lebhaften, ganz von Phantasie beherrschten italienischen Volke nichts mit der nöthigen Ruhe und Besonnenheit geschehen konnte, und stets nur Leidenschaften die Organe seiner Politik, wie die Triebfedern seiner Handlungen waren, so erwachte bei demselben jetzt zugleich auch wieder der alte Haß gegen alle Deutschen. Uneingedenk der von dem verstorbenen Monarchen ihm erzeigten Wohlthaten und Liebe, wollte das italienische Volk in seinem Ingrimm sogar Otto's Leiche den Deutschen entreißen, und höchst wahrscheinlich blos um einen deutschen Kaiser wenigstens nach dessen Tode noch mißhandeln zu können. Kaum hatte sich also der Leichenzug in Bewegung gesetzt, als er schon gleich bei seinem Aufbruch auf zahlreiche bewaffnete, ihm den Weg versperrende Schaaren stieß. Dreimal mußten die Deutschen angreifen, und erst bei dem dritten Angriff gelang es ihnen, die feindlichen Haufen zu durchbrechen, und mit dem Schwert in der Faust dem Leichenzug eine Bahn zu öffnen. Doch war jetzt die Gefahr noch lange nicht vorüber. Da man befürchten mußte, daß die überall so sehr aufgeregte Menge sich bald zu noch größern, furchtbarern Massen vereinigen könnte, so sahen sich die Deutschen zu den angestrengtesten Eilmärschen gezwungen. Sieben Tage, jeden Tag nur wenige Stunden Ruhe sich gönnend, marschirten sie ununterbrochen fort. Dieser sieben-

tägige Marsch war jedoch zugleich auch ein eben so lange anhaltender Kampf. Aber obgleich stets von neuen, und oft noch zahlreichern Schaaren angegriffen, schlugen die Deutschen sie dennoch stets mit großem Verlust zurück. Endlich kamen sie glücklich in Verona an. Hier waren sie in Sicherheit; denn Herzog Otto von Kärnthen war damals auch Markgraf von Verona. — Herzog Heinrich von Baiern empfing die gleich heiligen Reliquien geehrten Ueberreste Otto's nicht ferne von den Grenzen seines Herzogthums, zu Pollingen, einem zu dem Bisthum Augsburg gehörigen Ort. Von einem zahlreichen Gefolge seiner Großen umgeben, begleitete Heinrich den Leichenzug bis nach Augsburg, wo er, um seine tiefe Ehrfurcht gegen den Chef seines Hauses und seinen Kaiser zu beweisen, die Leiche auf seinen Schultern durch die Stadt bis zur Kirche der heiligen Afra trug. Hier ward sie einstweilen beigesetzt, weil das Heer, das sie aus Italien geleitet hatte, nach so angestrengten mühseligen Märschen mehrere Tage der Ruhe bedurfte; auch Herzog Heinrich aus sehr guten Gründen die rückkehrenden Fürsten einige Zeit bei sich zu behalten, und auf das prächtigste zu bewirthen suchte. — Von Augsburg ward endlich die kaiserliche Reliquie über Cöln nach Aachen gebracht, wo sie in der der Mutter des Erlösers geweihten Kirche ihre bleibende Ruhestätte fand [1].

---

1) Ueber den Tod Otto des Dritten weichen die Berichte einiger italienischen Geschichtschreiber von jenen der deutschen sehr ab. Den Ersteren zu Folge ward dieser Kaiser vergiftet. Es ist eine schon mehrmals bemerkte Eigenheit jener, freilich an Frevelthaten jeder Art ziemlich productiven Zeit, bei jedem schnell und ganz unvermuthet eingetretenen Todesfall nicht nur irgend eines großen Monarchen, sondern überhaupt jedes sehr hochgestellten Individuums sogleich

den ersten und letzten Erklärungsgrund in einer Vergiftung zu suchen, und dann, weil man nicht fruchtlos gesucht haben will, auch zu finden. Da jedoch, wie wir gesehen, Otto allgemein beliebt, und von seiner italienischen, wie von seiner ungleich zahlreichern deutschen Umgebung, weil mit Liebe verehrt, auch mit Treue bewacht ward, so muß des hingerichteten Crescentius Wittwe, Stephania, als Giftmischerin erscheinen, und damit sie bequeme Gelegenheit findet, ihr Vorhaben auszuführen, auch des Kaisers Beischläferin gewesen seyn. Diese letztere, offenbar aus der Luft gegriffene Behauptung hat gar nichts, als höchstens blos eine Stelle aus Arnulphs mailändischer Geschichte für sich [1]). Stephania, uxor Crescentii, sagt dieser Geschichtschreiber, traditur adulteranda Teutonibus. Auch angenommen, daß dieses wahr sey, so gehört doch eine ganz eigene Logik dazu, um daraus unmittelbar den Schluß zu ziehen, daß der Kaiser sie zu seiner Concubine müsse gemacht haben, was, wie wir hier oben sogleich sehen werden, nicht nur nicht den mindesten Grad von Wahrscheinlichkeit hat, sondern selbst eine reine Unmöglichkeit ist. Am possirlichsten nimmt sich dabei der ältere Landulph aus, ebenfalls ein mailändischer, gegen das Ende des eilften Jahrhunderts lebender Geschichtschreiber [2]); den Hergang erzählet er so ausführlich, als wenn er selbst Augenzeuge davon gewesen wäre; er, jedoch nur er allein, weiß sogar, daß das Vergiftungswerk mittels einer vergifteten Hirschhaut vollbracht ward. Landulphs Erzählung trägt so entschieden das Gepräge der Mährchenhaftigkeit, daß es überflüssig wäre, sich länger dabei aufzuhalten [3]). — Um dem Aberwitz die Krone auf-

1) Gesta Mediolanensium. Ap. *Murat.* Script. rer. Ital. Tom. IV.

2) De rebus Mediolanensibus. *Murat.* Script. rer. Ital. Tom. IV.

3) Zu Landulphs Ehre müssen wir jedoch bemerken, daß er die Stephania nicht als eine Concubine des Kaisers bezeichnet, sondern vielmehr im Gegentheil sagt, Otto habe sie erst in seiner letzten Krankheit kennen gelernt, und zu sich rufen lassen, weil er versichert worden sey, sie besitze

17. Die Natur hatte Otto mit den herrlichsten Anlagen des Geistes wie des Herzens geschmückt [1]; aber eine wenig überdachte, verkehrte

zusetzen, erzählt endlich auch noch der Franzose Rudolph Glaber: Otto wäre mit Stephania vermählt gewesen, habe sie aber nachher verstoßen, daher ihre an dem Kaiser mittels Gift genommene Rache. Ein Anderer wieder begnügt sich jedoch damit, den Kaiser der Stephania blos versprechen zu lassen, daß er sie zu seiner Gemahlin und auf den Kaiserthron erheben wolle. — Stellt man alle diese Berichte zusammen, so ergibt es sich mit einer dem Glanze der Sonne ähnlichen Klarheit, daß sie sammt und sonders blos auf unverbürgten Gerüchten, Hörensagen und eitelm Volksgeschwätz, wozu freilich auch Bosheit und Verläumdung ihre Beiträge mögen geliefert haben, einzig und allein beruhen. Uebrigens ist die Zahl der Schriftsteller, welche, ohne alle Erwähnung einer Vergiftung und Concubinschaft, den Tod Otto des Dritten ganz einfach und natürlich erzählen, bei weitem größer, als jene der so eben erwähnten Fabulisten. Wenn aber demungeachtet mehrere spätere Chroniker, die, gleich vielen ihrer Vorgänger, ohne alle Kritik, Auswahl und Sichtung Alles zusammenklaubten, was sie vor sich fanden, ebenfalls in ihren Chroniken das Nämliche auskramen; so wird doch schwerlich irgend Jemand dadurch in seinem gesunden Urtheil gestört werden. — Da die größten und abentheuerlichsten Abgeschmacktheiten nur zu oft als ausgemachte historische Thatsachen geboten und verkauft werden, und gewöhnlich gerade die meisten Käufer und Abnehmer finden; so glaubten wir unsere Leser auch von dieser Vergiftungs- und Concubinengeschichte in Kenntniß setzen, und den Werth oder Unwerth derselben ihrer eigenen Einsicht und Beurtheilung überlassen zu müssen.

1) In seiner Lebensbeschreibung des heiligen Heinrichs sagt der verständige Bischof Adelbold von Utrecht: «Otto tertius, Imperator Augustus, vir, tum

ein Mittel (wahrscheinlich ein Arkanum), ihn schnell von seiner Krankheit wieder herzustellen.

wissenschaftliche Bildung die volle und frühzeitige Entwickelung derselben auf viele Jahre gehemmt. Indessen ist doch nicht daran zu zweifeln, daß, hätte Otto länger gelebt, wäre zu noch größerer Reife sein Verstand gelangt, dieser auch ganz gewiß nach und nach die Flügel seiner brausenden Phantasie immer mehr gefalten, und endlich eine vollkommene Herrschaft über dieselbe errungen haben würde. Ihm fehlte es nicht an Tiefe und Beharrlichkeit des Sinnes, noch auch an Empfänglichkeit für alles wahrhaft Große, Gute und Schöne. Wo er es fand, wußte er, wo nicht immer es sich anzueignen, doch stets recht zu würdigen und zu schätzen. Daher die ungewöhnliche Verehrung, mit der er zu den ausgezeichnetsten seiner Zeitgenossen, zu einem Willigis, Gerbert, Bernward, Romuald rc. hinaufsah, und die oft wahrhaft kindliche Liebe, mit der er sich ihnen gewöhnlich auch hingab. — In seinem ganzen Wesen offenbarte er eine gewisse Religiosität, die, obgleich seinem Zeitalter nicht fremd, ihn dennoch seinen Zeitgenossen zu einer ganz unerklärbaren Erscheinung machte. In den letzten drei oder vier Jahren seines Lebens nämlich hatte Otto öftere Anfälle tiefer Schwermuth. Seine Vertrauten fanden ihn dann seufzend und weinend, und für ganze Stunden, ja bisweilen auf mehrere Tage für alles irdische Interesse völlig unempfänglich. An dem Busen der Religion suchte er alsdann Trost, und fand ihn in anhaltendem Gebete, harten Abtödtungen — unter seinem mit Gold gestickten Purpur trug er stets

juxta corporis speciositate floridus, morum probitate modestus, aetate quippe juvenis, sed ingenua capacitate senilis et benignitate mirabilis.» Adelbold war ein Zeitgenosse Otto's, und die meisten deutschen Geschichtschreiber stimmen mit ihm im Lobe dieses Kaisers überein.

ein härenes Gewand — strengem Fasten, langem Nachtwachen, und andern ähnlichen frommen, ascetischen Widmungen. Den härtesten Bußübungen sich hingebend, brachte er, nach dem Bericht des Petrus Damiani, im Jahre 1002 einen ganzen Monat in dem dem heiligen Apollinaris geweihten Kloster Classe in Ravenna zu [1]). Alles dieß war freilich dem größten Theil seiner rohen, und mitunter auch an Geist noch ziemlich armen Zeitgenossen unerklärbar; und da sie nun in ihrem Unverstand glaubten, daß nur ein belastetes Gewissen solche Bußübungen erzeugen, und diese nur Folgen eines begangenen großen Verbrechens seyn könnten, jedoch keine von dem jungen Kaiser begangene Frevelthat kundbar geworden war; so gewann der Italiener alte verleumderische Anklage wegen eines an Crescentius begangenen Meineids sogar in Deutschland hie und da wieder neuen Credit [2]). Selbst der gutmüthige Bischof

1) Von Otto's Aufenthalt im Kloster Classe erzählt Petrus Damianus: Per totam etiam quadragesimam in Classensi monasterio beati Apollinaris, paucis sibi adhaerentibus mansit. Ubi jejunio et psalmodiae, prout valebat, intentus, cilicio ad carnem indutus, aurata desuper purpura tegebatur. Lecto etiam fulgentibus palliis strato, ipse in storea de papyris confecta tenera delicati corporis membra tenebat. — — (In vita S. Romuald.) — Wie läßt es sich also auch nur einen Augenblick denken, daß Otto bei dieser strengen büßenden Lebensweise mit der Stephania in einem unreinen, sündhaften Verhältniß sollte gestanden seyn? Wie sehr würde der heilige Romuald, dem Otto öfters beichtete, bei seiner strengen Tugend und Heiligkeit nicht gegen einen so strafbaren Umgang geeifert, auch ganz gewiß dem jungen Monarchen, bevor er jene Stephania entfernt hätte, gar nicht die Lossprechung ertheilt haben.

2) Die Unhaltbarkeit und völlige Grundlosigkeit dieser Beschuldigung haben wir zwar weiter oben schon

Ditmar] von Merseburg glaubt, daß das folternde Bewußtseyn einer obgleich unbekannten, schändlichen That den Kaiser verfolgt und zu jenen Bußwerken angetrieben haben müsse. Wie ganz falsch und irrig jedoch dieser Schluß des Bischofes sey, dieß beweißt die Lebensgeschichte zahlloser, von Jugend auf schuldloser, und doch sehr strenge büßender Heiligen. Aber um die Tiefe des Gemüthes eines Büßenden, dessen eigene, höhere Art von Religiosität, so wie dessen engern oder weitern Umfang moralischer und religiöser Einsichten und Gefühle klar zu überschauen, dazu gehört freilich das selbst nicht immer jedem Bischofe gegebene Licht des ächten Priestergeistes [1]). Wer

---

sattsam entwickelt. Hinzufügen wollen wir jetzt nur, was der so eben erwähnte Bischof Adelbold noch ferner von Otto sagt, und das nothwendig uns in unserer Ueberzeugung, in Beziehung auf diese offenbare Verläumdung, nur noch mehr bestärken mußte. «Quamvis,» sagt Adelbold, «Imperator in primaeva aetate multa *pueriliter* egisset, in supremis irreprehensibiliter vivebat. Deum amabat, amando timebat, omnibus placebat, nemini displicebat, nisi forte infidelibus.» — Daß Otto jenes Frevels sich nicht konnte schuldig gemacht haben, als er Deum amabat, et amando timebat, dieß ist von selbst klar. Nothwendig müßte er also einen Eid zu brechen sich in jener Zeit erlaubt haben, wo er noch pueriliter agebat. Aber würde dann wohl der verständige und sehr ernste Bischof Adelbold den schrecklichen Frevel eines Gott selbst höhnenden Meineides in die Categorie bloßer Puerilitäten gesetzt haben?

1) Soll es überhaupt um den Christen sehr gut stehen, so wird derselbe ganz gewiß, obgleich keiner von jenen, wie man sie zu nennen pflegt, sieben Haupttodsünden sich bewußt, dennoch, wenn er unter den Augen Gottes, und von dem Geiste Jesu erleuchtet, sein Inneres ernsthaft prüft, und bei dieser Prüfung seiner Eigenliebe strenges Stillschweigen zu gebieten

weiß endlich nicht, daß ein dem Anscheine nach durchaus unbedeutender Umstand dennoch in der Hand der Vorsehung ein Werkzeug ihrer unendlichen Erbarmung werden kann, und sehr häufig schon geworden ist? Wie oft ward nicht ein Fünkchen, ebenfalls blos von dem Zufalle, wie man zu sagen pflegt, in ein religiöses Gemüth geschleudert, plötzlich durch die Gnade von Oben zu einem glühenden, Alles verzehrenden Feuer? Und wie oft schon bedurfte es nur einiger wenigen Worte eines Predigers, selbst blos im Allgemeinen ausgesprochen, um sogleich in irgend einer Seele ernste Gedanken wie fromme Empfindungen zu erwecken, die schönsten, heiligsten Entschlüsse zu erzeugen? Aber was war unter dem Einfluß göttlicher Gnade mehr geeignet, Otto zu den ernstesten Betrachtungen zu führen, ihn gleichsam zu einer Einkehr in sein tiefstes Inneres zu zwingen, als jener im Jahre 99 schnell auf einander gefolgte, dreifache Tod gerade derjenigen, welche seinem Herzen am nächsten waren, und an deren Andenken sich nothwendig eine Menge theils tief beugender, theils wieder aufrichtender Erinnerungen anknüpfen mußte? Wenn nun Otto, plötzlich durch die Donnerstimme Gottes geschreckt aus jenem Sündenschlafe, in welchem leider die meisten Menschen, obschon von ihren

---

weiß, so unendlich Vieles, sowohl in seinen geheimen Neigungen wie in seinen Handlungen finden, das gar leicht seine Augen bisweilen zu sehr reichlich fließenden Thränenbächen machen müßte. Wie belehrend hierüber könnte nicht eine pragmatische, contemplative Lebensgeschichte so manches Heiligen seyn. Nur Schade, daß gerade solche Lebensbeschreibungen, woran doch das Mittelalter nichts weniger als sehr arm war, jetzt als längst aus der Mode gekommenes, daher ganz unbrauchbar gewordenes, literarisches Geräthe auf Böden oder gar in Kellern der Vermoderung entgegenreift.

Zeitgenossen oft gelobt und gepriesen, bis an das Ende ihres Lebens fortschlummern, auf einmal über sein verflossenes Leben ganz andere, weit tiefer liegende Betrachtungen, als bisher geschehen, anstellte; wenn dann der Spiegel seines Gewissens ihm zeigte, wie er, fortgerissen auf dem luftigen Wagen des Ehrgeizes, und uneingedenk seines Gottes, sich von Jugend auf blos in Träumen des Stolzes, irdischer Herrlichkeit und heidnischer Weltherrschaft einwiegte, und mit voller Liebe, mithin mit einem ganz von Gott abgewandten Gemüthe sich eben diesen Träumen hingab; wenn ferner bei fortschreitender, strenger Prüfung seiner selbst er noch so Manches in sich fand, oder vielmehr finden mußte, das, obschon vielleicht von der Welt als Tugend gepriesen, ihn jetzt dennoch strafend zurückschreckte; wenn endlich die reiche und feurige Phantasie des edeln, für alles höhere Religiöse so sehr empfänglichen jungen Monarchen nun alle diese zahllosen Untreuen und Sünden und das ganze, bisher blos im abgöttischen Dienste der Welt und des eigenen Uebermuths hingebrachte Leben vielleicht selbst noch in übertrieben schreckbaren Bildern und Gestalten seiner Seele vorschweben ließ, zugleich auch auf die nicht minder furchtbaren, den Sünder oft mitten in seinem Taumel ergreifenden Gerichte Gottes hinwieß; so bedarf es wahrhaftig nicht gerade der Unterstellung irgend einer jener groben, selbst von der im Argen liegenden Welt verabscheuten Frevelthaten, um die schwermüthige Stimmung, in welche von jetzt an Otto bisweilen versank, so wie dessen häufige Thränen, strenges Fasten, im Gebete durchwachte Nächte und andere Bußübungen sich vollkommen genügend zu erklären [1]). — Schon in einem Alter von fünfzehn

1) Es ist ein merkwürdiger, sehr schöner Zug in Otto's

Jahren hatte Otto **III**. die Leitung der Geschäfte selbst übernommen, und zwar unter sehr schwierigen, viele Erfahrung, Klugheit und Beharrlichkeit erfordernden Verhältnissen, sowohl in Deutschland wie in Italien. Die Quelle seiner Mißgriffe und gewagten Unternehmungen ist dem Leser bekannt. Aber sicher würde der junge Kaiser, hätte er länger gelebt, das Täuschende seiner jugendlichen Illusionen nach und nach erkannt, seinen Kräften und seiner Wirksamkeit allmählig eine andere Richtung gegeben, und dann bei den vielen trefflichen Eigenschaften, die er in sich vereinte, und bei seinem Alles leicht umfassenden, und nun in der Schule eigener [1]) Erfahrung mehr geläuterten und bereicherten Verstand, Deutschland groß und mächtig, auch seine Völker, so viel es damals eine Regierung zu thun vermochte,

---

Charakter, daß er gerade in jenen Stunden, wo Alles trüb und öde in seiner Seele war, gegen Alle, die Geschäfte oder anderer Ursachen wegen sich ihm naheten, ungemein freundlich, gütig und herablassend war, auch seine Freigebigkeit und Milde in solchen Augenblicken sogar oft die von berechnender Klugheit ihnen gesetzten Grenzen überschritten. Ein sprechender Beweis, daß jene Gemüthszustände nicht Folge physischer Einwirkungen des Körpers oder eines zur Melancholie geneigten Temperaments waren, unter dessen Einflüssen der Mensch gewöhnlich auch gegen Andere finster, mürrisch und abstoßend wird. Otto's Traurigkeit gehörte zu jener Art, die, wie das Evangelium sagt, nicht zum Tode, sondern zum Leben führt.

1) Die Geschichte des einzelnen Menschen wie ganzer Völker lehrt, daß es für das praktische Leben gar keine andere Erfahrung gibt, als die, welche der Mensch selbst gemacht hat. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Die wichtigsten Wahrheiten des Lebens nämlich können erst durch das Leben, und in dem Leben selbst recht deutlich erkannt und begriffen werden.

glücklich gemacht haben. — Das Mährchen von der Erscheinung Carls des Großen verdient keine Erwähnung. Es wäre demnach ein eben so irriges als frevelhaftes Urtheil, wenn man den allzufrühen Tod des noch so jungen, und daher unbeerbten Monarchen für ein göttliches Strafgericht halten wollte. In dem Rath einer höhern Macht war das frühzeitige Erlöschen des Hauses Otto des Großen beschlossen; und höchst wahrscheinlich stand der frühzeitige Tod des kinderlosen, jungen Monarchen mit dem seinem unmittelbaren Nachfolger ebenfalls von Gott eingegebenen Gedanken, sein ganzes Leben nämlich steter Enthaltsamkeit zu weihen, in sehr naher, ja wohl unmittelbarer Verbindung. Hätte das sächsische Kaiserhaus nur noch in zwei oder drei Generationen über Deutschland geherrscht, so würde dieses, gerade wie Frankreich, ein Erbreich geworden seyn. Eine natürliche, ja wohl nothwendige Folge davon wäre es dann gewesen, daß auch das mächtige Vasallenthum in Deutschland nach und nach hätte verschwinden, und die königliche Gewalt nach ihrem ganzen, beinahe unbegrenzten Umfange, wie dieß wirklich in Frankreich geschah, selbst bei aller Ungleichheit der Herrscherweisheit der nächstfolgenden Könige, dennoch bald in die Hände eines Einzigen hätte kommen müssen. Aber Deutschland, ohnehin schon der Mittel- und Schwerpunkt von Europa, dabei von einem ungemein zahlreichen, starken und kräftigen Volke bewohnt, und von einer freigebigen Natur mit allen nur möglichen Bedürfnissen im Ueberfluß versehen, würde dann bei dieser furchtbaren Concentration aller seiner innern und äußern Kräfte eben so nothwendig sehr frühe zu einer das ganze Abendland, wenn auch theilweise nur mittelbar, beherrschenden Macht sich erhoben haben. Aber dieß, so wie jede Art ehemaliger heid-

nischer Universalmonarchie lag durchaus nicht in dem weisen Plane der Vorsehung [1]).

1) Es ist eine vielleicht nicht ganz unmerkwürdige, mithin auch der Beachtung werthe Erscheinung, daß die beiden Kaiserhäuser, das fränkische und schwäbische nämlich, eben so frühzeitig wieder ausstarben. Deutschland sollte offenbar keine in sich abgeschlossene, nur Einem gehorchende Monarchie in dem eigentlichen Sinne dieses Wortes werden. Aber aus dem, was das in sich zerrissene, getheilte und mit sich entzweite Deutschland demungeachtet geworden ist, läßt es sich mit Bestimmtheit schließen, zu welcher ungeheuern Macht es sich hätte erheben müssen, wenn es, unter einem und demselben Scepter vereint, und stets nur einem und demselben Impuls folgend, seine volle, nunmehr concentrirte, daher ungeheure Kraft gegen das Ausland gebraucht hätte. Das schöne, längs der deutschen Grenze bis an das Meer sich hinziehende lotharingische Reich würde nicht ein blos dem Namen nach zu Deutschland gehöriger, jedoch der Wirklichkeit nach demselben völlig heterogener Ländertheil geworden seyn, die reiche burgundische Erbschaft nicht blos die Titel eines deutschen Königes, sondern auch dessen reelle Macht überwiegend vermehrt, und das burgundische, Frankreich östlich umfassende Gebirgsreich dem Beherrscher desselben einen gebieterischen Einfluß auf Frankreich gesichert haben. Aber Deutschland, endlich auch noch im Besitze aller Schlüssel Italiens, weil Herr von Burgund, der Schweiz, Tyrols, wie auch der julischen Alpen: — wie hätte da jenes in tausend Factionen gespaltene Land sich der deutschen Herrschaft entziehen können, dem unbezweifelt; zu Folge des natürlichen Strebens getrennter Theile, sich wieder mit ihrem Ganzen zu vereinigen, nun bald auch jene überall um Italien liegenden Inseln hätte folgen müssen? Und da die öfters schon besiegten und gedemüthigten Ungarn die Stärke und Superiorität der Deutschen kennen gelernt, so würde nach völliger Bezwingung und Unterwerfung der slawischen Völker [1]) Deutschland von dem südlichen Ufer des bal-

1) Als diese bald nachher, jedoch unter ganz andern Umstän-

tischen Meeres bis an die Meerenge von Messina, und wahrscheinlich noch weiter hinaus, und von dem Ausflusse der Schelde bis an die niedere Donau sich erstreckt haben. Aber unverträglich gewesen wäre eine solche colossale, das ganze übrige Abendland mittelbar beherrschende Macht mit dem innern Bestand jenes höhern, von Jesu Christo auf Erden gegründeten, und seiner Bestimmung nach in ewiger Jugendkraft blühenden Reiches Gottes, nämlich mit der Kirche. Sollte dieses Reich, diese Kirche in ihrer ganzen Wirksamkeit fortbestehen, sollte sie den ihr anvertrauten Glaubensschatz, unantastbar der profanen Hand irgend eines zeitlichen Machthabers, allen folgenden Generationen ungetrübt und unverkümmert erhalten; sollte sie ferner ihren segenvollen Einfluß auf alle Völker des Erdkreises — denn alle sind ja zu Einwohnern jenes geistigen Reiches Gottes berufen — ununterbrochen ausüben, alle mit der Stimme einer zärtlichen Mutter in ihren Schooß locken, alle mit ihren mütterlichen Armen umfassen; so mußte auch jener, auf den Jesus sein Reich, seine Kirche gründete, der selbst bis auf den heutigen Tag in seinen Nachfolgern fortlebt, der über dem kostbaren, in der Kirche niedergelegten Vermächtniß wachen, und mit seiner an dem Lichte Gottes angezündeten Leuchte allen Völkern vorleuchten soll: kurz, so mußte auch der Papst, keinem Volke fremd, jedoch auch keinem anverwandt, gegen jeden äußern Zwang geschützt, und in allen nur gedenkbaren zeitlichen Verhältnissen völlig frei und unabhängig seyn [1]). Aber diese Frei-

den, wirklich eintrat, vermehrte sie nicht sowohl die Macht Deutschlands, als blos jene einiger sächsischen Fürsten, und zwar selbst im Widerspruch mit dem Gesammtinteresse des deutschen Reiches.

1) Man wird hier doch nicht einwenden wollen, daß in den ersten Jahrhunderten die Päpste unter den heidnischen Cäsaren nichts weniger als frei und unabhängig waren, und die Kirche dennoch bestand. Der Leser, der sich dessen, was an andern Orten hierüber schon gesagt ward, erinnert, wird diesen Einwurf leicht zurückzuweisen wissen. Nie war vielleicht die Kirche freier, als gerade unter den heidnischen Kaisern. Diese schickten zwar Päpste, Bischöfe und Priester auf das Blutgerüste; aber nie mischten sie sich

heit und Unabhängigkeit bedingten eben so nothwendig auch die völlige Unabhängigkeit Italiens, wie dessen stets fortbestehende Zerstückelung in mehrere mindermächtige Staaten; welches wiederum nichts anders als eine Folge des politischen Gesammtzustandes aller übrigen Reiche seyn konnte. Wollte man nun, von diesem Punkte ausgehend, und zwar fest auf historischem Boden stehend, die Untersuchung weiter fortführen, so würde man bald mit stets zunehmender Klarheit, obwohl nicht immer gerade an der Hand des kalten, Alles analysirenden und wieder construirenden Verstandes, jedoch nicht minder sicher geleitet von dem innern christlichen Anschauungssinne, zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Schicksale der Völker, das Steigen und Sinken der Reiche ꝛc., blos durch jene des weit höher über denselben stehenden Reiches Gottes bedingt werden, und dieses daher auch der Mittelpunkt ist, um welchen die Erstern in von der Hand der Allmacht ihnen vorgezeichneten Bahnen sich drehen und wenden, die sie eben so wenig, wie die die Sonne umkreisenden Planeten die ihrigen, verlassen können. Schon durch den Mund des Propheten Isaias sprach einst Gott: „Lasset die Völker toben, sinnen und trachten; Ich jedoch bin und bleibe der Herr, der Alles leitet und lenkt.“ — Aber so wie das neue christliche Gesetz nur das alte,

in das heilige Lehramt der Kirche, auch konnte es ihnen nie einfallen, sich derselben als eines Werkzeuges zur Erreichung politischer Zwecke bedienen zu wollen. Diese Gefahr trat erst ein, als selbst Kaiser und Könige Christen geworden waren. Vom Taumelkelch seiner Allmacht berauscht, würde Mancher, gleich den byzantinischen Kaisern, sich ebenfalls in das Heiligthum einzudringen, und sogar des Lehramts sich zu bemächtigen gesucht haben, besonders wenn er selbst, weil von Irrlehrern verführt, den Maßstab aller göttlichen Wahrheit verloren hätte. Daß dieses nun nie geschehen könnte, dafür sorgte eine weise Vorsehung, indem sie durch einen von ihrer eigenen Hand herbeigeführten Zusammenfluß von Ereignissen und Umständen das höchste Oberhaupt der Kirche auch in seinen zeitlichen Verhältnissen so völlig frei und unabhängig zu stellen wußte, daß kein Papst je dem weltlichen oder persönlichen Interesse irgend eines Monarchen dienstbar zu fröhnen sich gezwungen sehen konnte, oder jemals gezwungen sehen wird.

jedoch durch Christum zu seiner größten Vollkommenheit gebrachte Gesetz des Volkes Gottes, und der neue Bund, den Gott durch Jesum mit der gefallenen Menschheit schloß, nur eine, jedoch ungleich mehr beseligende, die heilige Bundeslade der Geheimnisse Gottes mehr enthüllende Fortsetzung des alten Bundes ist, eben so erblicken wir auch schon in der alten Geschichte jenes Volkes, welches Gott zur Realisirung einer der größten Tendenzen seiner unendlichen Erbarmung sich auserwählt hatte, den Mittelpunkt, um welchen die Schicksale selbst der größten westasiatischen Reiche sich ununterbrochen bewegten, und aus deren scheinbarer Verwirrung die unendlich weisen Plane der Vorsehung zur Rettung, Erlösung, Erziehung und Beseligung des Menschengeschlechts, wenigstens dem nicht ganz profanen Auge sich mit immer zunehmender Anschaulichkeit entwickeln. Welche herrlichen, befriedigenden Aufschlüsse geben uns hierüber nicht die Schriften aller Propheten des alten Bundes! Oft scheint es, als wenn alle welthistorischen Ereignisse der Vor- und Urzeit nur deswegen geschehen wären, um einen desto höhern Lichtglanz auf das einst von Jesu zu gründende Reich Gottes zu verbreiten. So z. B. möchte man beinahe sagen, daß der alten heidnischen Roma über den ganzen damals bekannten Erdkreis sich verbreitende Weltherrschaft blos ein Vorbild seyn sollte von der neuen christlichen Roma ewiger Herrschaft in dem grenzenlosen Reiche der Wahrheit und des Gedankens, welches zu stürzen und zu zerstören es selbst den Mächtigsten, und noch viel weniger irgend einem in der Hölle geschlossenen Bunde jemals gelingen wird. — Ueberhaupt wer unbefangen und frei von den antireligiösen Vorurtheilen unserer Zeit auf der hier angegebenen Bahn sinnend fortschreiten will, wird ganz gewiß in kurzer Zeit die Ueberzeugung gewinnen, daß die Weltgeschichte, wenn von ihrem wahren, über dem Materiellen und Gemeinen erhabenen Standpunkte überschaut, und in ihren verborgensten Tiefen aufgefaßt, nichts anderes ist, und nichts anderes seyn kann, als die gleich mit Anbeginn der Welt in dem Garten der Unschuld ebenfalls beginnende Geschichte der Religion Jesu, und daß Der, der von den ersten Tagen der Schöpfung

XII.

1. **Herzog Heinrich von Baiern wird König in Deutschland** [1]. — Durch den unverhofften Tod Otto's **III.** stürzte das von seinem Großvater, Otto dem Ersten, errichtete Staatsgebäude auf einmal wieder zusammen. Italien ward jetzt wieder von Deutschland getrennt, und die italienischen Großen, wohl einsehend, daß sie den gegenwärtigen Augenblick nicht unbenutzt vorüber gehen lassen dürften, eilten so sehr mit ihrer Wahl, daß schon am fünfzehnten Februar, also bevor noch ein Monat seit des Kaisers Tod verflossen war, Arduin, Markgraf von Ivrea, zu Pavia als König von Italien gekrönt ward. — Weit weniger ruhig und übereinstimmend ging es in Deutschland zu. Die innere Ruhe und Eintracht des Reiches schienen auf das neue bedroht, und nur wenig hatte gefehlt, so

an die Verheißung und Hoffnung aller Völker war, den der mit dem Fluch beladene Erdkreis seufzend und klagend erwartete, auf den von unsern Stammältern an alle Erzväter, Propheten und Lehrer, wie selbst die Schicksale aller Völker, obgleich in Dunkel gehüllt, hindeuteten, Dessen künftige Erscheinung selbst den die Welt mit ihren Götzentempeln bedeckenden Dämonen nicht unbekannt war [1], und bei dessen Geburt die ganze erschaffene Natur erstaunte und jubelte, auch nothwendig der Anfangs-, Mittel- und Endpunkt aller Geschichte seyn muß.

1) Unter den baierischen Herzogen heißt er Heinrich der Dritte, unter den deutschen Königen Heinrich der Zweite, und unter den römischen Kaisern Heinrich der Erste.

1) So z. B. stand in den sybillinischen Büchern, daß um diese Zeit die Natur einen Beherrscher des ganzen Erdreiches gebären werde. Eine Weissagung, die schwerlich aus heiliger Quelle geflossen seyn mag.

wäre aus der Todtenfackel Otto's III. eine ganz Deutschland abermals in Flammen setzende Brandfackel geworden. Von den Zeiten Heinrichs des Ersten an hatten die Deutschen stets zu Lebzeiten ihres Königs auch schon dessen Nachfolger erblickt. Der nun eingetretene Fall war demnach ganz neu. Was jetzt zu thun sey, darüber waren die Meinungen verschieden; und eben diese Verschiedenheit der Ansichten weckte nun sogleich auch den Ehrgeiz einiger der angesehensten und mächtigsten deutschen Fürsten.

2. In dem fränkischen Reiche war von den ältesten Zeiten an die Königskrone erblich; und diese Erblichkeit ward auch auf Deutschland übertragen, so lange Zweige des carolingischen Hauses über dasselbe herrschten. Selbst die Usurpation Arnulphs machte hierin keine Veränderung; denn nicht die Großen Deutschlands, sondern blos der Usurpator war es, der Carl III. des Thrones entsetzte, und diesen, obgleich ein unächter Sprosse des carolingischen Hauses, dennoch zu Folge seines Geburtsrechtes eigenmächtig bestieg. Zu allem diesem gaben Jene freilich ihre Zustimmung; aber nicht weil sie ein Recht dazu hatten, auch nicht freiwillig; sondern blos, weil sie überrascht waren, aus Zwang; denn Arnulph stand an der Spitze eines schlagfertigen, zahlreichen Heeres, und hatte Geist, Muth und Kraft, das angefangene Werk zu vollenden. — Indessen bestand doch auch in dem Reiche der Franken schon ein Wahlrecht, das jedoch von der Nation nur bei ganz ungewöhnlichen, außerordentlichen Veranlassungen ausgeübt ward, wie z. B. bei der Thronbesteigung Pipins, oder nach dem Tode Carlomanns, als dessen Bruder, Carl der Große, obgleich der Erstere Kinder hinterlassen hatte, dennoch durch die

Wahl der austrasischen Großen alleiniger Beherrscher der ganzen fränkischen Monarchie ward. — Erst nach dem Tode des jungen Königes, Ludwig des Vierten, wurden die Deutschen wieder an jenes Wahlrecht erinnert, das jedoch unter den Franken nie das Erbrecht ausgeschlossen, sondern stets bei einem Prinzen des herrschenden Hauses festgehalten hatte, und dem zu Folge jetzt offenbar die deutsche Krone dem Herzog Heinrich von Baiern gebührte; denn obgleich das Haus Otto des Großen in gerader Linie erloschen war, so blühete doch ein aus einer Seitenlinie desselben entsprossener Zweig noch in eben diesem Herzog Heinrich von Baiern.

3. Aber die Zeiten hatten sich jetzt ungemein geändert. Während der vormundschaftlichen, wie eigenen Regierung Otto's **III.**, besonders bei dessen öfterer und längerer Abwesenheit aus Deutschland, hatten sich bei den jetzt von Jahr zu Jahr mächtiger werdenden deutschen Fürsten die Begriffe sowohl von den königlichen und ihren eigenen Rechten, wie auch von der Verfassung des Reiches um Vieles umgestaltet; und so gab es nun auch schon nicht wenige der Großen, welche jetzt das Wahlrecht in dessen strengstem Wortsinne geltend zu machen suchten. — Dem Herzog Heinrich war dieß nicht unbekannt, und obgleich er seine Ansprüche auf den Thron auf nicht zu bestreitendes Erbrecht stützte, auch er und seine Freunde laut davon sprachen; so sah er doch nur zu gut ein, daß, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, er auch andere Mittel nicht verschmähen dürfte. Die aus Italien mit Otto's Leiche zurückgekommenen Fürsten suchte er also durch prächtige Geschenke für sich und sein Erbrecht zu gewinnen. Aber nur der Bischof Siegfried von Augsburg erklärte sich unumwunden für Heinrich. Alle Uebrigen

gaben nur ausweichende Antworten, größtentheils des Sinnes, daß, wenn auch die übrigen Fürsten sich für ihn entscheiden würden, sie ebenfalls denselben beizustimmen versprachen. — Der Herzog wußte, daß er nichts weniger als allgemein beliebt wäre, nicht sowohl weil er kränklich, und daher oft mürrisch und leicht leidenschaftlich erregbar war; sondern weil das sächsisch-baierische Haus überhaupt eine Menge gehässiger Rückerinnerungen bei der Nation weckte. Man erinnerte sich der anhaltenden Unruhen, welche sein Vater nach dem Tode Otto's **II.** erregt hatte, und vergaß dabei auch nicht die vielen blutigen Fehden und Kriege, in welche sein Großvater, um seinem Bruder Otto Krone und Leben zu entreißen, alle Gauen Deutschlands gestürzt hatte. — Bei der Unentschiedenheit der aus Italien zurückgekommenen Fürsten, die, obgleich prächtig von ihm bewirthet, und zum Theil auch reichlich beschenkt, dennoch nicht bestimmt und unumwunden sich für ihn erklären wollten, glaubte Heinrich einen, zwar nicht entscheidenden, aber doch leichter und schneller zur Entscheidung führenden Schritt thun zu müssen. Er bemächtigte sich nämlich mit Gewalt der aus Italien zurückgebrachten Reichsinsignien, deren Besitz, wie er wohl wußte, seinen Ansprüchen in den Augen der Nation kein geringes Gewicht beifügen würde. Aber unglücklicher Weise fehlte gerade das kostbarste Stück, nämlich die heilige Lanze. Der Erzbischof Heribert von Cöln hatte sie, und gewiß nicht absichtlos, in Geheim vorausgeschickt. Heinrich ließ daher den Erzbischof festhalten, und gab ihn nicht eher wieder frei, als bis er versprochen hatte, die heilige Lanze ihm unverzüglich auszuliefern. Heribert durfte hierauf abreisen, mußte aber seinen Bruder als Geißel in Baiern zurücklassen. Der Erzbischof hielt Wort, die Lanze kam zurück, und nun hatte Heinrich schon ein

bedeutendes Unterpfand seiner künftigen königlichen Würde in Händen.

4. Anfänglich glaubte Heinrich, Herzog Otto von Kärnthen, welcher zugleich auch Markgraf von Verona war, möchte ebenfalls Absichten auf den Thron haben, könnte daher ein ihm sehr gefährlicher Gegner werden. Otto stammte von mütterlicher Seite nicht blos aus dem sächsischen Hause, sondern stand auch seines reifern Alters, seiner Erfahrungen und kriegerischen Thaten wegen bei allen deutschen Stämmen in ungemein großem Ansehen. Um sich also zu überzeugen, ob seine Vermuthung gegründet oder ungegründet sey, bot Heinrich selbst dem Otto die Krone an, ermunterte ihn, sich darum zu bewerben, und versprach mit aller Kraft ihn dabei zu unterstützen. Aber Otto lehnte den ihm gemachten Antrag ab; jedoch gerührt von Heinrichs Edelmuth, gab er ihm die Zusicherung, daß, da er gegründetere Ansprüche, als irgend ein Anderer, auf die Königswürde hätte, er dieselben auch geltend machen sollte, wobei er von ihm, als seinem treuen Vetter und Freunde, alle nur mögliche Hülfe und Unterstützung zu erwarten haben würde. — Durch Otto's aufrichtige Erklärung von seiner bisherigen Besorgniß befreit, suchte Heinrich nun noch einen andern Gegner, der zwar selbst seine Wünsche nicht bis zum Throne von Deutschland erheben, aber doch Heinrichs Bewerbungen um denselben entweder sehr fördern, oder ihnen höchst nachtheilig entgegen wirken konnte, sich sobald als möglich vom Halse zu schaffen. Dieser Gegner war Bertholds Sohn, Markgraf Heinrich der Jüngere. Von Kaiser Otto II. hätte derselbe, wie man sich erinnern wird, während Heinrichs Vater zu Utrecht in der Haft saß, das Herzogthum Baiern auf dem Reichstage zu Verona

zwar erhalten, jedoch nie von demselben Besitz genommen; denn bevor er noch aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte man das Herzogthum seinem vorigen Besitzer, nämlich dem Herzog Heinrich dem Zweiten, wie wir dieß schon in einem der frühern Abschnitte dieses Bandes berichtet, auf dem öffentlichen Tage zu Frankfurt wieder zurückgegeben. Den Verlust Baierns hatte der Markgraf noch nicht verschmerzt, und Heinrich mußte befürchten, daß derselbe, weil ihm abhold, auch Alles aufbieten werde, ihm in seiner Bewerbung um die Krone hinderlich zu seyn. Aber des Markgrafen Freundschaft oder Feindschaft konnte ein großes Gewicht in die eine oder andere Wagschale legen. Um ihn also zu gewinnen, entschloß sich Heinrich zu einem Schritte, der, wenn es ihm Ernst dabei war, von großer Unklugheit, und wenn er den Markgrafen nur locken und täuschen wollte, von keinem sich stets gleich bleibenden Edelmuth zeugt. Er versprach ihm nämlich, daß, wenn er König würde, er ihm das Herzogthum Baiern übergeben wolle. Der Markgraf ward dadurch gewonnen, und förderte und begünstigte von jetzt an Heinrichs Sache auf jegliche Weise.

5. Aber nun erhoben sich noch zwei andere Kroncompetenten, an welche Heinrich wahrscheinlich gar nicht mochte gedacht haben. Der Eine war der erst unlängst Herzog von Thüringen gewordene Markgraf Ekkehard (Ekkard) von Meissen [1]). Sprosse eines der ältesten und edelsten thüringischen Geschlechter, hatte er durch ausgezeichnete Kriegsthaten

1) Ditmar nennt ihn ausdrücklich Herzog von Thüringen, andere Geschichtschreiber blos Markgraf von Meissen.

sich schon großen Ruhm erworben, und in den Kriegen gegen Slawen, Polen und Böhmen, wie auch in Italien, eben so sprechende Beweise von Feldherrnkunde, wie von persönlicher Tapferkeit gegeben. Auch die Festigkeit und Geradheit seines Charakters waren bekannt; und die verständigsten sächsischen Fürsten und Herren glaubten in ihm den einzigen Mann zu erblicken, der des sinkenden Reiches Stütze werden, und dem verbleichenden Glanze des deutschen Königsthrones neue Frische geben könnte. — Der Andere war Herzog Herrmann von Schwaben. Auch er hatte durch ritterliche Thaten in Italien sich ausgezeichnet, durch seine Klugheit und seinen Verstand sich große Achtung, und durch sein freundliches leutseliges Wesen sich allgemeine Liebe erworben. Endlich konnte er, seiner Familienverbindung wegen, der Mitwirkung Burgunds, wie aller alten Anhänger des ottonischen Hauses versichert seyn [1]).

6. Aber auch über diese beiden nicht wenig furchtbaren Gegner siegte Heinrich, theils weil von Glück und Zufall begünstiget, theils auch durch Gewandtheit und eigene Klugheit. — In Ansehung der Art und Weise, eine Königswahl zu halten, bestanden damals in Deutschland noch keine festen Gesetze und Bestimmungen. Die Großen hielten in den Provinzen besondere Versammlungen, auf welchen man für Ruhe und Ordnung während des Zwischenreiches sorgte, und über die bevorstehende Wahl berathschlagte, die nachher erst auf einer allgemeinen

1) Herrmann war mit einer Nichte der Kaiserin Adelheide vermählt, nämlich mit Gerberga, Tochter des Königs von Burgund, der jetzt ebenfalls seine Plane nicht wenig fördern konnte. Zudem hatte ihm seine Gemahlin sehr bedeutende Güter zugebracht.

Versammlung aller Nationen deutscher Zunge statt haben sollte. In Sachsen ward Werla zum Versammlungsort der sächsischen Fürsten bestimmt. Ekkehard und noch mehrere andere Fürsten, welche dessen Bewerbung um die Krone begünstigten, veranstalteten jedoch, damit die Wahl in Werla desto leichter von Statten gehen möchte, eine vorbereitende Versammlung auf dem königlichen Gut Frose. Da mehrere der hier Versammelten in dem Interesse des Ekkehard waren, so glaubte dieser die Uebrigen desto leichter zu bewegen, jetzt schon zu Frose sich öffentlich für ihn zu erklären. Aber unter den Anwesenden befand sich auch Markgraf Luithar (Lüder). Wegen einer vor einigen Jahren ihm und seinem Hause zugefügten Beleidigung zürnte dieser noch immer dem Ekkehard, und da er dessen Plane bald durchschaute, berief er in einer Nacht die angesehensten der in Frose anwesenden Fürsten, und sprach mit seiner natürlichen, stets alle Herzen besiegenden Beredsamkeit so heftig gegen Ekkehards stolze Anmaßungen und dessen unregelmäßiges Verfahren, daß alle durch einen gegenseitigen Eid sich verpflichteten, weder einzeln noch im Allgemeinen irgend einem Fürsten hier ihre Stimme zu geben, sondern daß Alles erst auf dem nach Werla ausgeschriebenen Fürstentage entschieden werden sollte. Tief schmerzte dieses den Ekkehard. Als er aber am folgenden Tage dem Luithar Vorwürfe darüber machen wollte, ließ dieser höhnend es ihn fühlen, daß er die von ihm vor einiger Zeit erhaltene Beleidigung noch nicht vergessen habe: „Merkst Du es endlich," sagte er zu ihm, „daß Dir an Deinem Wagen das vierte Rad fehlte?" Trotz der Abgeneigtheit des Luithar schmeichelte jedoch Ekkehard sich noch immer, daß er zu Werla, weil einige Bischöfe und vorzüglich der Erzbischof Giseler auf seiner Seite

waren, die Mehrheit der Stimmen für sich erhalten würde [1]).

---

1) Die Ursache der zwischen Ekkehard und Luithar herrschenden Kälte und Spaltung war folgende. Der Markgraf von Meissen hatte eine ungemein schöne, und dabei eben so geistvolle als fromme Tochter, Namens Luitgarde. Luithars Sohn Warnher, ein feuriger aber trefflicher Jüngling, sah die holde Luitgarde, und von Liebe entflammt, bat er seinen Vater, für ihn bei Ekkehard um die reizende Luitgarde zu werben. Luithar that es. Der Markgraf von Meissen hatte nichts gegen diese Verbindung einzuwenden, und sagte die Hand seiner frommen Tochter dem edeln Jünglinge zu. Einige Zeit darauf besann er sich jedoch eines andern, und nahm sein dem Luithar und dessen Sohne gegebenes Wort wieder zurück. Die Ursache war, weil man ihm, man weiß nicht von welcher Seite, Hoffnung gemacht, oder er selbst vielleicht blos sich eingebildet hatte, daß seine Tochter die Gemahlin des Kaisers werden könnte; und da er gerade im Begriffe stand, mit demselben nach Italien zu ziehen, so brachte er Luitgarde in das Kloster von Quedlinburg, wo ihre Erziehung unter den Augen der Prinzessin Mathildis, die jetzt auch Reichsverweserin war, vollendet werden sollte. Der junge Warnher, untröstlich über den Verlust seiner Braut, und verblendet von Leidenschaft, glaubte das Aeußerste wagen zu müssen. Mit seinen Vettern, den Söhnen des Grafen Siegfried, Jünglingen gleichen Alters mit ihm, und noch mehrern andern seiner Vertrauten ging er in Geheim nach Quedlinburg, überfiel das Kloster und entführte seine Braut, trotz ihres bei dem Anblick der Bewaffneten erhobenen Jammergeschreies, mit Gewalt. Die Aebtissin, nunmehrige Reichsverweserin, die zwar abwesend war, aber doch in der Nähe von Quedlinburg sich aufhielt, eilte auf die erste Nachricht davon in ihr Stift zurück, und befahl einem Grafen, mit hinreichender Mannschaft den Fliehenden nachzueilen, und mit Güte oder Gewalt die Geraubte wieder zurückzubringen. Aber es war nun schon zu spät. Warnher hatte mit seiner

schönen Beute die feste Burg Walbecke bereits erreicht, und fest entschlossen, sich seine Braut nur zugleich mit seinem Leben entreißen zu lassen, auch alle Anstalten zu einer mannhaften Gegenwehr getroffen. Der Graf, der von Mathilde jenen Auftrag erhalten hatte, so wie auch der größte Theil seiner Begleiter, schienen Warnhers That nicht sehr zu mißbilligen. Als sie daher unter Weges nach den angeblichen Räubern bei den vorüberkommenden Reisenden forschten, und von diesen hörten, daß dieselben schon in Sicherheit wären, kehrten sie unverrichteter Dinge wieder zurück. Aber nun ging Warnhers Vater Luithar mit einem Vasallen des Ekkehard und noch einigen andern Zeugen selbst nach Walbecke. In Gegenwart seiner Begleiter erklärte Warnhers Vater der Luitgarde, daß sie völlig frei wäre, und die Wahl hätte, entweder hier zu bleiben oder nach Quedlinburg zurückzugehen. Ekkehards schöne Tochter entschied sich für das Erstere, und ward nun Warnhers Gemahlin. Als man der Reichsverweserin davon Bericht erstattet hatte, schrieb sie einen Convent von geistlichen und weltlichen Herren nach Magdeburg aus, und sandte eine Ladung an Warnher, an dem ihm bezeichneten Tage mit Luitgarde und Allen, die ihm bei der Entführung derselben behülflich gewesen, vor diesem Convent zu erscheinen. Mit der größten Bereitwilligkeit unterwarf sich Luithars Sohn den Befehlen der Fürstin. Nach der damaligen Sitte erschienen Warnher und seine Genossen, gleich Büßenden, barfuß vor dem Convent, warfen sich der Reichsverweserin zu Füßen und fleheten um Gnade; auch seine Gemahlin Luitgarde übergab jetzt Warnher den Händen Mathildens. Die liebenswürdige Fürstin verzieh Allen, wollte aber, daß Luitgarde einige Zeit bei ihr bleiben sollte; jedoch nicht zur Strafe derselben, sondern weil sie dieselbe liebte, und ihr sprechende Beweise ihres Wohlwollens geben wollte. Daran ward zwar die edle Fürstin durch ihren bald darauf erfolgten Tod verhindert. Aber Luitgarde blieb Warnhers Gemahlin. Wie der sächsische Annalist berichtet, starb sie in dem Jahre Tausend und zwölf; von ihrem Gemahl, dem sie stets eine zärtlich lie-

7. Aber noch lange nicht zufrieden mit dem, was er zu Frose gethan, begab sich Luithar eiligst zu Herzog Heinrich nach Bamberg. Gebunden durch seinen zu Frose geleisteten Eid, durfte er zwar Heinrich nicht als künftigen König begrüßen; aber seiner Gedanken und geheimen Absichten ward jetzt Markgraf Heinrich der Jüngere ein treuer Dolmetscher; und da durch dessen Vermittelung Herzog Heinrich dem Luithar versprach, daß er dessen Oheim, dem Grafen Rickbert, die von Otto dem Dritten ihm genommene Grafschaft wieder zurückgeben wolle; so ward nun auch Luithar einer der eifrigsten Beförderer der Sache Heinrichs. Einen Beweis seiner Treue gab Luithar dem Heinrich sogleich dadurch, daß er ihm rieth, nicht nur nach Werla einen bedeutenden Mann zu schicken, der vor den dort versammelten Fürsten seine Angelegenheit mit Nachdruck betreiben könnte: sondern auch seine beiden Muhmen, die Prinzessinnen Adelheide und Sophie, Schwestern Otto's des Dritten, nach Werla zu senden; indem diese es sich besonders würden angelegen seyn lassen, zum Vortheile eines Zweiges ihres eigenen Hauses zu wirken, sein Erbrecht bei den Fürsten geltend zu

---

bende Gattin war, lange beweint, und eben so tief auch betrauert von allen ihren Unterthanen, so wie von Allen, die sie kannten, die in ihr stets entweder eine herablassende milde Geberin, oder eine wohlwollende, theilnehmende Freundin verehrt hatten. Von ihr sagt der so eben erwähnte Annalist: Luitgarde uxor Warnherii Marchionis mortua et Wallbecke sepulta a viro suo multum defletur. Ipsa enim fuit vitae ejus etiam anima et rerum diligens custodia. Divino quoque famulatui insudans jejuniis in frigore et oratione continua magis pro illo quam pro se, ab hostium insidiis eum hactenus protegebat. (p. 424.)

machen, und diese nach und nach für sein Interesse zu gewinnen. Endlich gab er Heinrich auch noch den Rath, daß er den Herzog Boleslaw von Böhmen, mit dem er ohnehin in freundlichen Verhältnissen stünde, veranlassen möchte, seine Schaaren zusammenzuziehen, und an der sächsischen Grenze eine feindliche Stellung einzunehmen; dadurch würde Ekkehard sich gezwungen sehen, zur Vertheidigung seiner eigenen Länder eine ähnliche Kriegsmacht dort aufzustellen, mithin verhindert werden, sie zu Erreichung seiner Zwecke im Innern des Reiches zu gebrauchen.

8. Genau ward dieser doppelte, sehr zeitgemäße und kluge Rath von Heinrich befolgt. Die beiden Prinzessinnen gingen nach Werla. Von Adelheide und Theophano erzogen, vereinigten sie mit Jugend und Schönheit auch alle Grazien ihrer Mutter und Großmutter. Durch ihr würdevolles und zugleich äußerst liebreiches Benehmen, verbunden mit festlichen Mahlen und dem Versprechen goldener Berge, gelang es bald den beiden fürstlichen Nonnen, nach und nach den größten Theil der in Werla ankommenden Fürsten und Herren für Heinrich zu gewinnen. Mit jedem Tage hatten Adelheide und Sophie die Freude, die Zahl von Ekkehards Anhängern vermindert zu sehen. Endlich war der Wahltag herangekommen. Bevor noch die Berathungen ihren Anfang nahmen, trat Heinrichs Bevollmächtigter auf, entwickelte die gerechten Ansprüche seines Herrn auf den deutschen Thron in einer kräftigen und bündigen Rede, und als er am Ende derselben noch ungemein glänzende Versprechungen, besonders für die sächsischen Fürsten beifügte, schien der größte Theil der Versammlung völlig begeistert. An eine ruhige, besonnene Berathung war nun nicht mehr zu denken.

Tumultuarisch erhob man sich von den Sitzen, und die Stimmen der Klügern übertäubend, rief die Menge nun allzumal: „Unter Christi Beistand soll seinem Erbrechte zu Folge Herzog Heinrich unser König seyn. Wir sind bereit, seinen Geboten zu gehorchen." — Ekkehard hatte, man weiß nicht warum, es versäumt, gleich im Anfang der Berathung in dem Versammlungssaale zu erscheinen. Als er jetzt eintrat, war schon Alles geschehen, Heinrich als künftiger König von Deutschland ausgerufen, und dieser Ruf durch die emporgehobene Rechte aller Anwesenden unter Ekkehards Augen bestätiget. Voll Unmuth verließ dieser die Versammlung. Seinen Unwillen theilten noch mehrere andere angesehene Großen sowohl geistlichen wie weltlichen Standes, aber ganz besonders ärgerten sie sich über die Prinzessinnen Adelheide und Sophie. Diese hatten am Wahltage ein festliches Mahl angeordnet, auch mehrere Fürsten dazu eingeladen. Um ihren Aerger den beiden Fürstinnen recht fühlen zu lassen, gingen Ekkehard, dessen Schwager, der Herzog Bernard von Sachsen, und noch einige andere seiner Anhänger, worunter auch der Bischof Arnulph von Halberstadt sich befand, etwas vor der gewöhnlichen Zeit in den Speisesaal, setzten sich sogleich an die Tafel, zehrten Alles rein auf, schenkten, was noch übrig war, ihren Leuten, und gingen dann ihres Weges. Diese selbst in rohen Zeiten unerhörte Rohheit kränkte zwar nicht wenig die beiden an zarte und ehrerbietige Behandlung gewöhnten Kaisertöchter, empörte aber noch mehr die Gemüther beinahe Aller, die es hörten, besonders des anwesenden jungen sächsischen Adels; und Ditmar glaubt sogar, daß das traurige Schicksal, welches, wie wir sogleich sehen werden, bald darauf den tapfern Markgrafen von Meissen traf, zum Theil seinen Grund auch in dieser,

den Enkelinnen Otto's des Großen zugefügten Beleidigung gehabt haben möge.

9. Trotz seiner so eben in Werla erlittenen Niederlage gab dennoch Ekkehard seine Plane nicht auf. Er setzte jetzt alle seine Hoffnungen in die Lothringer, welche in Duisburg ihre Berathungen halten wollten. Mit dem Bischofe Bernward begab er sich einstweilen nach Hildesheim. Hier ward ihm wahrhaft königlicher Empfang; und die besondere Freundschaft eines so ehrwürdigen und heiligen Bischofes, wie Bernward, ist ein hinreichender Beweis, daß der Markgraf des deutschen Thrones nicht unwürdig gewesen wäre. Nach einem kurzen Aufenthalt in Hildesheim trat Ekkehard mit einem nur ganz schwachen Gefolge die Reise nach Duisburg an. Als er aber zu Paderborn von dem dortigen Bischofe erfuhr, daß die Lotharinger ihre Zusammenkunft auf unbestimmte Zeit vertagt hätten, er übrigens auch von denselben nicht Vieles zu erwarten haben würde, so kehrte Ekkehard augenblicklich wieder um, noch unschlüssig, ob er nicht jetzt, da ohnehin nur ein schwacher Strahl von Hoffnung ihm leuchte, zu dem Herzog Herrmann von Schwaben gehen, und zu der Partei desselben sich schlagen sollte. — Auf seinem Rückwege kam er über Nordheim, wo er sich einige Stunden bei dem Grafen Siegfried aufhielt. Siegfrieds Gemahlin Ethelinde war eine edle Frau. Sie hatte so eben in Erfahrung gebracht, daß ihre beiden Stiefsöhne, Siegfried und Benno, sich mit den Brüdern Heinrich und Udo — man weiß nicht, wessen Brüder sie waren, jedoch gewiß nicht Ethelindens Brüder — gegen das Leben Ekkehards verschworen hätten. Ethelinde glaubte den edeln Markgrafen warnen zu müssen. Sie entdeckte ihm den gegen ihn gerichteten Mordanschlag, ihn inständigst

bittend, entweder noch einige Tage in Nordheim zu bleiben, oder einen ganz ungewöhnlichen, von den Reisenden nur selten besuchten Weg zu nehmen. Ekkehard, der keine Furcht kannte, dessen Muth im Gegentheil beim Anblick der nahenden Gefahr nur noch höher stieg, dankte der edeln Gräfin für ihre zarte Theilnahme, befolgte aber leider nicht den ihm ertheilten wohlmeinenden Rath. Mit der größten Vorsicht setzte er zwar seine Reise fort. Gegen einen plötzlichen Ueberfall wußte er sich zu sichern; auch wagten die Verschworenen es nicht, den Tapfern in seiner vollen Rüstung in der Mitte seiner Getreuen anzugreifen. Aber des Abends sehr spät in Pölden angekommen, glaubte Ekkehard nun schon aller Gefahr glücklich entgangen zu seyn. Ermüdet durch den starken Marsch, überließen er und die Seinigen sich der Ruhe. Aber bald weckte Waffengeräusch vor dem Hause ihn wieder aus dem Schlafe. Um zu sehen, was es auf der Straße gebe, sprang Ekkehard schnell an das Fenster; aber kaum hatte er es geöffnet, als ein gegen ihn geschleuderter Wurfspieß ihm durch die Kehle fuhr, und Deutschlands größten Helden jener Zeit todt zu Boden streckte. Welch ein unersetzlicher Verlust dieß für das Reich, und besonders für die sächsischen Länder war, werden wir in der Folge sehen. Die Mörder, nachdem sie noch zwei Diener des Ermordeten, die ihrem Herrn zu Hülfe herbeigeeilet waren, vor der Thüre des Hauses erschlagen hatten, brachen hierauf in dasselbe ein, mißhandelten Ekkehards entseelte Leiche, hieben ihr den Kopf ab, raubten, was zu rauben war, und zogen dann gleichsam im Triumphe wieder fort. — Um unsern Lesern von dem verwirrten und verwilderten Zustand Deutschlands während dieses Zwischenreichs einen Begriff zu geben, dürfen wir jetzt nur bemerken, daß diese greuelvolle Frevelthat weder

untersucht noch bestraft ward. Man hielt es blos für ein ganz gewöhnliches, in den blutigen Fehden unter den Großen nicht selten eintretendes Ereigniß.

10. Von seinem gefährlichsten Gegner durch den Tod desselben befreit, und durch das, was in Werla geschehen war, der Anerkennung der Sachsen versichert, eilte jetzt Heinrich an der Spitze eines zahlreichen, aus Baiern und Ostfranken bestehenden Heeres nach Aachen, um dort an dem gewöhnlichen Krönungsorte der deutschen Könige die Krone zu empfangen. Bei Worms wollte er über den Rhein gehen, fand aber hier jenseits des Stroms den Herzog Herrmann von Schwaben an der Spitze eines nicht minder starken Heeres von Schwaben und Elsaßern. Dieß setzte jedoch Heinrich in keine Verlegenheit. Durch eine rückgängige Bewegung täuschte er die Aufmerksamkeit des Herzogs, setzte an einem andern Orte über den Fluß, und ging, da er ohne ein Treffen zu liefern nicht nach Aachen ziehen konnte, jedoch dasselbe vermeiden wollte, nach Mainz. Hier waren schon alle baierischen Bischöfe, Grafen und Herren angekommen, wahrscheinlich in der Absicht, ebenfalls der Krönung in Aachen beizuwohnen; da dieses nun für jetzt noch nicht geschehen konnte, so mußten sie, besonders da auch noch einige ostfränkische und lotharingische Herren sich eingefunden hatten, einstweilen die ganze Nation repräsentiren, erklärten demnach Heinrich für ihren König, und versprachen, seinen Befehlen zu gehorchen, worauf der Erzbischof Willigis ihn salbte, die Krone ihm auf das Haupt setzte, und alle anwesenden Herren ihm huldigten. — Um den Herzog Herrmann zur Unterwerfung zu zwingen, zog Heinrich mit seinem Heere nach Schwaben. Nach der damaligen Art, Krieg zu führen, ward das Land furchtbar

verheert, besonders da man hoffte, daß der Herzog, wenn er von dem jenseitigen Rheinufer seine in Flammen auflodernden Städte, Schlösser und Dörfer sähe, dieser Anblick seinen Stolz beugen, und er dem neuen König sich unterwerfen würde. Aber man irrte sich. Herrmann blieb starren Sinnes; zog aber, um sich zu rächen, vor Straßburg, weil der dortige Bischof ebenfalls Heinrichs Krönung in Mainz beigewohnt hatte. Mit leichter Mühe eroberte Herrmann die Stadt, gab sie seinen Soldaten Preis, und schrecklich war nun das Schicksal der unglücklichen Einwohner. Mehr als zur Hälfte ward ihre schöne Stadt zerstört, selbst der Kirchen nicht geschont, und jede Art gottlosen wie blutigen Frevels ausgeübt. Heinrich war kein Freund des Zerstörungskrieges. Tief schmerzte ihn also der unglücklichen Straßburger trauriges Schicksal. Als man ihm aber rieth, zu Folge gerechter Repressalien der Stadt Constanz gleiches Loos zu bereiten, weil der Bischof derselben, obgleich wahrscheinlich blos aus Furcht, zu Herzog Herrmann stand; so wieß er mit edelm Unwillen diesen Rath zurück. „Ich würde," gab er zur Antwort, „mir selbst den größten Schaden zufügen, „und statt Einer zerstörten Stadt dann nur zwei „derselben in meinem Reiche haben. Uebrigens hat „Gott mich auf den Thron erhoben, nicht um Kir„chen zu zerstören, sondern um sie zu schützen, und „die Kirchenräuber und Zerstörer derselben zu be„strafen." — Da Herrmann seine feste Stellung jenseits des Rheins nicht verließ, und gar keine Lust zeigte, mit seinem Heere auf dem rechten Rheinufer Etwas zu unternehmen, zudem auch Schwaben und des Herzogs Erbgüter schon ziemlich ausgeplündert waren; so zog Heinrich jezt nach Sachsen. In Weimar ward er schon von dem Grafen, der zu den mächtigern sächsischen Herren gehörte, als König

empfangen. Dieß war schon eine sehr gute Vorbedeutung. Von Weimar zog Heinrich nach Merseburg. Hier waren alle größere und kleinere sächsische Vasallen versammelt. Obgleich sich mehrere darunter befanden, die mit Ekkehard gehalten hatten, und Heinrich nicht ganz hold waren; so fand doch hier dessen Anerkennung keine weiteren Schwierigkeiten mehr. Indessen geschah dieß jedoch nur nach einer vorhergegangenen Art von Capitulation. Herzog Bernhard von Sachsen nämlich trat im Namen der sächsischen Nation vor Heinrich hin, und richtete eine ganze Reihe von Fragen, die sächsischen Rechte und Freiheiten betreffend, an ihn. Heinrich mußte sie alle einzeln beantworten; und erst als alle Antworten genügend ausgefallen waren, ward er als König von Deutschland anerkannt. Herzog Bernhard reichte ihm die heilige Lanze, und das Volk [1]) ließ den

---

1) Ueber den Sinn, in welchem hier das Wort: Volk genommen werden muß, kann nicht leicht Einem unserer Leser, wenn er sich dessen erinnert, was schon bei andern Gelegenheiten darüber gesagt worden, noch einiger Zweifel vorschweben. Indessen möchte es doch Manchem willkommen seyn, wenn ihm abermals auch hier wieder einige Aufschlüsse darüber gegeben würden. — Alle jene freien Männer, die zwar keine Reichsämter verwalteten, mithin auch keine Grafen, Markgrafen, Burggrafen rc. waren, jedoch ansehnliche Güter besaßen, und auf ihre eigenen Unkosten dem Könige Kriegsdienste leisteten, genossen vor den übrigen, aber wenig oder gar nicht begüterten Freien, die also auch nicht aus ihren eigenen Mitteln mit dem König in den Krieg ziehen konnten, sehr große Vorrechte. Sie wurden Edle, Halbedle, auch Ritter genannt (Nobiles, mediocriter Nobiles, milites), und unter dem Namen Volk (populus) zu den Ständen gerechnet. Da es derselben damals noch eine sehr große Anzahl gab, so versteht es sich von selbst, daß sie nicht alle an

gewöhnlichen frohlockenden Zuruf hören; worauf alle Anwesenden ihm huldigten, und durch Darreichung der Hand sich zur Kriegsdienstleistung verpflichteten.

11. Auf Heinrichs Zug aus Schwaben nach Sachsen war es auch, daß Markgraf Heinrich der Jüngere einige seiner Vertrauten an ihn sandte, und ihn bitten ließ, sein ihm gegebenes Versprechen jetzt zu erfüllen, nämlich ihn mit dem Herzogthum Baiern zu belehnen. Daß Heinrich den Markgrafen mit diesem Versprechen blos täuschen und auf seine Seite habe ziehen wollen, ist nicht glaublich, wohl aber wahrscheinlich, daß er inzwischen über Baierns künftige Bestimmung andere Gedanken gefaßt habe. Dem Markgrafen gab er daher eine ausweichende, ziemlich schlaue Antwort. Heinrich ließ ihm nämlich sagen: „Er schätze und liebe die Baiern zu sehr, als daß er es sich erlauben könnte, ihre Rechte und Freiheiten zu schmälern, oder von irgend einem Andern schmälern zu lassen. Die baierische Nation hätte von jeher das Recht gehabt, sich ihre Herzoge selbst zu wählen. Dieses Rechtes sey er nicht gesonnen sie zu berauben. Der Markgraf möchte demnach warten, bis er, der König, selbst wieder nach Baiern käme. Er wolle alsdann den Wunsch des Mark-

---

einem Reichs- oder Fürstentage erscheinen konnten; diese daher nur von den Angesehensten besucht wurden, besonders da das Erscheinen auf den Reichstagen ebenfalls mit großen Unkosten verknüpft war. Ward Einem aus dieser Klasse der Freien ein Reichsamt übergeben, welches nicht selten der Fall war, so schwang sich derselbe dadurch aus dem niedern Adel zur Stufe des hohen Adels empor; daher auch zu jenen Zeiten die Scheidelinie zwischen hohem und niederm Adel bei weitem noch nicht so scharf und strenge, wie nachher, gezogen war.

grafen den baierischen Ständen vortragen; und würden diese ihn wählen, so sey er bereit, sogleich seine Einwilligung dazu zu geben. Auf eine andere Art aber könne er nie zu dem Herzogthum gelangen." — Der Markgraf, obgleich diese Antwort ihn tief kränkte, und er in seinen schönsten Hoffnungen sich betrogen sah, verließ doch den König nicht auf seinem Zuge nach Sachsen; aber in seinem Herzen voll Groll gegen Heinrich, dem er wirklich bei seiner Bewerbung um die Krone sehr wichtige Dienste geleistet hatte, ging er schon zu Merseburg mit Heinrichs gefährlichsten Gegnern geheime Verbindungen ein, und machte ihm auch in der Folge nicht wenig Verdruß [1]).

1) Aus der Antwort, welche Heinrich dem Markgrafen gab, sollte man beinahe schließen, die Baiern hätten damals wirklich das Recht, ihre Herzoge zu wählen, in Anspruch genommen. Aber in diesem Falle würde es sehr schwer anzugeben seyn, wovon sie es hätten herleiten wollen. Unter den Carolingern hatten sie es bekanntlich nicht. Sollten sie es allenfalls von König Conrad I. oder von Heinrich I. erhalten haben? Aber ohne auf ein solches Recht Rücksicht zu nehmen, gab schon Otto I. das Herzogthum dem Berthold, einem Bruder Arnulphs, obgleich der Letztere Söhne hatte, die jedoch von Otto übergangen wurden. Abermals übergab Otto, ohne die baierischen Stände zu Rathe zu ziehen, das Herzogthum nach Bertholds Tode seinem eigenen Bruder Heinrich; und endlich werden wir bald sehen, daß derselbe Heinrich, der dem Markgrafen jene Antwort sandte, das Herzogthum Baiern eigenmächtig seinem Schwager, dem Herzog Heinrich von Luxemburg, ertheilte. Die Uebertragung des Herzogthums Baiern war unstreitig einer der größten politischen Mißgriffe, die Heinrich begehen konnte. Weder Herkommen noch ein bestimmtes Gesetz machten es einem Könige zur Pflicht, die Länder, welche er vor seiner Gelangung zum Throne regiert hatte, nach seiner Erhebung einem

12. Aus Sachsen wandte Heinrich sich wieder nach den westlichen Theilen seines neuen Reiches. Seine Anerkennung als König war noch nicht allge-

---

Andern zu überlassen. Conrad I. behielt sein Herzogthum Franken, und eben so auch Heinrich sein Herzogthum Sachsen. Dasselbe that auch Otto I., und wenn dieser die Verwaltung des Herzogthums dem Herrmann Bellinger, den er nicht gleich, sondern erst später zur herzoglichen Würde erhob, übertrug, so blieb dieser doch immer nur ein Statthalter, den Otto nicht als König, sondern als Herzog von Sachsen gesetzt hatte. Otto's öftere Abwesenheit aus seinem Herzogthum, und längerer Aufenthalt in Italien machten diese Verfügung nothwendig. Wegen der unter Otto dem Großen zu Stande gekommenen Vereinigung Italiens mit Deutschland war der Besitz Baierns für einen deutschen König von der höchsten politischen und militärischen Bedeutsamkeit; er hatte dadurch gleichsam einen der Schlüssel Italiens in Händen. Zudem hatte der Ottonen oft beinahe in Verschwendung übergehende Freigebigkeit in Verschenkung der Krondomainen diese sehr bedeutend vermindert; und da noch überdieß seit Otto dem Großen der Einfluß und das Ansehen der großen Vasallen immer höher gestiegen, die Macht und das Ansehen der Könige aber in dem nämlichen Verhältnisse gesunken waren, so bedurften sie jetzt um so mehr beträchtlicher eigener Erbstaaten, wenn sie nicht, wie es am Ende auch geschah, bloße Schattenkönige vorstellen wollten, denen man nur dann gehorchte, wenn eigenes Interesse dabei seine Rechnung fand. König Heinrich, der während seiner Regierung nicht selten Beweise gab, daß es ihm an ächter Staatsklugheit nicht gebräche, sah dieß ganz gewiß sehr gut ein; und es war blos seine Gemahlin, die Königin Kunigunde, der er, was wir übrigens gar nicht tadeln wollen, stets einigen Einfluß in die Reichsgeschäfte gestattete, die ihn durch ihre Bitten und Zudringlichkeiten endlich dahin brachte, daß er ihrem Schwager, dem Heinrich von Luxemburg, endlich sein schönes Herzogthum Baiern übergab.

mein; es fehlten noch die Stimmen der Lotharinger. Zu Folge eines an sie ergangenen Aufrufs sollten diese sich nun unverzüglich in Duisburg versammeln, und dahin ging jetzt auch Heinrichs ziemlich wunderliche Heerfahrt. In Corvei kam ihm seine Gemahlin Kunigunde entgegen. Er nahm sie mit sich nach Duisburg, ließ sie aber schon unter Weges zu Paderborn von dem Erzbischofe Willigis als Königin krönen. Heinrichs Zufriedenheit über dieses frohe Ereigniß ward jedoch durch einen furchtbaren Aufstand der in und um Paderborn wohnenden Landleute nicht wenig gestört. Die Veranlassung dazu gab, wie Ditmar erzählt, die Gefräßigkeit der den König begleitenden baierischen Schaaren, die, nicht zufrieden mit dem, was ihnen gereicht ward, den Leuten ihr Vieh und ihre Feldfrüchte gewaltsam hinwegnahmen, und diejenigen, welche ihr Eigenthum vertheidigen wollten, todt schlugen. Hierüber ergrimmt, griffen alle Einwohner zu den Waffen, jagten die Baiern in die Flucht, und standen schon im Begriff, selbst die Wohnung des Königs zu stürmen, als noch zu rechter Zeit Herzog Bernhard von Sachsen mit gerüsteten Schaaren herbeieilte, und die Wüthenden auseinander trieb. Nicht ohne vieles Blutvergießen war Alles vorübergegangen; und als die Ruhe wieder hergestellt war, wurden Untersuchungen angestellt, und über die Strafbarsten schwere Züchtigungen verhängt. Natürlicher Weise war der Bischof Rethar von Paderborn über dieses traurige Ereigniß, und besonders über dessen Veranlassung im höchsten Grade betrübt. Heinrich suchte ihn jedoch dadurch wieder aufzurichten, daß er der Kirche von Paderborn ein bedeutendes Geschenk an Ländereien aus den königlichen Domainen machte. — Obgleich sich Heinrich ziemlich lange in Paderborn aufgehalten hatte, fand er doch bei seiner Ankunft

in Duisburg noch keinen einzigen lotharingischen Herren weder geistlichen noch weltlichen Standes allda. Erst nach und nach und ganz langsam kamen einige Bischöfe an, am längsten ließ der Erzbischof Heribert von Cöln auf sich warten. Von diesen ward nun Heinrich ebenfalls als König anerkannt, oder wie der sächsische Annalist sich ausdrückt, zum König gewählt, worauf er, von sämmtlichen anwesenden Bischöfen begleitet, nach Aachen ging, dort dem Herkommen gemäß auf den Königsstuhl gesetzt, und ihm als König der Deutschen auch von den Lotharingern gehuldiget ward (6. September 1003). Von den großen Feierlichkeiten aber, welche bei der Krönung der Ottonen in Aachen statt gehabt hatten, waren jetzt kaum noch einige Spuren merkbar. Das ganze Ceremonienwerk schien seine ehemalige hohe Bedeutsamkeit verloren zu haben.

13. Nur der Herzog von Schwaben allein stand jetzt gegen den neuen König noch unter den Waffen. Sobald also Heinrich von Aachen nach Baiern zurückgekehrt, und von da nach Franken gegangen war, dachte er mit Ernst daran, den immer noch widerspenstigen Herzog zu unterwerfen, zog ein Heer zusammen, und setzte sich mit demselben in Marsch. Aber nun besann sich der Herzog eines Bessern, schickte an den König zuerst einige geheime Abgeordneten; und als es diesen gelungen war, das Gemüth des erzürnten Heinrichs wieder zu besänftigen, kam Herrmann selbst zu demselben nach Bruchsal, warf sich ihm zu Füßen und flehete um Gnade. Leicht erhielt er diese von dem stets zum Verzeihen geneigten Heinrich. Die einzige Forderung, die der gutmüthige Monarch an ihn stellte, war, daß er den Straßburgern den ihnen zugefügten Schaden aus eigenen Mitteln ersetzen müsse. Gerne nahm

Herrmann diese Verpflichtung auf sich, erkannte knieend den König als seinen Oberherrn an, und huldigte und gelobte ihm Gehorsam und Vasallentreue nach hergebrachter Weise; worauf Heinrich ihn in dem Besitze seines Herzogthums bestätigte. — Wie es scheint, hatte jetzt Heinrich des Herumziehens, Anerkennens und Krönens satt, denn wir finden nicht, daß er nach Herrmanns Unterwerfung noch besonders von der schwäbischen Nation, wie von den Franken, Sachsen und Lotharingern geschehen war, auf irgend eine feierliche Weise anerkannt ward. — Unstreitig war Heinrichs Wahl, wenn man anders dieses Wort hier gebrauchen darf, ganz eigener Art; auch hatte sie weder vor, noch nach jemals in Deutschland statt. Offenbar war es nichts weniger als eine eigentliche Wahl. Heinrich stützte seine Ansprüche auf Erbrecht, und zog nun ins Kreuz und in der Quere in den Ländern deutscher Nation herum, um dasselbe geltend zu machen, und dessen Anerkennung zu erhalten, theils durch Schlauheit und geschmeidiges Fügen in die Zeitumstände, theils auch durch Waffengewalt, wie von Herzog Herrmann und den Schwaben. Aber mehr als wahrscheinlich ist es, daß, wenn es unter den damaligen Verhältnissen zu einer wirklichen und förmlichen Wahl gekommen wäre, die Meinungen und Stimmen der Wählenden sich unter mehrere Kronaspiranten getheilt, und innere Unruhen und blutige Fehden zur Folge gehabt haben würden. Uebrigens waren den Deutschen jener Zeit die Gefahren eines Wahlreichs gar nicht unbekannt; aber sie entsprachen dem Hausinteresse einzelner Fürsten, das, wie schon bemerkt worden, mit dem Gesammtinteresse Deutschlands nur gar zu oft im Widerspruch stand. — Jedes Wahlreich gleicht einem Hause, das in sich selbst entzweiet ist; und stets entzweiet seyn

muß, mithin, wie das Evangelium sagt, auch nicht lange bestehen kann und bestehen wird.

XIII.

1. Regierungsgeschichte Heinrichs II. Der mühevollen, ziemlich glanzlosen Weise, wie Heinrich, durch alle Gauen Deutschlands hin- und herziehend, endlich zum Thron gelangte, entsprach auch vollkommen dessen sorgen- und oft auch gefahrvolle zweiundzwanzigjährige Regierung, die unstreitig sowohl von Innen als Außen eine der unruhigsten war. Ununterbrochene Kriege mit den Polen, Empörungen im Innern des Reiches, mitten unter diesen kriegerischen Ereignissen der Erwerb von Burgund, und die unter zahllosen Schwierigkeiten so mühsam zu Stande gebrachte Gründung des Bisthums Bamberg, und endlich ein schrecklicher Aufstand aller slawischen Völker längs der ganzen östlichen und nördlichen Grenze Deutschlands, machen den Hauptinhalt von Heinrichs des Zweiten nicht wenig verwickelter und verwirrter Regierungsgeschichte aus.

2. Krieg mit den Polen. — Was oft die Kraft eines einzigen Mannes vermag, bewiesen jetzt die nach des Markgrafen Ekkehards Tode plötzlich umgestalteten Verhältnisse Polens gegen Deutschland. So lange Ekkehard lebte, war er der Schrecken aller slawischen Völker. Die Milzen, das widerspenstigste Volk, hatte er unterjocht, und die beiden Herzoge von Böhmen und Polen, wovon er dem Erstern die Stadt Meissen wieder abgenommen, durch Drohungen so geschreckt, daß Jener sogar Ekkehards dienstpflichtiger Lehnmann ward, und der Andere kein anderes Heilmittel für sich sah, als an den ge-

waltigen und gefürchteten Markgrafen sich fest anzuschließen, und durch zuvorkommende Bereitwilligkeit in Erfüllung aller Wünsche desselben dessen Freundschaft und Wohlwollen immer mehr zu gewinnen; und sollte es auch gegründet seyn, was jedoch wenig Wahrscheinlichkeit hat, daß der Kaiser Otto III. während seines Aufenthaltes in Gnesen den Herzog Boleslaw zum unabhängigen Fürsten wirklich erklärt habe; so ist doch gewiß, daß dieser auch nachher stets noch in der bisherigen, zwar nicht der Form, doch der That nach, ehrerbietigen Abhängigkeit von dem Markgrafen blieb [1]).

3. Wir haben schon weiter oben erzählt, daß, als Heinrich und Ekkehard sich zu gleicher Zeit bei den Sachsen um die deutsche Krone bewarben, der

---

1) Wir haben schon weiter oben bemerkt, daß einige Geschichtschreiber den Ekkehard Herzog von Thüringen, andere aber blos Markgraf von Meissen nennen. Diese Verschiedenheit mag nun wohl daher rühren, daß, da Ekkehard sich den beiden mächtigsten slawischen Fürsten und Völkern so furchtbar gemacht hatte, auch die übrigen thüringischen Grafen und Markgrafen, denen ebenfalls slawische Volksstämme in feindlicher Gesinnung gegenüber standen, und die doch im Falle eines Angriffes von Seite der Slawen weder aus den westlichen noch südlichen Theilen Deutschlands Unterstützung und Hülfe zu erwarten hatten, sich nun um so fester an Ekkehard anschlossen, und durch freiwillige Befolgung aller seiner Anweisungen ihn gleichsam als ihr Oberhaupt, das heißt, als ihren Herzog betrachteten; wodurch nun erklärlicher Weise hie und da die Meinung entstehen mußte, Ekkehard sey wirklich von dem Kaiser zur herzoglichen Würde erhoben worden. Uebrigens ist die Zahl derer, welche ihn blos einen Markgrafen nennen, größer als die derjenigen, die ihm den Titel eines thüringischen Herzogs beilegen.

Markgraf Luithar dem Erstern den Rath gab, den Herzog Boleslaw von Polen in sein Interesse zu ziehen, so daß derselbe durch Aufstellung eines Heeres an seiner Grenze, Sachsen gegenüber, dem Markgrafen die Möglichkeit benähme, seine Kriegsmacht in das Innere des Reiches zu führen. Boleslaw erfüllte zwar Heinrichs Wunsch, wagte es jedoch nicht, aus seiner friedlichen Haltung, so lange Ekkehard lebte, herauszutreten. Aber kaum hatte er die Nachricht von dem Tode desselben erhalten, als er sogleich losbrach, in die sächsischen Marken einfiel, und sich der ganzen niedern Lausitz bemächtigte. Durch einen ihm gelungenen Ueberfall kam auch die Stadt Budissin in seine Gewalt; Strehla ergab sich ihm freiwillig. Endlich ging er sogar über die Elbe, nahm Meissen hinweg, und bemächtigte sich des ganzen Landes bis an die Elster; machte aber dabei durch eine öffentliche Erklärung kund, „daß Alles, was er gethan, mit Genehmigung des Herzogs Heinrichs von Baiern und zu dessen Gunsten geschehen sey. Würde derselbe König werden, so werde er seinen Befehlen gehorchen; und sollte er nicht zur Krone gelangen, so werde er sich dem fügen, was die deutschen Fürsten beschließen würden." — Wie zweideutig, trügerisch und lügenähnlich auch diese Erklärung scheinen mag, so lag derselben doch ganz gewiß etwas Wahres zum Grunde; denn Boleslaw erschien an dem Wahltag in Merseburg, und ward von den versammelten Fürsten, wie auch von Heinrich selbst freundlich empfangen, und als ein Getreuer aufgenommen. — Daß Boleslaw es mit Heinrich gehalten, bevor derselbe noch König war, auch zu Folge einer von demselben erhaltenen Weisung gehandelt, vielleicht selbst durch seinen Einfall in die sächsischen Marken, und seine Gegenwart auf dem *öffentlichen* Tage in Merseburg Heinrichs Wahl in

etwas befördert haben mag: Alles dieß unterliegt keinem Zweifel. Aber nun forderte auch Boleslaw, sobald die Wahl vorüber war, für seine dabei geleisteten Dienste von Heinrich eine ganz ungeheure Belohnung. Er begehrte nämlich, daß der König, zu Folge seines ihm früher gemachten Versprechens, ihn mit allen den Ländern, die er besetzt habe, selbst jene auf dem linken Elbeufer nicht ausgenommen, belehnen sollte. Dieß konnte jedoch Heinrich unmöglich versprochen haben, und, hätte er es wirklich versprochen, jetzt noch viel weniger in Erfüllung bringen. Er weigerte sich daher der Forderung des Herzogs zu entsprechen, machte ihm andere erhebliche Zugeständnisse, belehnte ihn auch mit einem beträchtlichen Theile der von ihm besetzten niedern Lausitz, und entließ ihn endlich reichlich beschenkt[1]). Aber alles

---

1) So verwickelt und verwirrt auch alle diese, selbst dem äußern Ansehen nach sich oft durchkreuzenden und sich widersprechenden Verhältnisse scheinen, so läßt sich doch Alles sehr leicht und natürlich erklären. Es ergibt sich nämlich bei Vergleichung und Zusammenstellung aller vorhergegangenen Ereignisse und Lagen, und zwar mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, daß Heinrich, als er gegen Ekkehard den Herzog von Polen zu reizen und zu bewaffnen suchte, diesem auch die nämlichen Versprechungen, mit denen er schon Andere zu gewinnen gewußt hatte, ebenfalls gemacht, und ihm die Belehnung mit allen Ländern, die er erobern würde, um so mehr versprochen haben mag, da Ekkehard damals noch lebte, und Heinrich wohl voraus wissen konnte, daß der Herzog über einen Gegner, wie der Markgraf von Meissen, nur wenig oder gar kein Terrain gewinnen würde. Aber durch die ganz unvermuthete Ermordung Ekkehards änderten sich nun plötzlich die bisherigen Verhältnisse. Boleslaw, kühn gemacht durch den Tod des gefürchteten Markgrafen, brach in die sächsischen Marken ein, und bemächtigte sich, da er

dieß entsprach noch lange nicht den übertriebenen Erwartungen des polnischen Fürsten. Er glaubte sich betrogen, fühlte daher sich sehr gekränkt, und seinen Unwillen gegen den König steigerte nun noch auf das höchste ein unglücklicher Zufall, wovon die Geschichte nicht einmal den Grund anzugeben weiß. An dem Tage nämlich, an welchem Boleslaw von Merseburg abreisen wollte, ward er plötzlich von mehrern bewaffneten Haufen angefallen. Der größte Theil seines Gefolges, zur Flucht gezwungen, ward schrecklich mißhandelt; Viele davon wurden verwundet, und Alle würden ermordet worden seyn, wenn nicht der schnell herbeieilende Herzog Bernhard von Sachsen den Tumult wieder gestillet hätte. Mit genauer Noth entkam Boleslaw durch die Hülfe des Markgrafen Heinrich des Jüngern, der eines der Thore erbrach, und den Herzog mit den Wenigen, die noch um ihn waren, aus der Stadt ließ. Ohne Wissen und Willen des Königs war zwar dieser Frevel begangen worden; aber Boleslaw, ohnehin schon gegen Heinrich erbittert, klagte ihn jetzt öffentlich der Treulosigkeit an; und voll Zorn gegen den König, wie gegen die Deutschen überhaupt, kehrte er mit den feindseligsten Gesinnungen, wovon er jetzt gar kein Geheimniß mehr machte, und die er schon auf

---

wenig oder gar keinen Widerstand fand, alles Landes, selbst noch auf dem linken Elbeufer bis zur Elster. Aber damit durfte doch offenbar Heinrich, selbst wenn er gewollt hätte, den Boleslaw nicht belehnen. Die sächsischen Fürsten würden dieß nie und unter keiner Bedingung zugegeben haben; und so konnte nun auch der König ein unter ganz andern Umständen und Voraussetzungen gegebenes Versprechen durchaus nicht mehr erfüllen, und zwar ohne durch diese Nichterfüllung sich den Vorwurf der Wortbrüchigkeit zuzuziehen.

seinem Rückwege durch den von ihm angeordneten Brand der Stadt Strehla offenkundig machte, nach Gnesen zurück.

4. Mit Sehnsucht erwartete nun Boleslaw einen günstigen Augenblick, um Heinrich und den Deutschen seinen Zorn und dessen Folgen fühlen zu lassen. Früher, als er vielleicht erwartet hatte, bot dieser ersehnte Augenblick sich noch in demselben Jahre von selbst dar. Gleich nach Heinrichs Krönung nämlich entstand in Böhmen ein furchtbarer Aufstand, welcher Boleslaw's Entwürfe, wie er selbst voraussah, ungemein befördern konnte. Der böhmische Herzog, der ebenfalls Boleslaw hieß, ward von seinen Unterthanen, die seiner Erpressungen und Grausamkeiten endlich müde waren, aus dem Land gejagt, ein Verwandter des fürstlichen Hauses, Namens Wladimir, der bisher in Polen sich aufgehalten hatte, in das Vaterland zurückgerufen, und auf den erledigten herzoglichen Stuhl erhoben. Leider starb Wladimir schon wenige Monate nach seiner Erhebung, und nun riefen die Böhmen des entsetzten Boleslaw beide Brüder, Jaromir und Othelrich, die der Tyrann sammt seiner eigenen Mutter aus Böhmen vertrieben hatte, wieder zurück, und übertrugen ihnen gemeinschaftlich die Regierung des Landes. Indessen war der verjagte Boleslaw, nachdem er sich einige Zeit in Deutschland herumgetrieben hatte, zu dem Herzog Boleslaw von Polen, der, weil ein Sohn der Schwester seines Vaters, sein naher Anverwandter war, geflohen. Dieser nahm den Flüchtling nicht nur sehr wohl auf, sondern versprach auch, ihn unverzüglich wieder in sein Herzogthum einzusetzen. Von dem böhmischen Boleslaw begleitet, zog nun der Herzog von Polen an der Spitze eines zahlreichen Heeres nach den böhmischen Grenzen. Als

Jaromir und Othelrich dieß erfuhren, ergriffen beide die Flucht. Ohne Widerstand zu finden, rückten die Polen in Böhmen ein, und Boleslaw ward nun wieder Herzog des Landes. Aber sobald dieses geschehen war, verließ der Herzog von Polen wieder Böhmen, ging aber nicht nach Gnesen zurück, sondern blieb ganz nahe an der böhmischen Grenze, die fernern Ereignisse, die er wohl schon ahnen mochte, hier erwartend. Da er dem böhmischen Boleslaw, um sich in seiner wieder erlangten Würde behaupten zu können, eine bedeutende Kriegsmacht zurückgelassen hatte, so überließ dieser sich jetzt schrankenlos seinem grausamen, blutgierigen Charakter. Schrecklicher als vorher wüthete er nun gegen seine Unterthanen, besonders gegen jene, welche er als seine vorzüglichsten Feinde im Verdacht hatte. Niemand war mehr seines Lebens und seines Eigenthums sicher. Wer fliehen konnte, floh zu dem Herzoge von Polen, ihn flehentlichst bittend, ihr Land von dieser schrecklichen Tyrannei zu befreien. Sogleich versprach der polnische Fürst ihnen Hülfe und Rettung, berief demnach auch unverzüglich seinen Herrn Vetter zu sich. Dieser, auf die nahe Verwandtschaft sich verlassend, zögerte keinen Augenblick, der erhaltenen Einladung zu folgen. Wirklich fand er auch sehr wohlwollende Aufnahme; ward aber gleich in der darauf folgenden Nacht ergriffen, und, nachdem man ihm vorher noch beide Augen ausgestochen, in die Verbannung abgeführt. Boleslaw von Polen rückte hierauf in Böhmen ein, ward von den Böhmen gleich einem rettenden Engel jubelnd empfangen, und allgemein als Herzog des Landes anerkannt.

5. Die Vereinigung zweier so mächtigen slawischen Herzogthümer unter dem Scepter eines und

desselben Fürsten mußte nothwendig in Deutschland die größten Besorgnisse erregen, besonders bei der noch immer fortdauernden feindlichen Stellung aller übrigen slawischen Völker von der Donau bis an die Ost- und Nordsee. Wie sehr war nicht zu befürchten, daß diese, da sie jetzt an dem an sich schon übermächtigen Herzoge von Polen und Böhmen einen so festen Stützungspunkt hatten, sich endlich noch fester an ihn anschlössen, und dann ein allgemeiner Nationalbund aller slawischen Völker, wovon Herzog Boleslaw das Haupt und die Seele seyn würde, den Deutschen noch furchtbarer werden könnte, als selbst vor noch nicht ganz hundert Jahren die Ungarn es gewesen waren. Gerne hätte auch Heinrich unverzüglich eine Heerfahrt gegen den Herzog unternommen, wäre er nicht durch die zu gleicher Zeit im Innern des Reiches ausgebrochenen, nicht minder bedenklichen Unruhen in Deutschland zurückgehalten worden. Indessen glaubte er doch einstweilen Etwas thun zu müssen; und da für jetzt nicht sogleich etwas Gescheites geschehen konnte, so that er nun auch einen eben so unklugen als voreiligen Schritt, der vielleicht blos in seiner augenblicklichen Bestürzung noch einige Entschuldigung möchte finden können. Heinrich ordnete nämlich eine Gesandtschaft an Boleslaw, und ließ ihm sagen, daß, wenn er gesonnen sey, das Herzogthum Böhmen für sich zu behalten, er ihm zwar nicht entgegen seyn wolle; nur müßte der Herzog zu ihm nach Deutschland kommen, um die Belehnung mit dem Herzogthum bei ihm bitten, den gewöhnlichen Vasalleneid schwören, und treue Dienstleistung geloben. Offenbar war dieß ein höchst unzeitiges Selbstbekenntniß eigener Schwäche und gegenwärtiger Verlegenheit. Dem schlauen Boleslaw entging dieß nicht. Er ward nur noch zuversichtlicher, und die Antwort, mit der er des Königs

Antrag verwarf, war nicht nur trotzig, sondern auch noch höhnend, und daher doppelt beleidigend.

6. Den ihm jetzt so günstigen Zeitpunkt ließ Boleslaw nicht unbenutzt vorüber gehen. Während Heinrich mit einigen widerspenstigen deutschen Fürsten in offenem Kampfe lag, näherte sich der polnische Herzog mit einem zahlreichen Heere und eben so großen Hoffnungen der Elbe. Der ganzen, von Slawen bewohnten Markgrafschaft Meissen hoffte er ohne Mühe sich zu bemächtigen. Aber dieser Plan scheiterte zum Theil unter den Mauern der Stadt Meissen. Diese durch einen Ueberfall zu gewinnen, war ihm mißlungen; und eben so wenig gelang es ihm, durch Versprechungen den Markgrafen Gunzelin zu bewegen, ihm die Stadt zu überliefern [1]. Boleslaw ging nun an einem andern Orte, wahrscheinlich bei Strehla über die Elbe, drang ziemlich tief in die dortigen Marken ein, verwüstete alles Land mit Feuer und Schwert, und zog dann mit ungeheurer Beute und mehreren Tausend gefangener Einwohner nach Böhmen zurück. Noch in demselben Jahre und auch im Anfange des folgenden unternahm Boleslaw von Böhmen aus mehrere Einfälle in

1) Dieß that jedoch Gunzelin nicht aus Treue gegen seinen König, dessen geheimer Feind er war; der aber, weil er ihm schon verdächtig geworden war, einige treue Beamten ihm an die Seite gesetzt hatte, ohne deren Beistimmung Gunzelin nichts Bedeutendes unternehmen durfte. Die Antwort, welche der Markgraf dem Boleslaw auf seinen Antrag sandte, setzt dieß außer allen Zweifel. „Gerne," schrieb Gunzelin dem Boleslaw, „würde ich Deine Wünsche erfüllen, sed sunt mecum senioris mei satellites, qui talia non patiuntur, et si hoc publicatur, vita mea cum omnibus, quae possideo, periclitatur.» (*Ditm.* Chr. p. 384.)

Baiern, und hinterließ überall, wo er hinkam, traurige Spuren seines Durchzuges. Um Baiern zu erleichtern, suchte Heinrich durch einige scheinbare kriegerische Bewegungen den Boleslaw an die Elbe zu locken. Aber dieser Versuch mißlang; und da die Angelegenheiten Italiens Heinrich über die Alpen riefen, so blieb Baiern einstweilen seinen eigenen Kräften überlassen. Heinrich legte jedoch sowohl in die baierischen Grenzfestungen, so wie auch in jene an der Elbe starke Besatzungen, und traf überhaupt so besonnene Vorkehrungen, daß Boleslaw während der Abwesenheit des Kaisers nichts Bedeutendes unternehmen konnte.

7. Die böhmisch-polnische Angelegenheit beschäftigte indessen Heinrich so sehr, daß er sich nicht lange in Italien aufhielt, sondern noch am Ende desselben Jahres wieder nach Deutschland zurückkehrte, und in dem folgenden Jahre 1005 eine Heerfahrt nach Böhmen unternahm. Heinrichs Heer bestand blos aus Sachsen, Thüringern und Franken. Bei der Stadt Merseburg hatte es sich versammelt. Um den Boleslaw zu täuschen, ließ Heinrich eine Menge Schiffe an der Elbe in Bereitschaft halten. Jedermann glaubte, das deutsche Heer würde über den Fluß setzen. Aber plötzlich wandte sich Heinrich rechts, und zog in Eilmärschen nach der böhmischen Grenze. Boleslaw hatte dieß nicht vermuthet, daher auch die Eingangspässe nur ganz schwach mit einigen Schaaren Bogenschützen besetzt. Diese wurden von den Deutschen sogleich zurückgeworfen, und die Hauptthore von Böhmen standen nun Heinrich offen. Bei dem deutschen Heere befand sich auch der dem Leser schon bekannte Jaromir, Bruder des Tyrannen Boleslaus. Er befehligte eine ziemlich starke Schaar ausgewanderter Böhmen. Dieses gefiel ungemein

den Einwohnern des Landes. Jaromir hatte sich bei ihnen beliebt gemacht. Ganz Böhmen gerieth nun auf einmal gegen die Polen in eine furchtbare Bewegung. Die Stadt Saaz machte den Anfang. Die Einwohner fielen über die Polen her, erschlugen Viele derselben, und würden alle ermordet haben, hätte nicht Heinrich, der gerade mit seinem Heere vor der Stadt ankam, dem Blutvergießen ein Ende gemacht. Bald verbreitete sich der Aufstand über das ganze Land. Ueberall ertönten die Sturmglocken; überall bildeten sich große Massen, bereit, ihrem angeborenen Fürsten zu Hülfe zu eilen, und die eingedrungenen polnischen Fremdlinge zu vertilgen. In wenigen Tagen befand sich Jaromir an der Spitze eines böhmischen Heeres, mit dem er unverzüglich gegen Prag vorrückte. Boleslaw befand sich in der Stadt. Als aber ein Eilbote nach dem andern ankam, und ihm immer traurigere Berichte über den jetzt durch alle Provinzen Böhmens wüthenden Aufstand brachte, er sogar von den Zinnen seiner Burg die in weiter Umgegend weder bei Tage noch bei Nacht ruhenden Lärmglocken hörte, ja selbst unter den Einwohnern Prags schon immer merkbarer werdende Spuren des jetzt überall aufbrausenden Nationalgeistes erblickte; da sammelte er in der größten Eile die Seinigen um sich her, und verließ nicht nur Prag, sondern räumte auch, weil er bisher in stolzer Sicherheit nirgends für einen Anhalts- oder Stützungspunkt gesorgt hatte, das ganze Böhmer Land. — Mit unbeschreiblichem Jubel ward Jaromir von Prags Einwohnern empfangen. Von allen Seiten, und selbst von den entferntesten Gegenden strömte das Volk herbei, begrüßte ihn als seinen Fürsten und Herrn, und überreichte ihm Geschenke, größtentheils von den Polen gewonnene Beute. Bald darauf kam auch Heinrich mit seinem Heere vor

Prag an. Die Ankunft des Königs vermehrte den Jubel und die Festlichkeiten der Prager. Bei dem deutschen Heere herrschte strenge Mannszucht; daher auch jetzt vollkommene, durch keinen Zufall gestörte Eintracht zwischen den Deutschen und Böhmen. In Gegenwart aller böhmischen Großen, wie auch des Bischofes der Stadt und dessen ganzer Geistlichkeit schwur nun Jaromir dem deutschen Könige den Eid der Treue, worauf Heinrich ihn feierlich mit dem Herzogthum Böhmen belehnte.

8. Die zu Feldzügen günstige Jahreszeit war jedoch noch nicht verflossen. Heinrich wollte sie benutzen, um die Polen auch aus den Ländern zwischen der Elbe und der Oder zu vertreiben. Von Jaromir an der Spitze einer zahlreichen Schaar Böhmen begleitet, machte Heinrich einen äußerst beschwerlichen Marsch, und rückte vor die damals noch sehr feste Stadt Budissin. Er hoffte sich derselben schnell zu bemächtigen; aber er hatte sich in seiner Hoffnung getäuscht. Die Belagerung zog sich in die Länge, und zwar, wie nachher behauptet ward, durch das mehr als zweideutige Betragen des Markgrafen Gunzelin von Meissen. Endlich mußte demungeachtet die Feste sich ergeben. Die Besatzung erhielt jedoch freien Abzug. Aber die Belagerung hatte einen allzugroßen Aufwand von Zeit erfordert. Der Winter nahete heran, und Heinrich mußte, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, mit seinem Heere nach Sachsen zurückgehen. Bei Merseburg ward dasselbe aufgelöst, aber zugleich auch schon ein neuer Feldzug für das folgende Jahr 1006 beschlossen. Den Winter, wie auch einen großen Theil des erwähnten Jahres, brachte Heinrich in Sachsen zu. Erst gegen die Mitte des Augusts eröffnete er den Feldzug. Das Heer war zahlreich; auch die beiden Herzoge von Baiern und

Böhmen fanden sich mit ihren Contingenten dabei ein. Der Anfang des Feldzuges war nicht sehr ermunternd. Das Heer ward, nachdem es über die Elbe gegangen war, von bestochenen Wegweisern irregeführt. Erst nach äußerst beschwerlichen, den Soldaten erschöpfenden, daher ihn größtentheils auch sehr entmuthigenden Märschen bekam es den Feind zu Gesicht. Boleslaw hatte sein Heer auf dem jenseitigen Ufer der Spree aufgestellt. Diesseits des Flusses lagerte Heinrich. Er hatte gute Gründe zu vermuthen, daß die Polen nicht lange ihre Stellung würden behaupten können; und da er ohnehin stets das Leben der Seinigen, so viel er konnte, schonte, so blieb er jetzt einige Tage ruhig in seinem Lager. Aber einige Grafen und Ritter, besonders der junge Graf Thietborn, die, weil furchtlos und persönlich tapfer, nun auch in ihrer Einbildung sich größere Feldherrnkunde zütraueten, als ihrem König, gingen mit ihren Schaaren, ohne dazu Befehl erhalten zu haben, über den Fluß. Sie wollten den Feind angreifen, und da es, ihrer Meinung nach, ihnen an einigem Erfolge nicht fehlen könnte, eben dadurch den König zwingen, mit dem ganzen Heere über die Spree zu gehen, und so die Sache zu einer schnellen Entscheidung zu führen. Aber schwer büßten die Unbesonnenen ihren Dünkel. Sie geriethen in einen Hinterhalt, und wurden, bevor noch der König ihnen zu Hülfe eilen konnte, sammt allen den ihrigen von den Polen erschlagen. Tief schmerzte den König und das ganze Heer der Verlust so vieler braven Männer; aber Heinrich hatte den Trost, daß gleich darauf, wie er es vorausgesehen, die Polen ihre Stellung verließen, und sich hinter die Oder zurückzogen. Heinrich folgte dem Feinde auf dem Fuße. An der Oder angekommen, machte der König sogleich alle Anstalten, im Angesicht des Feindes

über den Fluß zu setzen. Schiffe wurden herbeigeführt, und Schiffbrücken erbaut. Aber vorsichtig und des Krieges nicht unkundig, ließ Heinrich zu gleicher Zeit den Fluß untersuchen. Eine Stunde unterhalb des Stroms entdeckte man eine Furth; und während nun der König den Feind in seiner Fronte bedrohete, und die ganze Aufmerksamkeit desselben auf diesen Punkt lenkte, ließ er durch die entdeckte Furth einen Theil seines Heeres über den Fluß gehen. Die Polen wurden nun in ihrer linken Flanke umgangen, und als sie dieß endlich bemerkten, ergriff sie ein solcher Schrecken, daß sie, mit Zurücklassung ihrer Zelte und des größten Theils ihres Gepäckes, sich in der größten Verwirrung zurückzogen. Aber ihr Rückzug glich einer Flucht. Das polnische Heer, entmuthiget und unvermögend, den stark geharnischten Kriegern Heinrichs in offener Feldschlacht zu widerstehen, löste sich nach und nach in einzelne Banden auf, die, obgleich wegen ihrer leichten Bewaffnung den Deutschen sehr beschwerlich, dennoch deren rasches Vordringen nicht hemmen konnten. Heinrich verfolgte den Boleslaw bis nach Posen. Aber nun beugte sich der Stolz des polnischen Fürsten. Er schickte Abgeordnete an den König und bat um Frieden. Heinrich schickte den Bischof von Magdeburg, in den er ein ganz vorzügliches Vertrauen setzte, nach Posen, um mit dem Herzog wegen der Bedingungen des abzuschließenden Friedens zu unterhandeln. Dieser kam bald zu Stande; denn Boleslaw war auf das Aeußerste gebracht. Der größte Theil des Landes zwischen der Oder und Elbe ward ihm entrissen; nur einige Marken wurden ihm gelassen, und dieß nicht anders, als unter deutscher Hoheit, und nachdem er vorher dem Könige auf das neue wieder Treue und Gehorsam gelobt hatte. — Heinrich ging jetzt mit seinem Heere nach Sachsen

zurück. Aber, wie es scheint, nicht ganz zufrieden mit dem Erfolge seines Feldzuges, und nicht ohne Verdacht, daß Verrätherei bei mancher Gelegenheit die Sache der Polen gefördert hätte, ließ er, sobald er über der Elbe war, eine strenge gerichtliche Untersuchung anstellen, und Alle, welche der Treulosigkeit überführt wurden, ohne weiteres aufknüpfen. Selbst Männern aus dem Geleite des Königs ward jetzt dieses Schicksal zu Theil (1006).

9. Dieser Friede hatte jedoch keinen langen Bestand. Schon im Jahre 1008 liefen von den Lausitzern und Lübbnern Nachrichten ein, daß Boleslaus mit neuen feindlichen Entwürfen gegen den König und das Reich sich beschäftige, Kriegsrüstungen anstelle, und Alles zu einem Einfall in die benachbarten Länder vorbereite. Auch der Herzog von Böhmen schrieb ähnliche Briefe an Heinrich. Er fürchte, sagte Jaromir, daß, wenn der König nicht schnelle und kräftige Maßregeln gegen Boleslaw ergreife, dieser Fürst die Böhmen zwingen würde, ihre Waffen, selbst gegen ihren Willen, mit den seinigen zu vereinigen. Alle diese Nachrichten waren jedoch theils im höchsten Grade übertrieben, theils völlig ungegründet. Leider ward Heinrich diesmal übel berathen. Er sandte an Boleslaw dessen Schwager oder Schwiegersohn, den Markgrafen Heinrich, und ließ durch diesen dem Herzog sagen, daß, wenn er von seinem ränkevollen Treiben nicht ablasse, der König ihn als einen Feind des Reiches betrachten werde. Boleslaw betheuerte, daß alle gegen ihn erhobenen Klagen ungegründet wären; aber genau unterrichtet von der Lage des Königs, der jetzt zu gar keinem Kriege vorbereitet war, nahm Boleslaw die erhaltene Botschaft, welche doch eigentlich blos eine Drohung war, als eine förmliche Kriegserklärung auf, und

rückte, ohne lange zu zögern, noch in demselben Jahre mit seinem Heer in das deutsche Gebiet. Heinrich schickte nun Befehl auf Befehl nach Sachsen, dem Herzog mit verhältnißmäßiger Macht unverzüglich entgegen zu rücken. Aber sey es aus Mangel an gutem Willen bei den sächsischen Fürsten, oder vielleicht auch, daß Boleslaw zu schnell losgebrochen und ihnen unvermuthet auf den Hals gekommen war: kurz, in ganz Sachsen regte sich auch nicht eine Hand zur Vertheidigung der Grenzen [1]). Boleslaw bemächtigte sich demnach wieder des Landes zwischen der Elbe und Oder, zwang die Feste Budissin nach einer kurzen Belagerung sich zu ergeben, plünderte einen Theil des Erzbisthums Magdeburg rein aus, drang sogar bis Zerbst vor, und kehrte dann mit reicher Beute, und mehrere Tausend Gefangene vor sich herschleppend, wieder nach Polen zurück. Heinrich sah sich gezwungen, mit Boleslaw einen Waffenstillstand zu schließen, den aber nach zwei Jahren schon ein neuer Krieg wieder ablöste.

10. Unter den sächsischen Fürsten herrschte seit einiger Zeit die größte Uneinigkeit, und anstatt dem mit jedem Jahre furchtbarer werdenden polnischen Herzoge mit vereinten Kräften entgegen zu treten, schwächten und vergeudeten sie dieselben in blutigen Fehden unter einander selbst. Heinrich sah wohl ein, daß der Krieg gegen Boleslaw nicht mit Nachdruck geführt werden könnte, wenn nicht vorher dem schrecklichen, auch in den andern Theilen Deutschlands immer mehr einreissenden Fehdeunwesen ernstlich ge-

1) Rex haec audiens animo dolet, hortaturque suos, ne id inultum ferrent, sed hujusmodi affectum, nescio quo obstaculo, nullus sequebatur effectus. (*Annal. Sax.* p. 488. ap. Eccard.)

steuert würde. In dem Jahre 1010 ging er also selbst nach Sachsen, und schrieb nach Merseburg, wo er sich am längsten und liebsten aufhielt, einen öffentlichen Tag aus. Hieher wurden nun alle mit einander im Streite liegenden Fürsten berufen, Klagen und Gegenklagen gehört, genau erwogen, und dann von dem König nach gepflogener Berathung mit den ihn umgebenden Fürsten entweder ein Vergleich geboten, oder ein entscheidendes Urtheil gesprochen. Dem größten Unruhestifter in Sachsen, dem Markgrafen Gunzelin von Meissen, der jetzt sogar des Verraths gegen König und Reich angeklagt ward, wurde die Markgrafschaft genommen, und dem Markgrafen Herrmann, des edeln und unglücklichen Ekkehards Sohn, übertragen. Gunzelin selbst ward der Haft des Bischofes Arnulph von Halberstadt übergeben. Bevor aber noch Markgraf Herrmann sich in den Besitz seiner neuen Markgrafschaft setzen konnte, war schon wieder ein zahlreicher Haufe Polen über die Elbe gegangen, um sich durch Ueberfall der Stadt Meissen zu bemächtigen. Boleslaw, der, um seine Zwecke zu erreichen, kein Mittel, mithin auch nicht jenes der Bestechung, verschmähete, hatte zwei Burgwächter von Meissen gewonnen; diese sollten bei nächtlicher Weile die Stadtthore den Polen öffnen. Zum Glück ward zu rechter Zeit die Verrätherei entdeckt. Die Polen mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen, und die beiden Burgmänner wurden aufgeknüpft.

11. Durch diesen Vorfall noch mehr gegen Boleslaw entrüstet, schrieb Heinrich für das folgende Jahr 1011 eine neue Heerfahrt gegen Polen aus. Schwere Strafen droheten jedem Dienstpflichtigen, der sich nicht zur bestimmten Zeit stellen würde. Gleich nach Ostern hatte demnach der König ein

zahlreiches Heer unter seinen Fahnen. Aber leider wurden Heinrich und dessen treuester Diener, der Erzbischof Tagino von Magdeburg, krank. Beide mußten also mit einem Theile des Heeres zurückbleiben; mit dem andern gingen die Fürsten über die Elbe. Boleslaw hielt seine Truppen in den Festungen eingeschlossen. Die Deutschen drangen also bis Glogau vor, verwüsteten weit und breit das Land, und zogen hierauf, da sie Glogau nicht anzugreifen wagten, wieder nach Hause. Aber kaum hatte das deutsche Heer sich aufgelöst, als Boleslaw mit dem seinigen aus den Städten hervorbrach, eine erst unlängst von Heinrich erbaute Festung eroberte, sie dem Erdboden gleich machte, und dann durch seine Polen den Beweis führen ließ, daß sie das Verheeren und Verwüsten eines offenen Landes eben so gut verstünden, wie die Deutschen. — Eben so wenig Erfolg hatte auch der im folgenden Jahre von Heinrich gegen die Polen unternommene Feldzug. War der König im vorigen Jahre durch Krankheit verhindert worden, sein Heer selbst zu führen; so waren es jetzt die von den ränkevollen Brüdern der Königin erregten Unruhen, welche ihn in Lotharingen festhielten. Den Oberbefehl über das Heer übertrug er also dem neuen Erzbischof Walthard von Magdeburg [1]. Als aber die Fürsten

1) Von der nicht zu erschütternden Treue der Bischöfe überzeugt, aber mit Recht dem größten Theile der weltlichen Fürsten mißtrauend, schenkte Heinrich blos jenen beinahe ganz ausschließlich sein Vertrauen. Er übertrug ihnen daher bisweilen sogar die Führung der Heere, bediente sich ihrer bei auswärtigen Gesandtschaften, wie bei den verwickeltsten Verhandlungen im Innern des Reiches, und zog sie bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe. Nur drei Bischöfe wichen von der von allen übrigen befolgten Richtschnur treuer Ergebenheit gegen den König ab; aber

den König nicht an ihrer Spitze erblickten, zeigten sie auch wenig Lust zur Heerfahrt. Den Marsch traten sie zwar an, machten aber bald wieder Halt, und beschlossen nicht weiter vorzurücken, sondern blos die Grenzen besetzt zu halten. Der böse Wille der Fürsten machte dem Erzbischofe so viel Verdruß, daß er darüber krank ward und starb, worauf das Heer sich von selbst auflöste. — Unter diesen Umständen sah sich Heinrich gezwungen, mit dem polnischen Fürsten neue Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, und da Boleslaw, weil mit den Russen in Streithändel verwickelt, ebenfalls des Friedens bedurfte, so fand die Abschließung desselben keine große Schwierigkeiten. Boleslaw kam zu dem König nach Magdeburg, erhielt den größten Theil des Landes zwischen der Elbe und Oder, wegen dessen Besitzes bisher schon so viel Blut war vergossen worden, jedoch nicht mit voller Souverainität, sondern unter der Hoheit des Reiches. Von Heinrich ward er feierlich damit belehnt. Boleslaw gelobte daher dem König auf das neue wieder Treue und Gehorsam, und begleitete ihn auch als dessen Schwertträger nach der Kirche in Magdeburg. Der polnische Herzog hatte nun den Preis erhalten, um den bisher so lange war gekämpft worden; und man kann demnach nicht leugnen, daß dieser Friede wenig ehrenvoll für den König wie für die Deutschen war (1013).

12. Aber es dauerte nicht lange, so zogen sich an Deutschlands östlichem Horizont schon wieder neue Gewitterwolken zusammen. Heinrich ging gleich nach dem mit den Polen geschlossenen Frieden nach Italien. Boleslaw wollte die Abwesenheit des Königs

diese waren gerade die drei Brüder der Gemahlin des Königs, der Königin Kunigunde.

benutzen, besonders da er voraussetzte, Heinrich würde so bald nicht wieder nach Deutschland zurückkommen. Mit Recht schrieb der polnische Fürst den letzten ihm so vortheilhaften Frieden blos Heinrichs augenblicklicher Schwäche und Verlegenheit zu, fand also in demselben nichts weniger als eine sichere Garantie seiner Dauer, und erblickte daher noch immer in Heinrich seinen ärgsten und gefährlichsten Bannalfeind. Um sich gegen mögliche künftige Ereignisse zu schützen, nahm er zu seinen gewöhnlichen Ränken seine Zuflucht, suchte auf alle Weise die Gemüther von dem König abzuwenden, und ging nicht blos mit den Häuptern verschiedener slawischer Völker, sondern selbst mit sächsischen Fürsten, deren Preis er sehr genau zu kennen schien, geheime Verbindungen gegen den König ein. Aber nichts schien ihm so vortheilhaft, als ein Schutz- und Trutzbündniß mit Böhmen. In diesem Lande herrschte jetzt Othelrich. Er hatte im Jahre 1012 seinen Bruder Jaromir mit Hülfe Boleslaw's vertrieben, es dann während des Krieges mit dem polnischen Fürsten gehalten, und dieser sich für ihn bei dem Friedensschluß in Magdeburg so kräftig verwendet, daß Heinrich, wenn die angefangenen Unterhandlungen sich nicht wieder zerschlagen sollten, endlich gezwungen war, den Jaromir aufzugeben, und den Othelrich mit Böhmen zu belehnen. Zu diesem schickte also Boleslaw seinen Sohn Miesko mit einem ansehnlichen Gefolge vornehmer Polen, ließ ihn an seine Verwandtschaft erinnern, und ihm vorstellen, daß sie Beide nur in einer engen Verbindung unter sich selbst und nach und nach mit allen übrigen slawischen Völkern Sicherheit gegen ihre ärgsten Feinde, die Deutschen und deren König finden könnten. Der Herzog von Böhmen zeigte sich dem Antrage gar nicht abgeneigt, und die Unterhandlungen naheten sich schon

ihrem Abschluß, als Othelrich plötzlich die überraschende Nachricht erhielt, Heinrich sey als römischer Kaiser [1]) schon wieder in Deutschland angekommen. Als Othelrich mit dem Herzogthum Böhmen belehnt ward, hatte er sich verbindlich gemacht, Heinrich nach Italien zu begleiten, war aber dennoch, seines gegebenen Wortes ungeachtet, zu Hause geblieben. Jetzt befürchtete Othelrich, von seinen und des Boleslaw's Umtrieben sey dem Kaiser schon Etwas bekannt, derselbe daher so schnell über die Alpen wieder zurückgekehrt; und in dem Bewußtseyn seiner in Beziehung auf die Heerfahrt nach Italien schon einmal verletzten Treue gegen den Kaiser erschrack er bei dessen ganz unerwarteter Ankunft so sehr, daß er in der ersten Bestürzung das polnische Gefolge treulos überfallen, die Vornehmsten davon ermorden, die Uebrigen sammt dem Sohne des polnischen Herzogs gefänglich niederwerfen ließ, und hierauf, Treue heuchelnd, den ganzen Vorgang an den Kaiser berichtete, aber Allem eine solche Wendung gab, daß auf der einen Seite blos die feindlichen Gesinnungen des polnischen Fürsten, und auf der andern seine eigene treue Anhänglichkeit an den Kaiser sich heraushoben. Heinrich war anfänglich gesonnen, den Miesko sogleich in Freiheit zu setzen; änderte aber auf Othelrichs Gegenvorstellungen wieder seine Gesinnung, befahl jedoch dem böhmischen Herzog, seinen Gefangenen ihm alsogleich auszuliefern. — Als Boleslaw erfuhr, sein Sohn sey in den Händen des Kaisers, ordnete er eiligst Gesandte an ihn, ließ ihm für die Befreiung seines Sohnes danken, und ihn zugleich bitten, denselben unverzüglich zurückkehren zu lassen. Heinrich, stets übel berathen, wenn er anderem als seinem eigenen Rathe folgte, wieß das Gesuch des polni-

1) Er war nämlich auf seiner zweiten Heerfahrt nach Italien zum Kaiser gekrönt worden (14. Febr. 1014.).

schen Fürsten zurück. Er wolle, gab er dessen Gesandten zur Antwort, erst auf einem nächstens zu Merseburg zu haltenden öffentlichen Tage, auf welchem Boleslaw ebenfalls erscheinen möchte, die ganze Sache den dort versammelten Fürsten vortragen.

13. Viele Fürsten fanden sich in Merseburg ein, auch Othelrich, aber nicht Boleslaw, der auf eine zweite, ihm von dem Könige und den Fürsten gesandte Vorladung gar nicht antwortete. Heinrich klagte vor der Versammlung über den Ungehorsam und das zweideutige Betragen des polnischen Herzogs, und überließ der Entscheidung der Fürsten die Frage, was mit dem gefangenen Sohne desselben zu thun sey. Niemand faßte diese Frage richtiger auf, und beantwortete sie auch klüger, als der besonnene, auch dem Kaiser stets treue Erzbischof Gero von Magdeburg. Er bemerkte, daß es sehr rathsam gewesen wäre, wenn der Kaiser gleich anfänglich den Miesko frei gegeben hätte; diese Gnadenerweisung würde sicher auf Boleslaw, dessen Herz für edle Handlungen nicht unempfänglich wäre, einen tiefen Eindruck, und ihn selbst aus einem heimlichen Feinde zu einem ruhigen und treuen Vasallen gemacht haben. Nun aber sey es zu spät. Boleslaw rüste sich mit großer Thätigkeit zum Kriege, man müßte also seinen Sohn als Geißel zurückbehalten. Dem Kaiser leuchtete dieß vollkommen ein. Aber unter den anwesenden Fürsten befanden sich nicht wenige, die, weil von Boleslaw bestochen, auch bei aller Gelegenheit dessen Interesse zu fördern suchten. Diese waren ganz der entgegengesetzten Meinung, brachten eine Menge Scheingründe vor, und unter der Maske warmer Anhänglichkeit an den Kaiser drangen sie sogar mit Bitten so lange in ihn, bis er endlich ihnen beistimmte, und den Miesko seiner

Haft entließ. Aber kaum war derselbe bei seinem Vater angekommen, als dieser seine Kriegsrüstungen mit verdoppelter Thätigkeit betrieb. In allen Theilen seines Reiches zogen sich zahlreiche Schaaren zusammen; und bald sahen der Kaiser und die enttäuschten Fürsten ein, daß, wenn man einem verheerenden Einfall der Polen in Deutschland zuvorkommen wollte, der Heerbann unverzüglich aufgeboten werden müßte. — Es ward beschlossen, um des Feindes Aufmerksamkeit und seine Streitkräfte zu theilen, von drei verschiedenen Punkten gegen ihn anzurücken. Die eine, und zwar stärkste Heerabtheilung sollte der Kaiser in eigener Person führen, und damit über die Elbe gehen. Der Herzog Herrmann von Sachsen erhielt den Auftrag, mit der andern Abtheilung weiter oberhalb des Stroms über denselben zu setzen, und Othelrich an der Spitze der dritten, aus Böhmen und Baiern bestehenden Abtheilung ward angewiesen, von Böhmen aus gegen die Oder vorzurücken. Beide Heerabtheilungen sollten endlich bei Crossen, an dem linken Ufer der Oder, zu dem Heere des Kaisers stoßen.

14. Im Julius des Jahres 1015 eröffnete der Kaiser den Feldzug, ging über die Elbe, und kam an der Oder, Crossen gegenüber, glücklich an. Hier lagerte er einige Zeit, in der Erwartung, daß die beiden andern Heerabtheilungen nun ebenfalls auf dem jenseitigen Ufer erscheinen würden. Aber weder der Herzog von Sachsen, noch jener von Böhmen ließen sich sehen. Der Erstere war auf Boleslaw gestoßen, der an der Oder eine so feste Stellung genommen hatte, daß Herrmann es nicht wagen durfte, im Angesicht des Feindes über den Fluß zu gehen. Der Andere eroberte auf seinem Marsche eine ziemlich feste Stadt in Schlesien, plünderte und

zerstörte sie, und kehrte dann, sich seines Sieges hoch erfreuend, wieder in sein Land zurück, ohne um den Kaiser und den fernern Erfolg des Feldzuges sich weiter mehr zu bekümmern. Als Heinrich durch das Nichterscheinen der beiden Heerabtheilungen sah, daß sein Plan wahrscheinlich durch irgend ein unglückliches Ereigniß in seinem wesentlichen Theile gescheitert wäre, machte er einen Versuch, die Sache durch Unterhandlungen zu einer unblutigen Entscheidung zu bringen. Aber Miesko, der mit einem Heere bei Crossen dem Kaiser gegenüber stand, gab nur ausweichende Antworten; darüber endlich entrüstet, erzwang Heinrich den Uebergang über den Fluß, griff den Miesko an, und schlug ihn in die Flucht. Als Boleslaw von der Niederlage seines Sohnes Kunde erhielt, brach er unverzüglich sein Lager ab, und eilte jenem zu Hülfe. Nun ging Herzog Herrmann ebenfalls über die Oder. Aber anstatt im Rücken des sich zurückziehenden Feindes gegen Crossen hin zu manövriren, wodurch die Polen entweder ungemein zurückgeworfen worden, oder zwischen beide deutsche Heere in die Mitte gerathen wären, begnügte er sich, blos das gerade vor ihm liegende Land zu verwüsten, kehrte hierauf über die Oder und Elbe nach Sachsen zurück, und überließ Heinrich und dessen Heer ihrem Schicksal. Indessen hatte sich Boleslaw mit dem Heere seines Sohnes, das in der letzten Schlacht keinen allzubedeutenden Verlust erlitten hatte, vereint. Natürlicher Weise mußte jetzt auch der Kaiser wieder über die Oder zurückgehen. Die Polen folgten ihm auf dem Fuße. Von einem unverhältnißmäßig stärkern Feinde ganz in der Nähe hitzig verfolgt, ward Heinrich endlich an einen sich weit hinstreckenden Morast gedrängt. Das deutsche Heer befand sich jetzt in der mißlichsten Stellung; auf seinen beiden Flanken von dem Feinde

umgangen, und in seinem Rücken ein Morast, war es von allen Seiten eingeschlossen. Boleslaw hielt dasselbe für verloren; und in der Hoffnung, von der verzweifelten Lage des Kaiser große Vortheile zu ziehen, ließ er ihm durch einen Abgeordneten, man weiß nicht, welche Anträge machen, die jedoch der Kaiser verwarf. Heinrich glaubte auf einem andern Wege sich aus seiner schrecklichen Verlegenheit ziehen zu können. Er behielt demnach den Abgeordneten zurück, und gab Befehl, so viele Balken und Bretter, als man nur immer finden könnte, herbeizuführen, sie über den Morast zu legen, und eine Art Brücke damit zu Stande zu bringen. Da jeder Hand anlegte, ward auch die Arbeit in einer Nacht fertig. Jetzt ließ er Boleslaw's Abgeordneten wieder zu seinem Herrn zurückkehren, setzte sich an die Spitze des Vortrabs, und kam glücklich mit demselben über die Brücke hinüber. Als aber das übrige Heer, das ohnehin nur in aufgelösten Reihen und in ziemlicher Unordnung über die gefährliche Nothbrücke hinüber kommen konnte, auf der andern Seite des Morastes angekommen war, ward es sogleich von den Polen, die indessen den Sumpf umgangen hatten, wüthend angegriffen. Die Deutschen hatten nicht mehr Zeit, sich nur einigermaßen zu formiren, viel weniger eine geregelte Schlachtordnung zu bilden. Die Schlacht war also auch schon verloren, sobald sie begann. Die Deutschen fochten jedoch mit dem ihnen damals, besonders in großen Gefahren, eigenen Löwenmuthe. Alle zogen einen ehrenvollen Tod einer schmählichen Gefangenschaft vor. Aber desto blutiger war auch jetzt ihre Niederlage. Einige Fürsten und mehr als zweihundert der vornehmern Edeln blieben in dem Treffen. Beinahe das ganze Heer ward vernichtet; nur wenige entrannen den Schwertern und Lanzen der Polen.

Heinrich, als er die traurige Botschaft erhielt, wollte sogleich umkehren, um wenigstens die Todten zu begraben, schickte jedoch vorher zu Boleslaw, um sich die Erlaubniß dazu zu erbitten. Aber der Herzog wollte sich diesem frommen Geschäfte selbst unterziehen. Er ließ also die gefallenen Deutschen durch seine eigenen Polen beerdigen, und sandte auch die Leiche des ebenfalls gefallenen Markgrafen Gero an den Kaiser zurück.

15. Tief gebeugt, aber an dem Unglück seines Heeres sich keiner Schuld bewußt, ging der Kaiser bei Strehla über die Elbe. Da er, wie es scheint, seinen Gegner, den Herzog Boleslaw, genau kannte; so zweifelte er auch keinen Augenblick, daß derselbe jetzt seinen Sieg verfolgen, und in Deutschland einzudringen suchen werde. Von Strehla aus sandte er also eiligst den Markgrafen Herrmann nach Meissen, um diese Stadt gegen den vordringenden Feind zu vertheidigen, und wirklich war der Markgraf kaum in Meissen angekommen, als auch schon Miesko mit seinem Heere vor den Thoren der Stadt erschien. Meissens Besatzung war nicht stark; sie bestand blos aus den Dienstmannen des Bischofes von Merseburg, und der Markgraf begann schon an der Möglichkeit zu zweifeln, die Stadt gegen den Feind halten zu können. Aber bald zog ihn aus dieser Verlegenheit der Edelmuth der Meissener Frauen. Entschlossen, alle Gefahren und Wechselfälle einer Belagerung mit den Männern zu theilen, schnallten sie den Harnisch an ihren zarten Körper, bedeckten mit Helmen ihr Haupt, und stellten sich in die Reihen der Krieger. Miesko, der durch seine Kundschafter von der Schwäche der Besatzung unterrichtet war, staunte nicht wenig, als er ganz gegen seine Erwartung die Mauern von so zahlreichen Bewaffneten besetzt fand. Demunge-

achtet gab er das Zeichen zum Sturm. Aber das unerhörte, in einem solchen Falle wahrhaft begeisternde Beispiel der Frauen spornte jetzt die Männer zu nur noch größerer Tapferkeit an, und während diese mit Schwertern, Bogen und Lanzen wüthend gegen die Feinde kämpften, wälzten Jene ganz ungeheure Steine auf die Stürmenden, oder gossen siedendes Oel und siedendes Wasser auf dieselben herab. Durch die von den Polen in die Stadt geschleuderte Menge feuriger Pfeile und brennbarer Stoffe waren viele Häuser in Brand gerathen. Aber auch dagegen war von den edeln Meissener Amazonen schon Vorkehrung zetroffen. In die verschiedenen Quartiere der Stadt hatten Jene, die auf den Mauern keinen Raum gefunden, sich vertheilt; und jeder Gefahr trotzend, kämpften sie nun mit gleicher Entschlossenheit gegen die in den verschiedenen Stadtvierteln hervorbrechenden Flammen; und als es endlich an Wasser gebrach, ließen sie allen in der Stadt vorfindlichen Vorrath von Meth herbeiführen, und erstickten und löschten damit überall das Feuer. Zweimal hatte Miesko schon gestürmt, war aber jedesmal mit Hülfe der Frauen zurückgeschlagen worden; und da jetzt — gleichsam als wenn der Himmel der Frauen seltenes Beispiel heroischer Selbstaufopferung hätte krönen wollen — die Elbe plötzlich anschwoll, so ließ Miesko, nunmehr wegen seines Rückzuges besorgt, vom Sturm ab, zog seine Schaaren zusammen, und ging eiligst über den Fluß zurück; und so war nun offenbar blos durch den Patriotismus und Heldenmuth der Frauen die Stadt Meissen, damals Deutschlands erstes Bollwerk gegen die Slawen, wunderbarer Weise gerettet [1]).

1) Zwar wird gar oft und beinahe allgemein gesagt: Das Weib soll blos beglücken, nicht blenden, und

16. Der herannahende Winter machte dem Feldzuge ein Ende; und beiderseitige Erschöpfung, in Verbindung mit dem Drange anderer Ereignisse, führten einen zwar nicht förmlich geschlossenen, doch beiden Theilen auf einige Zeit Ruhe gewährenden Waffenstillstand herbei. Verhältnisse mit Burgund zogen Heinrich in die westlichen Theile seines Reiches, während die zwischen Polen und Rußland noch immer fortdauernden Streitigkeiten Boleslaw auf den östlichen Grenzen des seinigen beschäftigten. Alles blieb demnach einstweilen ungewiß und unentschieden, und nichts war sicher, als die Aussicht entweder auf eine abermalige Heerfahrt der Deutschen nach Polen, oder einen baldigen Einfall des polnischen Fürsten in Deutschland. Als daher Heinrich im Jahre 1017 von seinem erfolglosen Zuge gegen Basel und den mächtigen burgundischen Grafen Wilhelm zurückgekommen war, begab er sich, ohne lange am Rhein zu verweilen, nach Sachsen, und nachdem er die unter sich streitenden geistlichen und weltlichen Herren wieder mit einander ausgesöhnt, und ihre Streitigkeiten ausgeglichen hatte, beschäftigte er sich sogleich mit den polnischen Angelegenheiten. Heinrich wünschte einen dauerhaften Frieden; auch Boleslaw war demselben nicht abgeneigt. Um wegen der Bedingungen ruhig unterhandeln zu können, ward jetzt ein förmlicher Waffenstillstand abgeschlossen. Die Leitung des Friedensgeschäfts übertrug der Kaiser einigen deut-

---

noch viel weniger herrschen. Aber wie oft widerspricht dem Letztern nicht die Geschichte? Mag auch immer jetzt in unsern Zeiten der Verein zarten weiblichen Sinnes mit männlicher Kraft so selten, wie die Blüthe einer Aloë seyn, die bekanntlich alle hundert Jahre nur einmal blühet; so beweist doch hier abermals die Geschichte, daß dieß nicht zu allen Zeiten und unter allen Völkern stets so war.

schen Fürsten, an deren Spitze die beiden Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg standen. Diese fanden sich zur gehörigen Zeit an dem zum Congreß bestimmten Orte ein. Als sie aber hier mehrere Wochen fruchtlos gewartet hatten, und weder Boleslaw, noch auch Bevollmächtigte von ihm ankamen, kehrten sie, über den polnischen Fürsten im höchsten Grade entrüstet, wieder nach Merseburg zurück. Der Kaiser und alle anwesenden Fürsten theilten den Unwillen der beiden Erzbischöfe und deren fürstlichen Begleiter, und so ward nun in den ersten Aufwallungen gerechten Zorns eine neue Heerfahrt nach Polen beschlossen. Zu diesem Beschluß gab jedoch der Kaiser nur ungern seine Einwilligung, schickte daher, während das deutsche Heer sich zusammenzog, noch einmal seinen Schwager, den Herzog Heinrich von Baiern, nach Krakau, um dort des Friedens wegen mit Boleslaw zu unterhandeln. Er selbst rückte mit dem Heere, sobald dasselbe bei Merseburg sich versammelt hatte, gegen die Grenzen vor, um durch diese drohende Stellung die Unterhandlungen seines Schwagers zu unterstützen. Aber nun befand sich bei dem deutschen Heere auch der Herzog Othelrich von Böhmen mit seinen Schaaren; und Miesko, die Abwesenheit desselben benutzend, fiel raubend und verheerend in Böhmen ein. Dieser feindliche Einfall nöthigte auch den Kaiser vorzurücken; und so war nun der Feldzug, gegen den Wunsch des Kaisers, eröffnet, und seines Schwagers schon angeknüpfte Unterhandlungen in Krakau zerschlugen sich wieder völlig. Boleslaw hatte sein zahlreiches Heer wieder in zwei Abtheilungen getheilt. Die eine befehligte sein Sohn Miesko, mit der andern rückte er jetzt selbst bis an die Oder vor, und nahm bei Glogau eine feste Stellung. Als der Kaiser dieß erfuhr, entschloß er sich, die Festungen an der Oder zu

umgehen, und südlich in Schlesien einzudringen. Hier wollte er sich der Stadt Nemzi, eines der stärksten Plätze im ganzen Lande, der aber jetzt nur schwach besetzt war, durch Ueberfall bemächtigen. Aber Miesko, der den Bewegungen der Deutschen gefolgt war, kam ihm zuvor, und warf eine zahlreiche Besatzung in die Festung. Als der Kaiser ankam, sah er, daß er die Stadt nur durch eine förmliche Belagerung gewinnen könnte. Aber dazu gebrach es leider an mehrern, ganz unentbehrlichen Belagerungsmaschinen. Diese mußten also erst noch erbaut werden. Aber während man damit beschäftiget war, betrieben die Belagerer, wahrscheinlich durch die Umtriebe der bei dem Heere befindlichen, erkauften geheimen Anhänger des Boleslaw dazu bewogen, ihr Werk mit einer so unverzeihlichen Schlaffheit und Nachlässigkeit, daß Miesko sogar jetzt noch nicht nur neue Truppen, sondern auch Lebensmittel nnd alle andere Kriegsbedürfnisse im Ueberfluß in die Stadt schaffen konnte. An Zerstörungswerkzeugen fehlte es demnach den Belagerten keineswegs, und als endlich die Belagerer mit dem Bau ihrer Maschinen fertig waren, und diese den Mauern näherten, machten die Polen einen wüthenden, nächtlichen Ausfall, und verbrannten und zerstörten in wenigen Stunden der Deutschen mühsame Arbeit mehrerer Wochen. Nun sollte die Festung mit Sturm genommen werden. Aber zwei Stürme wurden mit großem Verlust der Stürmenden von den Polen zurückgeschlagen. Die Lage der Deutschen vor Nemzi ward immer bedenklicher. Jeder fühlte jetzt schon das Schmachvolle einer bald durchaus nothwendig werdenden Aufhebung der Belagerung. Aber dieses peinliche Gefühl erregte nun überall Unzufriedenheit und lautes Murren, zwar nicht gegen den Kaiser, sondern der verschiedenen Anführer im Heere gegen einander selbst. Einer warf immer die

Schuld auf den Andern. Von gegenseitigen Vorwürfen kam es bald zu noch bissigern, beleidigendern Reden. Erbitterung bemächtigte sich der Gemüther, und nun mußte Heinrich sich seines ganzen kaiserlichen Ansehens bedienen, um wenigstens zu verhindern, daß nicht die einzelnen Schaaren der Böhmen, Luitizier, Sachsen, Thüringer ꝛc. ihre Waffen gegen einander selbst gebrauchten. An Einheit, gemeinsames Streben und kräftiges Zusammenwirken war also für jetzt nicht mehr zu denken. Das Heer war moralisch aufgelöst, mithin der Kaiser gezwungen, die Belagerung aufzuheben.

17. Aber während der Kaiser vor Nemzi Zeit und Kräfte fruchtlos verschwendete, waren die Polen von der Oder an die Elbe vorgedrungen, endlich über den Fluß gegangen, und hatten die Gegend weit und breit verwüstet, und eine Menge gefangener Einwohner mit sich fortgeführt. Die Vertheidigung des eigenen Vaterlands rief also jetzt den Kaiser nach Sachsen zurück; aber auf dem Wege, auf welchem er gekommen war, konnte er nicht mehr zurückkehren. Zahlreiche polnische und slawische Schaaren schwärmten in Mähren und dem südlichen Böhmen herum, und endlich stand im Rücken der Deutschen Boleslaw's Heer mit jenem des Miesko vereint an der Grenze des schlesischen Landes. Nur nach dem nördlichen Böhmen stand der Weg noch offen. Aber der Weg über die hohen und rauhen Gebirge war mit unsäglichen Beschwernissen verknüpft. Das Heer war erschöpft, entmuthiget und so gut auch als materiell aufgelöst. Um nicht von den Polen, im Falle diese die Rückziehenden verfolgen würden, eingeholt zu werden, mußten die Deutschen in den angestrengtesten Eilmärschen ununterbrochen fortziehen; zudem gebrach es in den unwirthbaren Gebirgs-

gegenden nicht selten an Lebensmitteln. Als endlich das Heer aus den Gebirgsschluchten sich herausgewunden hatte, boten bald darauf auch die böhmischen, nach Sachsen führenden Gebirgspässe wieder die nämlichen Beschwernisse und Mühseligkeiten dar; und hätte eine allzugroße Entfernung es dem Boleslaw nicht unmöglich gemacht, Heinrichs Heer in der Nähe zu verfolgen, so würde schwerlich auch nur ein Mann davon wieder zurückgekommen seyn. Aber demungeachtet war auf diesem äußerst und über alle Begriffe beschwerlichen Marsch der Verlust der Deutschen an Menschen, Pferden und zurückgelassenem Gepäcke ganz ungeheuer. Endlich kam der Kaiser Anfang Octobers mit seinem Heere in Merseburg an. Einen so unglücklichen Feldzug hatte Heinrich noch nicht gemacht; der bisherige deutsche Waffenruhm war verdunkelt, und die unselige Stimmung der sogenannten Getreuen des Kaisers gab demselben wenig Hoffnung, die diesmal erduldete Schmach an dem übermüthigen Feinde so bald noch zu rächen. — Aber der schlaue, Alles wohl berechnende, des Krieges kundige, und dabei eben so unermüdet thätige Boleslaw wußte die gegenwärtige drückende Lage des Kaisers trefflich zu benutzen. Dieser war kaum in Merseburg angekommen, als auch polnische Abgeordnete, unter dem Vorwande, wegen Auswechselung der Gefangenen eine Uebereinkunft zu treffen, allda erschienen. Ein Geschäft dieser Art ist nie mit Schwierigkeiten verbunden, und diesmal führte es bald zu noch wichtigern, auf einen dauernden Frieden sich beziehenden Unterhandlungen. Boleslaw war in der Lage, die Friedensbedingungen vorschreiben zu dürfen, und der Kaiser in jener, sie annehmen zu müssen. Ersterer erhielt den größten Theil der Lausitz, ganz Schlesien und nördlich desselben noch einen Theil der heutigen Mark Bran-

denburg. In der Stadt Budissin ward der Friedensvertrag von einigen von dem Kaiser dazu bevollmächtigten Erzbischöfen und Fürsten abgeschlossen und gegenseitig beschworen (im Januar 1018). — Bis zu seinem Tode hatte nun Heinrich Ruhe vor den Polen [1]).

XIV.

1. Innere Unruhen in Deutschland während Heinrichs II. Regierung. — Heinrich der Jüngere, Markgraf von Schweinfurt, war der Erste, welcher dem König Heinrich gleich schon im zweiten Jahre nach dessen Erhebung auf den Thron mit den Waffen in der Hand gegenüber trat. Heinrich, als er sich um die Krone bewarb, hatte den Markgrafen durch die Aussicht, die er ihm auf das Herzogthum Baiern eröffnete, für sein Interesse zu gewinnen, aber nachher, als er dessen Hülfe nicht mehr bedurfte, auf eben so schlaue Art sich seines gemachten Versprechens wieder zu entledigen gewußt. Seit dieser Zeit zürnte der Markgraf dem Könige,

---

1) Dieser für Deutschland so unrühmliche Friede war, wie wir gesehen, blos das Werk theils der offenbaren Treulosigkeit, theils auch des Ungehorsams und geheimen verrätherischen Spiels selbstsüchtiger Vasallen, die, nur ihr eigenes sogenanntes Interesse berücksichtigend, demselben auch stets das Gesammtwohl des Reiches zum Opfer brachten. Dem Könige kann also dieser schmachvolle Friede nicht zum Vorwurf gereichen, und es war gewiß nicht seine Schuld, daß derselbe Herzog Boleslaw, der, wie Ditmar berichtet, so lange der tapfere Markgraf Ekkehard lebte, sich vor demselben ohne dessen Erlaubniß nicht niederzusetzen wagte, nun ganz Deutschland trotzen, und demselben sogar einen Theil seiner Grenzprovinzen entreißen konnte.

und ging schon zu Merseburg, wo Heinrich von den Sachsen gewählt ward, mit dessen ärgstem Feinde, dem Herzog Boleslaw von Polen, geheime Verbindungen ein. Dieser machte auch bei seiner Abreise dem Markgrafen die Zusicherung, daß, wenn er in irgend einem Falle seiner Hülfe bedürfte, er stets mit der größten Zuversicht auf seinen Beistand zählen könnte. Als gleich darauf im folgenden Jahre Boleslaw nach der Besitznahme Böhmens mit einem Heere gegen die sächsischen Marken vorrückte, hielt dieß auch der Markgraf für den günstigsten Augenblick einer Schilderhebung gegen seinen König. Noch zwei andere Fürsten schlossen sich ihm an, nämlich Ernst von Oestreich und des Königs eigener Bruder Bruno. Der Erstere hatte sich über Heinrich nicht zu beklagen, und wahrscheinlich war es seine nahe Anverwandtschaft mit dem Markgrafen, die ihn bewog, dessen Sache auch zu der seinigen zu machen. Gerechter war die Unzufriedenheit Bruno's mit dem Betragen seines Bruders. Dieser stand nämlich im Begriffe, den Bruder seiner Gemahlin mit dem Herzogthum Baiern zu belehnen. Wollte aber der König, zu seinem eigenen Schaden, Baiern nicht behalten, so hatte doch unstreitig sein eigener Bruder mehr Recht dazu, als jener seiner Gemahlin. Sonderbar ist es, daß diese zwei Fürsten sich zu einem Zwecke mit einander verbanden, der, wenn er erreicht ward, sie nothwendig zu Feinden machen mußte; denn jeder hatte blos den Besitz des Herzogthums Baiern im Auge, und ihr Bund beruhete daher offenbar auf eines Jeden Hoffnung und Voraussetzung, den Andern am Ende doch noch zu überlisten.

2. Der König sah wohl ein, daß, bevor die auswärtigen Feinde mit Erfolg bekämpft werden

könnten, er vor Allem die von dem Markgrafen und dessen Verbündeten erregten Unruhen in Deutschland dämpfen müsse. Er zog demnach zuerst gegen den Markgrafen. Auf seinem Zuge verlor er sein ganzes Gepäck durch einen plötzlichen Ueberfall einer in seinem Rücken herumstreifenden feindlichen Partei. Die Aufrührer brachten ihre Beute in eine nicht ferne von Amberg gelegene Burg; aber diese ward sogleich von Heinrich belagert, und die Besatzung schon nach wenigen Tagen gezwungen, die Feste sammt dem geraubten königlichen Gepäcke zu übergeben. Die Besatzung erhielt zwar freien Abzug; aber alle Polen, die man darunter antraf, wurden als Knechte unter Heinrichs Heer vertheilt. Nun zog der König vor die noch festere Burg Kreuzen. Die Gemahlin des Markgrafen sammt ihren Kindern befanden sich darin. Dieser suchte also auf alle Weise den König zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Aber Heinrich trieb ihn vor Kreuzen zurück, verfolgte ihn auf seinem Rückzug, überfiel ihn hierauf noch einmal in einem sehr schmalen Thale, schlug ihn hier gänzlich in die Flucht, und machte den Markgrafen Ernst zum Gefangenen; worauf die Festung sich ergab, und auf Heinrichs Befehl geschleift ward [1]). Da jetzt auch Herzog Boleslaw wieder über die Elbe ging und sich nach Böhmen zurückzog, so konnte Heinrich mit doppeltem Nachdruck gegen die aufrührischen Fürsten

---

1) Markgraf Ernst ward vor ein Gericht gestellt, und von demselben zum Tode verurtheilt, aber auf die Fürbitte des Erzbischofes Willigis von Mainz von dem Könige begnadiget. Indessen mußte er doch, bevor ihm die königliche Begnadigung kund gethan ward, das Todesurtheil, das man ihm vorlas, anhören.

zu Werke gehen. Aber nun entsank dem Markgrafen, wie auch dem widerspenstigen Bruder des Königs der Muth. Der Erstere ließ in der Verzweiflung seine eigene Stadt Kronach in Brand stecken, und entfloh sammt dem Bruno zu deren gemeinschaftlichem Freunde, dem polnischen Herzog Boleslaw, nach Böhmen. Um den Markgrafen noch mehr zu demüthigen, befahl Heinrich, die letzte Stadt, die jener noch besaß, nämlich Schweinfurt, niederzubrennen. Diesen Befehl hatte der König in den ersten Aufwallungen des Zorns gegeben; denn obgleich die Flucht seiner beiden Gegner aus Deutschland ihm nicht unangenehm war, so mußte er es doch tief empfinden, daß die beiden Fürsten gerade zu seinem und der Deutschen ärgsten Feind geflohen waren. Zum Glücke der schon dem Untergange geweihten Stadt waren die, welchen das Zerstörungswerk übertragen ward, zwei sehr würdige Geistlichen, nämlich der Bischof von Würzburg und der Abt von Fulda. Nur ungerne, und blos aus Treue und Gehorsam gegen den König, unterzogen sie sich dem ihnen ertheilten Auftrag, und als die hohe Tugend und Entschlossenheit der Mutter des Markgrafen, die sich in der Stadt befand, ihnen nicht nur einen willkommenen Anlaß gab, mit der Vollziehung des königlichen Befehles zu zögern, sondern es ihnen auch erleichterte, den Zorn des Königs zu besänftigen, so ward Schweinfurt, der Stammsitz der markgräflichen Familie, erhalten [1]).

---

1) Als der Bischof Heinrich von Würzburg und der Abt Erkanbold mit einer kriegerischen Schaar Schweinfurt sich naheten, um die gegen die Stadt erlassenen königlichen Strafbefehle zu vollziehen, ging ihnen Eila, die Mutter des Markgrafen, entgegen, um sie geziemend zu begrüßen und in die Stadt zu führen. Die beiden geistlichen Herren machten nun sogleich

3. Des Königs Besorgniß wegen des Aufenthaltes der beiden entflohenen Fürsten bei dem Herzog von Polen war jedoch von kurzer Dauer. Der Markgraf, wie auch Bruno, welche bald einsahen, daß sie an dem Herzog Boleslaw, der blos für sein Interesse sorgte, nur eine sehr schwache Stütze haben, und schwerlich auf diesem Wege zu Etwas gelangen würden, hielten es für das rathsamste, sich unbedingt der Gnade des Königs zu unterwerfen. Der Markgraf schrieb also an den Erzbischof Tagino von Magdeburg und an den Herzog Bernard von Sachsen, sie bittend, sich für ihn bei dem Könige zu verwenden. Nichts ist leichter, als von einem ohnehin stets zum Verzeihen geneigten Monarchen Gnade für einen Schuldigen zu erflehen; besonders wenn die Fürbitter

---

ihren erhaltenen Auftrag der edeln Markgräfin bekannt, sie bittend, die Stadt unverzüglich zu verlassen. Aber ohne ein Wort zu erwiedern, eilte die ehrwürdige Fürstin sogleich wieder in die Stadt zurück, ging in die Kirche, und stellte sich auf die Stufen des Altars. Auf das feierlichste, und durch heiligen Eid sich bindend, erklärte sie hier dem Bischofe und dem Abt, daß sie fest entschlossen sey, lieber in den Flammen zu sterben, als diesen heiligen Ort auch nur einen Augenblick zu verlassen. Die Festigkeit, der würdevolle Ernst und das ehrwürdige Alter dieser mit so vielen Tugenden und hohen Eigenschaften geschmückten Frau erschütterten die beiden Prälaten, und auf Heinrichs treffliches, mildes Herz bauend, glaubten sie, nach einer kurzen unter sich gepflogenen Berathung, unter so dringenden Umständen von dem königlichen Befehle abweichen zu dürfen. Sie begnügten sich also, blos einen Theil der Mauern niederreissen und die Dächer der Häuser abtragen zu lassen, versprachen aber der Markgräfin, Alles, sobald der König besänftiget sey, und sie dessen Einwilligung dazu erhalten haben würden, auf ihre eigenen Kosten wieder herzustellen; welches auch bald darauf wirklich geschah.

Männer sind, wie Herzog Bernard und der ehrwürdige Erzbischof von Magdeburg, welchen letztern der König ungemein liebte, und der auch wegen seiner hervorleuchtenden Tugenden und grenzenloser Ergebenheit und Treue ganz vorzüglich das unbeschränkte königliche Vertrauen verdiente. Auf die Fürsprache desselben verzieh also Heinrich dem Markgrafen vollkommen. Dieser ging nun zu dem König nach Merseburg, fiel vor ihm auf die Kniee, bekannte seine Schuld, und erhielt nicht nur Verzeihung, sondern auch alle seine Güter und Lehen wieder zurück; damit jedoch dem so sehr von dem Markgrafen verletzten königlichen Ansehen Genugthuung geleistet werde, ward derselbe auf unbestimmte Zeit als Gefangener nach der Festung Giebichenstein abgeführt. — Bruno hatte sich indessen zu seinem Schwager, dem König Stephan von Ungarn, begeben, und diesen um seine Vermittelung ersucht. Von ungarischen Gesandten begleitet, kam also Bruno zum König an einen Ort in der Nähe von Augsburg, wo damals gerade das Heer, welches Heinrich auf seinem ersten Zuge nach Italien begleiten sollte, sich zusammenzog. Der König empfing seinen Bruder mit allen Merkmalen brüderlicher Liebe. Da aber Heinrich kurz vorher auf einem in Regensburg gehaltenen Tage dem Heinrich von Luxemburg, Bruder seiner Gemahlin Cunigunde, das Herzogthum Baiern übergeben hatte, so mußte Bruno, damit ihn keine fernere Lust zu dem schönen Lande mehr anwandle, mithin die innere Ruhe des Reiches auch in der Zukunft diesfalls nicht weiter gestört werde, sich jetzt bequemen, in den geistlichen Stand zu treten; worüber freilich Bruno nicht ganz zufrieden war, jedoch einstweilen mit der Hoffnung sich tröstete, sehr bald ein Bisthum zu erhalten, welches auch wirklich in der Folge geschah. — Auch die Haft

des Markgrafen von Schweinfurt hatte höchstens blos die Dauer von einem Jahre. Seine baldige Entlassung hatte er vorzüglich dem frommen, mit Gaben der Beredsamkeit geschmückten Bischofe Goddesscalk von Freisingen zu danken. Als nämlich Heinrich den polnischen Herzog Boleslaw wieder aus Böhmen vertrieben hatte, und nun im Begriffe stand, den Fürsten Jaromir mit dem Herzogthum Böhmen zu belehnen, las der so eben erwähnte Bischof an dem Tage, wo diese feierliche Handlung vorgehen sollte, in der dazu bestimmten Kirche die heilige Messe, bestieg hierauf die Kanzel, und predigte von der grenzenlosen Liebe Gottes zu den Menschen. „Alles," sagte Goddesscalk, „was wir besitzen, „jedes glückliche Ereigniß, das unser Herz erfreut „und unser Leben verschönert, ist blos Gnade von „Oben. Wir selbst können uns nichts geben, wir „vermögen blos die unzähligen Wohlthaten Gottes „mit Dankbarkeit zu empfangen; aber mit jener „Gott allein gefälligen Dankbarkeit, welche es uns „zur heiligsten Pflicht macht, auch unsern Neben„menschen gleiche Liebe und Barmherzigkeit zu er„weisen, und darum" — (sich jetzt an Heinrich wendend) — „wage ich es, gnädiger Herr! Dich „an Alles zu erinnern, was Gott schon Großes und „Gutes an Dir gethan hat, und beschwöre Dich „daher bei der unendlichen Liebe Gottes und in „dessen allerheiligstem Namen, auch an dem gefan„genen Markgrafen von Schweinfurt gleiche Barm„herzigkeit zu üben, seine Fesseln zu lösen, und ihn „der Freiheit und seiner schon so lange um ihn tief „trauernden Familie wieder zu schenken." — Man kann sich leicht vorstellen, welchen erwünschten Eindruck diese salbungsvollen Worte auf das Herz des frommen Königs machten. Sogleich nach vollendetem Gottesdienst wurden Eilboten an den Erzbischof

Tagino, dessen Aufsicht und Bewachung der Markgraf war übergeben worden, mit dem Befehle abgesandt, den erlauchten Gefangenen unverzüglich in Freiheit zu setzen. — Von jetzt an bis zu seinem Tode, der ungefähr zehn Jahre nachher erfolgte, blieb Markgraf Heinrich von Schweinfurt stets ein ruhiger, seinem Könige treu ergebener Vasall, und alle Tage seines Lebens nun blos Gott, der Kirche und seinen Unterthanen weihend, war er ein wahrer Vater der Letztern, denen er, nach den Worten Goddesscalks, die sich tief in seine Brust eingegraben hatten, nun auch alle von Gott ihm erzeigten Wohlthaten, so viel er nur immer konnte, zu erwiedern sich bestrebte.

4. Aber leider war des Markgrafen von Schweinfurt und seiner Verbündeten Empörung nicht die einzige, welche Heinrich während seiner Regierung in Deutschland zu bekämpfen hatte. Ueberhaupt hatte seit der vormundschaftlichen Regierung unter Otto III. der Geist gesetzloser Unabhängigkeit unter Deutschlands hohem wie niederm Adel immer furchtbarere Fortschritte gemacht. Schon fingen die mächtigern Vasallen an, kein anderes Recht mehr gelten zu lassen, als blos jenes, das auf dem Erfolge ihrer Waffen beruhete, und bald kannte ihre Willkür keine anderen Grenzen mehr als nur die, welche die physische Natur und das eigene Gefühl ihres Unvermögens, noch weiter um sich greifen zu können, ihr setzten. Um ihren eigenen Werth desto geltender zu machen, auch ihre, obgleich pflichtmäßigen Dienstleistungen desto höher anschlagen zu können, und dem Könige es endlich um so weniger möglich zu machen, ihren immer höher getriebenen Anmaßungen engere Schranken zu setzen, war es unter Heinrichs Regierung schon so weit gekommen, daß es unter den

Vasallen zu einer allgemeinen Staatsmaxime ward, die königliche Gewalt so viel möglich in Geheim zu untergraben, den König selbst in die schwierigsten Verwickelungen im Innern, und selbst in die gefährlichsten äußern Kriege zu verflechten; denn, sagten sie, wie Ditmar berichtet, würde der König keinen Feind mehr haben, wie bald würde nicht unsere ganze Hoheit verschwinden, und er in dem wahren Sinne des Wortes unser Herr seyn? [1]) — Die ganze Verfassung gestaltete sich immer mehr zu einer wahren Mißgeburt roher Gewalt und frecher Willkür. Unter diesen verwirrenden Verhältnissen, und bei dem so ungemein mannigfaltig getrennten, ja gewöhnlich sich durchkreuzenden Interesse der Vasallen, und dem immer mehr untergrabenen königlichen Ansehen, besonders da durch die Selbstsucht und Treulosigkeit der Großen, wie wir in den polnischen Kriegen gesehen, die Aufmerksamkeit des Königs immer mehr von der innern Verwaltung abgezogen, und an äußere kriegerische Ereignisse gefesselt ward [2]); da mußte freilich, besonders bei der äußerst dürftigen und fehlerhaften Gesetz- und Justizverfassung, auch das unselige, alle bürgerliche Ordnung auflösende Fehdeunwesen immer mehr überhand nehmen, und endlich zu einem förmlichen Staatsrecht sich ausbilden, wovon dann ganz natürlicher Weise in aufsteigender Linie auch offene Empörungen gegen die höchste Staatsgewalt eine nothwendige Folge seyn mußten.

---

1) Si Rex unquam in bona securitate consisteret, se tunc ad nihilum valere, multaque ab eo pati contraria debere.

2) Fidei simulatores occultis resistere insidiis per *extraneos* nituntur, ut non liceat ei (Regi) libertate congruenti imperare, eorumque injustam temeritatem in aliquo minorare. (*Ditm.* p. 427.)

5. Heinrich that zwar Alles, um Verfassung und Gesetze aufrecht zu erhalten, und die Ruhe im Innern zu sichern. Den geheimen wie offenen Bemühungen, sein wohlthätiges Streben zu hemmen, setzte er eine nicht zu ermüdende Geduld, und dem oft aufbrausenden, trotzigen Vasallengeiste bald eine erstaunenswerthe Sanftmuth, bald auch wieder festen Ernst und Entschlossenheit entgegen, und die rastlose Thätigkeit, mit welcher er, besonders bei einem schwachen, daher oft kränklichen Körper, über alle Theile des Reiches waltete, sich seine ganze Regierung hindurch nie einige Ruhe gönnte, stets überall, wo seine Gegenwart nothwendig war, sich zeigte, und dem umgreifenden Uebel wenigstens auf einige Zeit steuerte, verdient wahrhaft den Dank wie die Bewunderung der Nachwelt. Als Heinrich von seiner ersten italienischen Heerfahrt in dem Jahre 1005 wieder zurückkam, fand er, obgleich er sich nur äußerst kurze Zeit jenseits der Alpen aufgehalten hatte, beinahe ganz Deutschland in anarchischer Verwirrung. Vorzüglich war dieß der Fall in Alemannien; hier schien Alles der Auflösung nahe. Der alte Herzog Herrmann war gestorben, und dessen kaum zum Jünglinge greifter Sohn gleichen Namens ihm in der Regierung gefolgt. Aber dieser wußte noch nicht einmal sich selbst zu beherrschen, mithin um so weniger die ihm untergeordneten Vasallen zu bändigen, und innerhalb der so durchaus nothwendigen gesetzlichen Schranken zu erhalten. Das ganze Land war ein weiter Schauplatz blutiger Fehden mit dem gewöhnlichen Gefolge von Raub, Mord und Brand. Ein völlig gesetzloser Zustand war eingetreten, und Friede und heilsame Zucht herrschten blos noch unter dem Clerus und in den Klöstern. Heinrich nahm daher seinen Weg aus Italien über Alemannien oder Schwaben. Hier machte er mit

seinem Heere Halt, und schrieb unverzüglich einen öffentlichen Tag aus, auf welchem alle Herren geistlichen wie weltlichen Standes erscheinen mußten. Mit seiner gewöhnlichen unerschöpflichen Geduld hörte er nun alle Klagen und Gegenklagen, entschied Manches, verglich das Meiste, und bestätigte endlich auch den neuen Herzog in seiner Würde. Zwar hätte Herrmanns allzugroße Jugend und Mangel an Erfahrung, besonders da er bisher wahrhaftig keine großen Proben von Herrscherweisheit gegeben hatte, den König ermächtiget, das Herzogthum einem Andern zu übergeben; aber Herrmanns Vater war Heinrichs Feind gewesen, hatte selbst am längsten ihm die Krone streitig gemacht, und diese Rückerinnerung war es gerade, die jetzt den guten Heinrich mit seinem frommen Sinne bewog, dem Sohne seines ehemaligen, einst gegen ihn so sehr erbitterten Gegners nur desto größere Nachsicht und Liebe zu erweisen. Bevor Heinrich Schwaben verließ, mußten alle großen und kleinen Vasallen einen feierlichen Eid schwören, daß sie für die Zukunft allen Fehden, Räubereien und Mordbrennereien entsagen, und zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens aufrichtig mitwirken wollten. Desselben religiösen Mittels bediente sich Heinrich, so oft es nöthig war, und dieß geschah nicht selten, auch in Franken, Sachsen, Baiern und Lotharingen; denn da ihm selbst der Eid stets heilig und unverletzlich war, so glaubte er, daß er auch für Andere ein gleich heiliges Band der Versöhnung, der Freundschaft und des Friedens seyn müßte. Leider sah er sich nur zu oft getäuscht. Es war blos ein leichtes Palliativ, dessen wohlthätige Wirkung sich nur auf sehr kurze Zeit beschränkte, und worauf bald wieder der alte Groll entweder wegen erduldeter oder selbstzugefügter Beleidigungen hervorbrach, und das wilde blutige Spiel entzügelter

Leidenschaften auf das neue begann, und sogar nicht selten das Versäumte doppelt nachzuholen suchte.

6. Gewiß war es schon sehr weit gekommen, daß Heinrich, um den Frieden zu erhalten und Räubereien und den größten Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun, die Großen mußte schwören lassen. Aber noch weit gesetzloser und trauriger, als in Deutschland, war der Zustand von Lotharingen; und was Ditmar von den Lotharingern seiner Zeit berichtet, beweißt, daß der Greuel der Anarchie dort den höchsten Grad erreicht hatte. „Man nennt," sagt der Bischof von Merseburg, „jene Länder mit Recht die „Niederlande, weil die Sonne aller Gerechtigkeit „und Billigkeit allda untergeht. Nur Räuber und „Unterdrücker herrschen dort. Die Geistlichkeit ver„mag gar nichts mehr, der König und die Fürsten „nur äußerst wenig, und alle Excommunicationen „der Bischöfe werden verachtet und verlacht ꝛc." [1])

1) Da Ditmars Schilderung der Niederlande zu den vielen, den frommen Sinn des Bischofes, wie dessen eigene Geschichtsauffassung charakterisirenden Stellen gehört, so können wir nicht umhin, sie nach ihrem ganzen Inhalt hier unsern Lesern mitzutheilen. «Haec (Imperatrix) occidentales tunc inhabitabat regiones, quae hoc nomine merito dicuntur, quia ibidem sol et omnis aequitas cum obedientia et charitate mutua in occasum se vergit. Nox nihil aliud est, nisi umbra terrae, et hoc totum quod indigenae isti operantur, nil nisi peccatum. Hic praedicatores sancti in vanum laborant, hic reges et caeteri principes modicum valent. Praedones et injusti persecutores dominantur. — — — — Quia ob illicitas conjunctiones aliasque ineffabiles versutias hos prope interitum esse non dubito. Innumeras antistitum excommunicationes spreverunt, et propter hoc stare diu non poterunt. Hoc tantum una

Diesem Uebel vermochte nun Heinrich um so weniger hülfreich entgegen zu kommen, da in Lotharingen noch ungleich mehr als in Deutschland die Vasallen sich alles Gehorsams und aller Treue gegen den König zu entbinden suchten. — An der Grenze zwischen Lotharingen und Frankreich war Graf Balduin von Flandern mit dem Grafen Arnulph im Hennegau in eine Fehde gerathen, und hatte diesem die Stadt Valenciennes abgenommen. Balduin stand unter französischer Hoheit, Arnulph unter jener des deutschen Reiches. Letzterer ging also nach Deutschland zu Heinrich, und klagte gegen Balduin. Dieser ward einigemal vorgeladen, erschien aber trotz der erhaltenen Mahnungen nicht. Heinrich war also gezwungen, eine Heerfahrt nach Lotharingen zu unternehmen. Auf seinem Marsch erfuhr er, König Robert von Frankreich sey, wahrscheinlich zur Unterstützung Balduins, mit einem Heere an der Maas angekommen. Sogleich eilte auch Heinrich dahin, und bald standen beide Heere, nur durch den Fluß getrennt, einander gegenüber. Robert, geschreckt durch Heinrichs so schnelle, unvermuthete Ankunft, trug auf eine Unterredung an. Die den König Robert begleitenden Großen, unter denen sich auch Herzog Richard von der Normandie befand, wollten, daß die Zusammenkunft der Monarchen mitten auf dem Flusse Statt haben sollte. Aber Heinrich, der die Frage schnell zur Entscheidung bringen wollte, setzte sich über alle Bedenklichkeiten hinweg, fuhr,

mecum quaeso, Christi fideles, orate, ut hi mutentur in melius, et ad nos nunquam veniat talis usus.» (*Ditm.* ap. Leibn. L. IV. p. 350.) Auch Wittekind ertheilt den Niederlotharingern nichts weniger als ein sehr ehrenvolles Zeugniß; doch macht er es bei weitem nicht so arg, wie der Bischof von Merseburg.

nur von einigen seiner Vertrauten begleitet, über den Fluß, und erschien zum größten Erstaunen der Franzosen in Roberts Lager. Der französische König, höchst erfreut über diesen überraschenden, von so großem Zutrauen zeugenden Besuche Heinrichs [1]), ward bald mit demselben einig. Es ward beschlossen, daß beide Könige gemeinschaftlich der Fehde zwischen den beiden Grafen ein Ende machen sollten; und da Balduin der an ihn erlassenen Vorladung abermals keine Folge leistete, so ward Valenciennes von den Deutschen und Franzosen belagert. Die Besatzung that jedoch tapfern Widerstand; und da in diesem Jahre früher als sonst sehr rauhe Witterung eintrat, so zogen die beiden Monarchen unverrichteter Dinge wieder ab. Robert ging nach Hause, und sich wenig um die beiden Grafen bekümmernd, nahm er an dieser Angelegenheit gar keinen weitern Antheil mehr. Aber Heinrich, dessen königliches Ansehen durch diesen mißlungenen Versuch in Lotharingen bedeutend gesunken seyn würde, verstärkte sein Heer mit lotharingischen Schaaren, fiel im folgenden Jahre 1007 in Flandern ein, eroberte Gent, und nahm einige von Balduins wärmsten Anhängern gefangen. Jetzt beugte sich des Grafen Stolz; er bat um Friede, und gab Valenciennes zurück. Da aber,

---

1) Bei diesem Besuche wollte Robert dem deutschen Könige, nach damaliger Sitte, sehr kostbare Geschenke machen. Aber Heinrich, die verarmte Lage des französischen Königes berücksichtigend, dankte für Alles, und nahm blos ein mit Edelsteinen reich geschmücktes Evangelienbuch nebst einigen Reliquien an. Robert mochte den Grund davon wohl errathen haben; denn als er am folgenden Tage Heinrich den Gegenbesuch machte, nahm er ebenfalls nur Weniges von demselben an. Uebrigens schieden beide Monarchen als sehr gute Freunde von einander.

um die widerspenstigen lotharingischen Großen so viel wie möglich zu zügeln, es in dem Interesse Heinrichs lag, sich des Beistandes einiger mächtigen Vasallen zu versichern, so gab Heinrich dem Balduin bald darauf die Stadt Valenciennes als ein deutsches Lehen zurück. Indessen ward dadurch wenig gewonnen. Der Graf trat nun in ein doppeltes Verhältniß. Wegen Valenciennes stand er unter deutscher, wegen seiner jenseits der Schelde [1]) gelegenen Länder unter französischer Hoheit, konnte demnach bald in der Eigenschaft eines deutschen, bald wieder in jener eines französischen Vasallen auftreten, und hatte, indem er zwei Oberherren anerkannte, im Grunde genommen gar keinen. Eine Stellung, die, besonders bei Balduins an neuen Entwürfen stets so fruchtbarem Geiste, jetzt nur eine noch größere Verwirrung aller Grenzangelegenheiten zur Folge hatte. — Heinrichs Aufenthalt in Lotharingen war übrigens für das Land von nicht unbedeutendem Nutzen; besonders wirkte er zur Aufrechthaltung der allgemeinen Sicherheit sehr kräftig dadurch mit, daß er das Herzogthum Niederlotharingen nach dem Tode des Herzogs Otto dem Grafen Gottfried, einem sehr tapfern, dabei strengen, aber zugleich sehr einsichtsvollen Herrn übertrug, unter dessen Verwaltung wirklich der Landfriede, so viel dieß in den damaligen Zeiten geschehen konnte, gehandhabt ward.

7. Aber der größte, auch ziemlich lange dauernde Verdruß ward dem edeln König Heinrich in Ober-

---

1) Der nordwestliche Theil des lotharingischen Reiches ward durch die Schelde von Frankreich getrennt. Insofern man Lotharingen zum deutschen Reiche rechnete, war nun auch derselbe Fluß hier die Grenze Deutschlands.

lothraingen bereitet, und zwar von seinen eigenen nächsten Anverwandten, nämlich den Brüdern seiner Gemahlin. In dem Jahre 1008 war der Erzbischof Luitdolf von Trier gestorben, und das Kapitel, in dem Wahne, sich dem König dadurch gefällig zu erweisen, erhob auf den erledigten erzbischöflichen Stuhl den Adalbero, einen Bruder der Königin, obgleich derselbe das canonische Alter noch nicht erreicht hatte. Heinrich, viel zu religiös, um eine solche unverständige Wahl zu billigen, versagte derselben nicht nur seine Bestätigung, sondern, in der Ueberzeugung, daß Adalbero überhaupt zu einem Bischofe bei weitem nicht die nöthigen Eigenschaften besitze, und nun nicht ohne Vorwürfe seines Gewissens sich schmerzhaft erinnernd, daß erst vor einigen Jahren ein anderer Bruder seiner Gemahlin, nämlich Dietrich, ebenfalls auf uncanonischem Wege zu dem Bisthum von Metz gelangt wäre, benahm er dem Adalbero alle Hoffnung zu dem erledigten bischöflichen Stuhl, und ernannte den Megingaud von Mainz zum Erzbischof von Trier. Aber was bisher in den Annalen aller christlichen Völker unerhört war, geschah jetzt. Adalbero, von seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Baiern, heimlich, und von seinem andern Bruder Dietrich offenkundig unterstützt, sammelte lotharingische Schaaren, machte sich einen zahlreichen Anhang in Trier, befestigte diese Stadt, bemächtigte sich gewaltsam des erzbischöflichen Stuhles, und trotzte mit den Waffen in der Hand der Kirche und seinem Könige. Mit Heeresmacht zog Heinrich vor Trier, ließ jedoch, um alles Blutvergießen zu vermeiden, die Stadt blos berennen, um durch Hunger sie zur Uebergabe zu zwingen. Die Belagerung zog sich in die Länge. In dem vierten Monate waren endlich die Belagerten auf das Aeußerste gebracht. Sie hatten keine andere Wahl, als entweder den Hunger-

tod zu sterben, oder unbedingt sich dem Könige auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Jetzt trat der tückische Herzog Heinrich von Baiern in's Mittel, und wußte durch Lügen und Vorspiegelungen jeder Art den König so zu täuschen und zu hintergehen, daß er den Aufrührern verzieh, und sogar der Besatzung freien Abzug gewährte. Seinen Ansprüchen auf das Erzbisthum entsagend, versprach nun Adalbero sich ruhig zu verhalten, worauf Megingaud, der sich bisher in Koblenz hatte aufhalten müssen, nach Trier berufen und in seine neue Würde eingesetzt ward. Aber kaum hatte der König den Rücken gewandt, als Adalbero, unterstützt von seinem Bruder Dietrich, mit denselben Schaaren, die erst vor einigen Monaten freien Abzug erhalten hatten, wieder nach Trier zurückkam, den Megingaud vertrieb, und sich auf das neue der Stadt und des erzbischöflichen Stuhles bemächtigte. Heinrich entflammte in Zorn, als er von dieser unerhörten Gewaltthat Kunde erhielt. Leider hatte er schon sein Heer aufgelöst; die Empörung konnte er also nicht, wie er gewünscht hätte, auf der Stelle unterdrücken. Sein gerechter Unwille fiel indessen vorzüglich auf den Herzog von Baiern, dessen Tücke, Treulosigkeit und geheime Verbindungen mit Adalbero und Dietrich er jetzt entdeckte. Um die Wirkungen seines Zorns ihm recht fühlbar zu machen, entsetzte ihn Heinrich des ihm vor einigen Jahren ertheilten Herzogthums Baiern (1009).

8. Aber jetzt hatte auch der entsetzte Herzog große Lust, in Baiern die Fahne der Empörung gegen seinen Herrn und König aufzupflanzen. Er eilte also dahin, in der Hoffnung, bei den Ständen kräftige Unterstützung zu finden. Diese zeigten sich jedoch seinen Absichten nicht sehr geneigt, und nur

mit der größten Mühe konnte er sie dazu bewegen, sich wenigstens gegen ihn eidlich zu verpflichten, innerhalb dreier Jahre keinen neuen Herzog anzuerkennen. Der König, seines Schwagers aufrührerische Plane errathend, war demselben auf dem Fuße gefolgt, und beinahe zu gleicher Zeit mit ihm angekommen. Auch er berief sogleich die Stände der Nation, erklärte den von ihnen geleisteten Eid für einen gegen Gott und ihren König begangenen Frevel, mithin für nichtig und unfähig, ihnen irgend eine Verbindlichkeit auflegen zu können; und da Heinrich wie gewöhnlich hier wieder mit Milde und Sanftmuth auch strengen Ernst und eine entschlossene Haltung zu verbinden wußte, daher zu rechter Zeit auf vernünftige Vorstellungen auch drohende Worte folgen ließ, so erklärten sich die Stände einstimmig für ihn, als ihren König und Herrn, worauf er durch eigens von ihm dazu ernannte Beamten das Herzogthum in seinem Namen verwalten ließ.

9. Aber gerade um diese Zeit hatte König Heinrich alle Hände voll zu thun. Der Krieg mit Polen, die Angelegenheiten Italiens und Burgunds theilten sich in seine Aufmerksamkeit, und nahmen seine rastlose Thätigkeit gleich dringend in Anspruch. Ueberall war seine Gegenwart nothwendig, und unmöglich konnte doch der gute Monarch überall zu gleicher Zeit seyn. Ungleich wichtigere Ereignisse und höhere Interessen gestatteten also Heinrich jetzt nicht, in eigener Person einen Heereszug gegen die Aufrührer in Trier zu unternehmen. Zwar befahl er allen lotharingischen Vasallen, den Adalbero und dessen aufrührerischen Anhang aus dem Erzstift zu vertreiben, und den rechtmäßigen Erzbischof auf seinem Stuhle zu schützen; auch ließ er den Bischof von Metz von der Verwaltung seines Bisthums suspen-

diren. Dieß Letztere geschah auf einer von Heinrich in Mainz oder Frankfurt zusammenberufenen Synode. Aber das Erstere ward nicht von allen Vasallen befolgt. Privatinteresse, kleinliche persönliche Rücksichten, und endlich Anverwandtschaft und Familienverbindungen waren weit entscheidender als des Königs Gebot. Die Einen traten also für Adalbero, Andere gegen denselben auf, und so entspann sich nun eine lange Reihe blutiger Fehden, die, mit der größten Erbitterung geführt, Oberlothringen zu einem Tummelplatz der wildesten und zügellosesten Leidenschaften machten [1]). Selbst als Megingaud in dem Jahre 1017 starb, und Heinrich den Popo zum Erzbischof

1) Nirgends war das Fehdeunwesen so zerstörend, und wirkte so verderblich auf den Charakter der Nation, als in Lothringen. Viele sogenannten Edeln, die höchstens einige Knechte zu unterhalten im Stande waren, machten das Feldgetümmel zum einzigen und ausschließlichen Zweck ihres Lebens. Wo es Zank und Streit gab, da waren sie dabei und verdingten sich dem, der am besten sie belohnen konnte. Unter solchen Menschen, deren es nicht wenige gab, ward vorzüglich ein gewisser Walter, ein geborener Burgunder, berüchtiget. Wegen seiner vielen, beinahe täglichen Mordbrennereien hatte ihm das Volk den Beinamen: von der Asche gegeben. Dieses Ungeheuer, wie Ditmar erzählt, rühmte sich öffentlich, daß er jeden Tag für verloren halte, an welchem er nicht einige Menschen erschlagen, oder ein ganzes Dorf, oder wenigstens eine Kirche niedergebrannt habe. Wie verwildert müssen nicht Menschen und Zeiten seyn, und wie beinahe völlig aufgelöst alle Bande eines staatsgesellschaftlichen Zustandes, wo man nicht nur solche wilde Bestien in menschlicher Gestalt duldet, sondern wo ihnen auch, und zwar gerade von denen, welche berufen sind, Ruhe und Sicherheit im Lande zu handhaben, noch täglich Stoff und Gelegenheit gegeben wird, ihre teuflische Zerstörungswuth zu befriedigen.

von Trier ernannte, wollte auch diesem der unruhige, irregeleitete Adalbero nicht weichen, und das schreckliche Gewirr wegen des erzbischöflichen Stuhles dauerte noch länger als ein Jahr. Endlich siegte doch die gerechte Sache, die Sache der Kirche und des Königes. Adalbero vermochte den schon über neun Jahre dauernden Kampf nicht länger fortzusetzen; besonders da auch jetzt Rom nähere Kenntniß von diesem kirchlichen wie weltlichen Scandal zu nehmen anfing. Adalbero suchte nun durch Vermittelung einiger Fürsten von Heinrich wieder in Gnaden aufgenommen zu werden. Natürlich war unter den vermittelnden Personen seine Schwester, die Kaiserin Kunigunde, die kräftigste Fürsprecherin. Erweicht durch die Bitten seiner Gemahlin, versprach also Heinrich dem Adalbero vollkommene Verzeihung; worauf derselbe sich unterwarf, und seine noch übrigen festen Schlösser dem Kaiser übergab. Heinrich, sehr erfreut, diesen Handel nun geendigt zu sehen, dehnte seine Verzeihung auch auf Adalbero's Verbündete aus. Die gegen den Bischof Dietrich von Metz ergangene Suspension ward demnach jetzt aufgehoben, ihm die freie Verwaltung seines Bisthums wieder übertragen, und auch dem Herzog Heinrich das Herzogthum Baiern zurückgegeben.

10. Die letzte Empörung, welche die ohnehin sehr bewegte Regierung Heinrichs trübte, und die wegen anderer damit in gewisser Beziehung stehender verhängnißvoller Ereignisse als die furchtbarste betrachtet werden kann, war die des Herzogs Bernhard **II.** von Sachsen. Schon seit mehrern Jahren herrschte zwischen Heinrich und dem Herzoge eine zunehmende Kälte, wovon man jedoch die Ursache nicht anzugeben weiß. Man glaubt, des Kaisers besondere Vorliebe für die Herren geistlichen Stan-

des, denen er vorzüglich sein ganzes Vertrauen zuwendete, und die er mit Beweisen seiner Gnade in Schenkungen von Ländereien, Meierhöfen, Zöllen und andern Privilegien gleichsam überhäufte, sey ein Hauptgrund der Unzufriedenheit des Herzogs gewesen; wenigstens klagte er laut, daß zu seinem Nachtheil der Bischof von Bremen allzusehr von Heinrich begünstiget werde. Bei den dürftigen Nachrichten der Chronisten schwebt ein nicht aufzuhellendes Dunkel über den meisten Begebenheiten jener Zeit, von denen sie blos das Endresultat berichten, über deren Entstehung, Ausbildung und Entwickelung uns aber in völliger Unwissenheit lassen. Manche andere kleinere Ereignisse mögen also noch dazu gekommen seyn, und die Erbitterung des Herzogs immer höher gesteigert haben; kurz, die Spannung zwischen dem Kaiser und dem Herzog und das beiderseitige Mißtrauen wurden endlich so groß, daß der Herzog, obgleich nicht durch Worte und Manifeste, doch der That nach dem Kaiser den Gehorsam aufkündete, sich gleichsam von Deutschland losriß, zahlreiche kriegerische Schaaren zusammenzog, und eine gegen den Kaiser und das Reich gerichtete feindliche Stellung einnahm. Unglücklicher Weise brach auch gerade jetzt eine schreckliche Empörung unter allen slawischen Völkern längs der ganzen Grenze Deutschlands bis an die Ost- und Nordsee aus. Wahrscheinlich hatten die Häupter derselben von dem zwischen dem Kaiser und dem Herzoge ausgebrochenen Zwiste Kunde erhalten, und hielten also den gegenwärtigen Augenblick für den günstigsten Zeitpunkt, nicht nur ihre verlorene Freiheit wieder zu erringen, sondern auch wegen vermeintlicher oder wirklicher Bedrückungen blutige Rache zu nehmen. Zwei slawische Männer fürstlichen Stammes, Mistewoi und Migudrag, beide von riesenhafter Körpergröße und ganz ungewöhnlicher

physischer Stärke, wurden die Hauptanführer der empörten Slawen. Beide, wie es scheint, waren Männer von Kopf. Eine allgemeine Versammlung aller slawischen Volksstämme kam durch ihre Bemühungen in dem Lande der Luitizier zu Stande. Hier verbanden sich Alle zu einem und demselben Zwecke. Gemeinschaftlich wurden hier die nöthigen Beschlüsse gefaßt, und was bisher unerhört war, es herrschte von jetzt an Einheit und Uebereinstimmung in den Planen und Operationen sämmtlicher empörter Volksstämme.

11. Es ist möglich, daß dieser allgemeine Aufruhr der Slawen den geheimen Absichten des Herzogs entsprach, daß er vielleicht aus der allgemeinen Noth und Verwirrung nicht unbedeutende Vortheile zu ziehen hoffte; wenigstens blieb er bei dem sich jetzt erhebenden furchtbaren Sturm ganz ruhig, und keinen Befehlen des Kaisers mehr gehorchend, gab er alle Länder jenseits der Elbe der schrecklichsten Verwüstung Preis. Die Slawen fanden also nirgends Widerstand. Dieser anfänglich glückliche Erfolg erzeugte unter ihnen eine Begeisterung, die aber bald in grenzenlose Wuth überging. Die beiden Hauptanführer Mistewoi und Migudrag suchten an Wildheit und Grausamkeit sich gegenseitig zu übertreffen. Alle die vielen Deutschen, welche jenseits der Elbe sich vor langer Zeit niedergelassen hatten, wurden theils ermordet, theils vertrieben, und ihre Häuser und Güter mit Feuer und Schwert verwüstet. Aus Hamburg wurden mehrere Tausende von Deutschen unter den grausamsten Mißhandlungen in die Gefangenschaft fortgeschleppt. Ein großer Theil der in hellem Aufruhr begriffenen slawischen Stämme hatte sich längst schon zum Christenthum bekannt; aber Alle entsagten jetzt demselben, und wütheten nun nur desto

teuflischer gegen Alles, was irgend ein christliches Zeichen an sich trug. Alle Kirchen wurden niedergebrannt, alle Kreuze zerstört, und in kurzer Zeit war auf dem ganzen rechten Elbeufer auch nicht eine Spur mehr des ehemaligen Christenthums zu entdecken. Gerade Jene, welche vom Christenthum abgefallen waren, ras'ten jetzt am schrecklichsten gegen alles Christliche; und besonders waren es die Geistlichen, an denen sie, wenn sie ihnen in die Hände fielen, die scheußlichsten Grausamkeiten ausübten. Es ist diesmal wirklich erwünscht, daß die Annalen jener Zeit nur wenig in das Detail aller jener Greuelscenen eingehen. Aber das Wenige, was sie berichten, ist schon schaudererregend und übersteigt selbst die höchsten Begriffe von menschlicher Verworfenheit. In Altenburg z. B. schlachteten sie zuerst, gleich dem Vieh, alle Weltgeistlichen ab. Nachdem dieß geschehen war, wurden sämmtliche Chorherren des dortigen Stiftes, sechszig an der Zahl, sammt dem Probst Oddar hervorgeführt. Einem Jeden ward auf dem Kopfe ein tiefer Kreuzschnitt gemacht, das Gehirn völlig blos gelegt, und der Unglückliche dann mit auf den Rücken gebundenen Händen zum Hohn und Spott so lange herumgeführt, bis er sein Leben unter den schrecklichsten Qualen ausgehaucht hatte. — Indessen waren doch auch viele Geistliche glücklich entronnen, hatten sich auf das linke Elbeufer geflüchtet, und nun in Deutschland herumirrend und irgend einen Zufluchtsort suchend, verbreiteten sie überall die furchtbare Kunde von den schrecklichen Verwüstungen und der bestialischen Grausamkeit der wieder Heiden gewordenen Slawen. In allen deutschen Gauen erhob sich ein allgemeiner Schrei des Jammers, der aber jetzt auch den Herzog Bernhard um so mehr aus seiner schmachvollen Ruhe aufschrecken mußte, als er es sich nicht verbergen konnte, daß von allen den

Schreckensscenen, denen er, uneingedenk seiner Pflicht gegen Gott, die Kirche und den Kaiser, ruhig zugesehen hatte, die Schuld beinahe ganz allein auf ihn zurückfalle. Bernhard wünschte also sich dem Kaiser zu nähern, und Heinrich, der, um dem Greuel unabsehbarer Verwüstung ein Ziel zu setzen, des Beistandes des Herzogs bedurfte, reichte ebenfalls eine willfährige Hand. Die Kaiserin Kunigunde selbst, und der fromme Erzbischof Unwan von Bremen traten als Vermittler auf [1]). Bald kam nun das Werk der Versöhnung zu Stande. Der Herzog ging zu dem Kaiser, unterwarf sich demselben, leistete durch Darreichung der Hand auf das neue den Kriegseid, und erhielt von demselben das, was er wahrscheinlich bisher fruchtlos begehrt hatte. — Die Sachen nahmen nun schnell eine andere Wendung. Bernhard ging mit seinem durch baierische Schaaren verstärkten Heere über die Elbe; und wenn bisher nur deutsches Blut auf dem rechten Ufer des Flusses geflossen war, so floß nun dort auch slawisches Blut, und zwar stromweise unter den Schwertern der Sachsen und Baiern. Mehrere herumstreifende feindliche Heerhaufen wurden nacheinander vernichtet. Die Feinde zogen demnach ihre Streitkräfte zusammen, und nun kam es bald zu einer Hauptschlacht, in welcher die Slawen eine furchtbare Niederlage erlitten. Diese Reihe von Unfällen in so kurzer Zeit störte die bisher unter den slawischen Stämmen bestandene Eintracht. Ein Häuptling wälzte immer die Schuld auf den andern, und die jetzt unter

1) Die Vermittelung des Erzbischofes Unwan war dem Herzog um so willkommener, da er schon seit geraumer Zeit mit der Kirche von Bremen gewisser Forderungen wegen im Streite lag, dem nun der Erzbischof dadurch ein Ende machte, daß er dem Begehren des Herzogs sich jetzt größtentheils fügte.

ihnen herrschende Zwietracht und gegenseitige Erbitterung beschleunigte noch mehr den völligen Untergang des im Anfange so furchtbaren slawischen Völkerbundes. Auf das neue mußten die Slawen unter das deutsche Joch sich beugen. Aber auch die Gerechtigkeit forderte jetzt ihre Opfer. Die Häupter und Anführer des Bundes bluteten theils unter dem Beile des Henkers, theils hauchten sie ihr Leben am Galgen aus. Gegen die Volksmassen ward jedoch mit vieler Schonung verfahren; denn es geziemte christlichen Fürsten und Bischöfen, auch den Erbarmungslosen Barmherzigkeit zu erweisen. Indessen mußten sie jedoch alle zerstörten Kirchen wieder aufbauen, auch die jenseits der Elbe angesiedelten oder dort begüterten Deutschen, deren Häuser sie niedergebrannt, deren Güter sie verwüstet hatten, verhältnißmäßig entschädigen (1020).

XV.

1. **Heinrichs II. Heerfahrten nach Italien.** — — Der Leser wird sich erinnern, daß gleich nach dem Hinscheiden Otto's III. ein großer Theil der italienischen Stände, in der Hoffnung, sich jetzt auf immer von der deutschen Herrschaft loszusagen, sich in Pavia versammelte, und den Arduin, Markgrafen von Ivrea, zum König von Italien wählte. Arduin gebrach es weder an Verstand, noch an Kraft und Thätigkeit, aber zugleich auch nicht an Härte des Charakters und hochfahrender Willkür; dabei äußerst zornmüthig beging er, wenn in Zorn entflammt, trotz seines Verstandes die größten Unbesonnenheiten, und nicht selten auch die größten Frevel. Er war nichts weniger als ein Freund der Geistlichkeit, und schon unter Otto III. wegen eines im Zorne an einem Bischofe begangenen Mordes in

die Acht erklärt worden. Um so räthselhafter ist es, daß gerade die Bischöfe der Lombardei, besonders die von Mailand, Cremona, Brescia, Piacenza, Pavia ꝛc. es waren, welche am meisten zur Erhebung des Markgrafen beitrugen. Aber bald gereuete dieselben ihre bei Arduins Wahl bewiesene Thätigkeit. Der neue König erzeigte ihnen bei jeder Gelegenheit die größte Verachtung, behandelte sie nicht als Oberhirten zahlreicher christlicher Gemeinden, sondern wie Adelbold sich ausdrückt, gleich Kuh- und Schweinhirten [1]), und als eines Tages der Bischof von Brescia ihm wegen einer erlassenen Verordnung einige Vorstellungen machen wollte, gerieth er so in Zorn, daß er den Bischof bei den Haaren faßte und zu Boden riß. Natürlicher Weise hatte nun Arduin durch sein so unbesonnenes und unwürdiges Betragen gegen die Bischöfe bald den ganzen italienischen hohen Clerus gegen sich; und der Erzbischof von Ravenna und die Bischöfe von Verona, Modena, Vercelli, denen sich auch mehrere weltliche Großen anschlossen, sandten geheime Boten und Briefe an Heinrich, ihn bittend, unverzüglich über die Alpen zu gehen, und sein Recht auf die italienische Krone geltend zu machen. Dieß war jedoch für den Augenblick unmöglich; denn noch ungleich wichtigere Angelegenheiten, besonders da Herzog Herrmann sich noch nicht unterworfen hatte, hielten Heinrich in Deutschland zurück. Da er jedoch Etwas thun wollte, um nicht seine italienischen Freunde zu entmuthigen, und dadurch gleichsam stillschweigend auf die Krone von Italien zu verzichten, so gab er dem Markgrafen

---

1) Episcopos, qui in electione illius prae caeteris omnibus aestuantes et sitientes fuerunt, honorabat ut *bubulcos*, tractabat ut subulcos. (*Adelbold.* in vita S. Henrici cap. XV.)

Otto von Kärnthen den Auftrag, mit einigen Schaaren in Italien einzurücken. Er vermuthete, daß, zufolge der an ihn ergangenen Einladungen so vieler italienischen Bischöfe und Fürsten, diese nun auch sogleich mit allen ihren Kriegsschaaren zu Otto stoßen, und dann ein ansehnliches Heer bilden würden. Aber bald sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht. Arduin, der, einen Einfall der Deutschen erwartend, mit seinem Heere an der Grenze stand, hielt die unzufriedenen geistlichen wie weltlichen Herren im Zaume, und sobald er durch seine Kundschafter die Richtung, in welcher die Deutschen anrückten, und deren unbedeutende Anzahl erfahren hatte, zog er denselben entgegen. Die numerische Stärke der Deutschen stand unter allem Verhältniß mit jener des lombardischen Heeres. Dieses zählte, selbst nach dem Zeugniß der italienischen Geschichtschreiber, wenigstens fünfzehn Tausend Mann, während Markgraf Otto, zu dem, bevor er Deutschland verlassen hatte, nur noch der Markgraf Ernst von Oesterreich mit einigen Hundert Mann gestoßen war, höchstens blos über fünfzehn Hundert Streiter gebieten konnte. Ein Deutscher hatte also mit zehn Longobarden zu kämpfen; und dennoch würden die Erstern den Sieg erfochten haben, hätte nicht des Markgrafen Bruder, der Bischof von Regensburg, plötzlich die Flucht ergriffen. Jetzt wurde das kleine Häuflein der Deutschen von dem zahlreichen Feinde überwältiget. Aber Alle zogen einen ehrenvollen Tod einer schmählichen Gefangenschaft vor. Nur Wenigen gelang es, sich mit dem Schwerte durchzuschlagen, und unter diesen auch den beiden Markgrafen Otto und Ernst, jedoch beide, obgleich nicht tödtlich, verwundet.

2. Dieser an sich nicht besonders ruhmvolle Sieg machte Arduin nur noch trotziger, und hatte er vorher

schon den Bischöfen seine schwere Hand fühlen lassen, so verfolgte er sie jetzt, da er sie als seine entschiedenen Feinde betrachtete, noch weit mehr. Aber auch viele von den weltlichen Herren wünschten eine Veränderung der Regierung. Arduin herrschte mit immer größerer Willkür, zog bei nichts die Großen zu Rathe, und umgab sich blos mit jungen Thoren, denen er sein ganzes Zutrauen schenkte, und die, weil unwissend und ohne alle Erfahrung, sich nur desto anmaßungsvoller selbst der wichtigsten Geschäfte bemächtigten [1]). Von allen Seiten drang man also auf das neue in den deutschen König, ohne fernern Verzug nach Italien zu kommen. Der Bischof von Verona und mehrere der angesehensten italienischen Vasallen kamen sogar mit großen Geschenken selbst nach Pölden zu Heinrich, ihn dringend bittend, Italien von Arduins drückender Herrschaft zu befreien. — Da Heinrich jetzt die von dem Markgrafen von Schweinfurt erregten Unruhen gedämpft, auch die baierischen und sächsischen Grenzen gegen die Einfälle der Polen hinreichend gedeckt hatte, so beschloß er, seine erste Heerfahrt nach Italien alsogleich anzutreten. Die den deutschen Waffen unter dem Markgrafen Otto angethane Schmach hatte den kriegerischen Stolz der deutschen Vasallen nicht wenig verletzt. Auf Heinrichs ersten Ruf eilten also aus allen Theilen Deutschlands zahlreiche Schaaren nach Augsburg, dem Sammelplatze des Heeres; und die Bereitwilligkeit der Fürsten und ihre Thätigkeit war so groß, daß Heinrich noch vor Ostern des Jahres 1005,

---

1) Cum majoribus nihil tractabat, cum juvenibus omnia disponebat. Sub eo praevaricatores, violatores, depopulatores dominabantur; legum amatores, Dei cultores deprimebantur. (*Adelb.* in vita S. Henrici cap. XV.)

obgleich die Witterung ziemlich rauh war, sich mit seinem Heere gegen die Alpen in Marsch setzen konnte. Wie gewöhnlich hielt Arduin die Clusen an der Etsch stark besetzt, aber nur sehr schwach einen andern gegen die Brenta führenden Engpaß in dem trevisanischen Gebiete. Dieser ward also von den Deutschen ohne große Anstrengung erstürmt. Unter großen Mühseligkeiten setzte Heinrich nun seinen Zug über die steilen und unwegsamen Gebirge fort, und kam endlich glücklich in den Ebenen Italiens an den Ufern der Brenta an. Hier ließ er sein ermüdetes Heer einige Tage ruhen, und feierte das Osterfest. — Am dritten Tage ging Heinrich über die Brenta, um Arduins bei Verona lagerndes Heer zu beobachten. Als dieses aber hörte, Heinrich habe mit seinen Deutschen die Alpen überstiegen, und nähere sich in starken Märschen der Stadt Verona, löste es sich von selbst auf. Die dabei befindlichen Großen, ohnehin dem Arduin abgeneigt, und nun blos ihr persönliches Interesse berücksichtigend, zogen sich mit ihren Schaaren in ihre Burgen zurück, und Arduin, von Allen verlassen, schloß sich in einer seiner Festungen ein, dort ruhig erwartend, bis die Deutschen, wie dieß bisher bei jedem Heerzuge geschehen war, wieder in ihre Heimath zurückgekehrt seyn würden.

3. Ohne einem Feinde zu begegnen, kam Heinrich nach Verona. Hier fand er schon mehrere sich um ihn sammelnde weltliche Herren, die ihn als ihren König begrüßten. Die bedeutendsten davon waren Markgraf Theobald, Herr der unbezwingbaren Feste Canossa, und dessen Sohn Bonifacius, Markgraf von Mantua. Von hier ging es nach Brescia, wo Heinrich unter dem frohen Zuruf der Einwohner als König von Italien seinen Einzug hielt. Hieher eilten nun auch der Erzbischof von

Ravenna und alle Vasallen des ehemaligen Exarchats huldigten Heinrich und leisteten ihm den Eid der Treue. In triumphirendem Zuge begab sich Heinrich von Brescia nach Bergamo. Hier hatte er die Zufriedenheit, von Italiens erstem Kirchenfürsten, dem Erzbischofe von Mailand, als König begrüßt zu werden. Auch noch einige andere Bischöfe und italienische Herren leisteten hier Heinrich den Eid der Treue. Die förmliche Wahl, die zu Pavia geschehen mußte, war eigentlich nur eine prachtvolle Ceremonie; denn der größte Theil der geistlichen wie weltlichen Vasallen hatte schon, wenn auch nicht immer mit dem Herzen, doch wenigstens mit dem Munde Heinrich gehuldiget. Alle Großen, geistlichen wie weltlichen Standes, waren demnach jetzt in Pavia versammelt, auch zahllose Volksmassen aus weiter Gegend allda zusammengeströmt; und nun ward Heinrich **II.** am fünfzehnten Mai einstimmig gewählt, auf den Königsthron erhoben, und unter dem Zujauchzen des Volkes zum König von Italien gekrönt.

4. Der Krönungstag war ein wahrer Festtag für ganz Pavia. Alles Volk jubelte, auch Heinrich schien äußerst vergnügt, und die Deutschen schauten mit Stolz auf das vollbrachte Werk zurück. Aber leider ward noch am Abend desselben Tages dieser allgemeine Jubel schrecklich gestört, und auf einen Tag der Freude folgte nun eine furchtbare Nacht unabsehbaren Jammers. Als nämlich der Tag sich zu neigen begann, brach plötzlich unter den niedern Volksklassen der untern Stadt ein Aufstand aus. Was dazu Veranlassung gegeben haben mag, ist unbekannt; wahrscheinlich einige grobe Excesse einzelner berauschter Deutschen. Zuerst war es blos der Pöbel, der mit Waffen, wie der Zufall sie ihm

darbot, sich unter den gräßlichsten Verwünschungen gegen die Deutschen auf ein paar öffentlichen Plätzen zusammenrottete. Diesen Augenblick furchtbarer Gährung wußten Arduins geheime Agenten trefflich zu benutzen. Es gelang ihnen, das ohnehin leicht zu entflammende Volk immer mehr zu entzünden und aufzureizen. Nur noch tobender und wüthender wurden jetzt die rohen Volksmassen, und bald ergriff gleiche Wuth auch die übrigen Einwohner. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich nun der Aufruhr über alle Theile der Stadt, und Waffengeräusch und wildes tumultuarisches Geschrei erfüllten endlich die volkreichsten Straßen von Pavia. Als man in dem festlich geschmückten Palaste, wo zur Feier des Tages der Hof sich den Freuden der Tafel überließ, ein dumpfes, immer vernehmbarer werdendes Getöse, gleich dem Brausen entfernter Meereswogen, hörte, wurden Leute ausgesandt, um zu erkunden, was die Ursache dieser unerwarteten Erscheinung seyn könnte. Bald kamen diese wieder mit der Nachricht zurück: die ganze Stadt habe sich in furchtbarem Aufruhr erhoben, einige Deutschen seyen schon ermordet worden, und zahllose bewaffnete Volkshaufen wälzten sich jetzt durch die Straßen gegen den Palast, um sich der Person des Königs zu bemächtigen. Schnell griff nun auch Alles in dem Palaste zu den Waffen. Leider war das deutsche Heer, zur Schonung und Erleichterung der Stadt, in den umherliegenden Burgen und Dörfern einquartirt worden. Außer den ihn umgebenden Fürsten und Bischöfen hatte Heinrich nur ein äußerst schwaches, kriegerisches Geleite bei sich. Die Gefahr ihres Herrn steigerte jedoch den Muth der Braven; jeder war entschlossen, sich für seinen König zu opfern, aber zugleich auch den Feinden sein Leben theuer zu verkaufen. Die Aufrührer hatten indessen den Palast erreicht. Heribert,

Erzbischof von Cöln, öffnete ein Fenster, um durch friedliche Worte die tobende Menge zu besänftigen. Ein Hagel von Pfeilen und Steinen zwang ihn, sich schnell wieder zurückzuziehen; und sogleich begann nun ein wüthender Kampf, dessen Schrecken durch die Dunkelheit der Nacht noch um Vieles vermehrt wurden. Schon hatte die schwache, aber tapfere Besatzung einige Stürme der Aufrührer glücklich zurückgeschlagen, als diese, in ihrer Ueberzeugung, daß blos die durch die Dunkelheit der Nacht erzeugte Verwirrung das bisherige Mißlingen aller ihrer Angriffe herbeigeführt habe, einige nicht ferne stehende Gebäude in Brand steckten [1]). Jetzt wollte Heinrich an der Spitze seiner Getreuen sich mit dem Schwerte in der Hand einen Weg durch die wüthenden Haufen bahnen. Aber die Bischöfe, schon zitternd bei dem bloßen Gedanken an die Gefahr, welcher der König sein Leben aussetzen würde, hielten ihn durch ihr flehentliches Bitten davon ab. Der Gewinn dabei war jedoch nicht groß; denn nun ergriff das Feuer der brennenden Häuser auch den Palast. Heinrich und seine tapfern Gefährten schienen verloren. Aber nun ward gerade das, was Verderben über sie herbeiführen sollte, das Mittel ihrer Rettung. Die hoch emporlodernden Flammen wurden nämlich für die in der umliegenden Gegend einquartierten Truppen ein Signal, das ihnen die

1) Italienische Geschichtschreiber behaupten, die Deutschen seyen es gewesen, welche diese Gebäude angesteckt hätten. Dieses ist ein offenbarer Unsinn; indem ja bei einem nächtlichen Kampfe eine große Dunkelheit stets der unverhältnißmäßig schwächern Parthei förderlich wird, besonders wenn diese sich blos auf der Defensive hält, es ihr daher höchst erwünscht seyn muß, wenn ihre geringe Anzahl dem angreifenden, ungleich zahlreichern Feinde verborgen bleibt.

Gefahr des Königs verkündete. Sogleich griffen sie zu den Waffen und eilten nach der Stadt. Die verschlossenen Thore derselben überzeugten sie von dem darin ausgebrochenen fürchterlichen Aufruhr. Schnell wurden die Mauern überstiegen, und gleich einem wilden, aus seinen Ufern getretenen Gebirgsstrome stürzte sich das ganze Heer in die nunmehr dem Verderben geweihte Stadt. Jetzt nahmen die Aufrührer nach allen Seiten die Flucht. Auch Heinrich mit seinem Geleite machte einen Ausfall, und zog sich in das außer der Stadt gelegene St. Peterskloster zurück. Aber von leidenschaftlichem Hasse gegen die Deutschen verblendet, hatten mehrere Einwohner den Unverstand, oder vielmehr die Tollheit, Pfeile und Steine von den Dächern ihrer Wohnungen auf die vorüberrückenden Deutschen herabzuschleudern. Diese, dadurch nur noch wüthender gemacht, steckten alle dergleichen Häuser in Brand, und zugleich begann in den Straßen eine wahrhaft grausenerregende Metzelei. Stromweise floß das Blut der Aufrührer. Keines lebenden Wesens ward geschont. Alles fiel unter dem Schwerte der über den unerhörten Frevel mit Recht im höchsten Grade ergrimmten Soldaten. Die ganze Stadt würde in eine Mordgrube verwandelt worden seyn, wäre nicht der edle, gütige König Heinrich jetzt selbst für die so strafbaren Einwohner ein rettender Engel gewesen. Er besänftigte die Wuth der Deutschen, that dem Blutvergießen Einhalt, und nahm Alle, die um Gnade fleheten, ohne Unterschied in seinen Schutz. Aber der Brand in der Stadt ward indessen desto furchtbarer, immer weiter griff das Feuer um sich, und trotz aller Bemühungen des Königs, die sündhafte Stadt von dem Verderben zu retten, ward jedoch der größte Theil von Pavia mit seinen prachtvollen Kirchen und Palästen ein Raub der Flammen.

5. Schnell durchlief die Kunde von diesen schrecklichen Ereignissen ganz Italien. Furcht und Schrecken bemächtigten sich überall der Gemüther. Alle Städte beeilten sich, Gesandte an Heinrich abzuordnen, um ihn ihrer Treue und ihres Gehorsams zu versichern. In Portolungo hielt er einen Reichstag, auf welchem alle Anwesenden sich bestrebten, dem Könige die unzweideutigsten Beweise von Unterwerfung und bereitwilliger Folgeleistung zu geben. Den Einwohnern von Pavia erkannte Heinrich keine andere Züchtigung zu, als daß er sie verbindlich machte, den in ihrer Stadt von ihnen niedergebrannten königlichen Palast wieder aufzubauen. Heinrichs treueste Diener riethen ihm jetzt, einige Zeit in Italien zu bleiben, und den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen, die deutsche Herrschaft noch fester als bisher in dem Lande zu gründen. Aber die nächtlichen Mord- und Brandscenen von Pavia hatten einen solchen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß ihn Italien anekelte, und er daher sich um so mehr nach dem deutschen Vaterlande zurücksehnte. Er gab demnach Befehl zum schleunigen Aufbruch, ließ sich durch keine Gründe zurückhalten, und befand sich in der Mitte des Junius schon wieder in Zürich, wo er der Abtei Einsiedeln einen merkwürdigen Schenkungsbrief verlieh.

6. Acht Jahre verflossen jetzt, bis Heinrich in dem Jahre 1013 einen zweiten Heereszug nach Italien unternehmen konnte. Aber nun trat ein dazu günstiger Zeitpunkt ein. Der in demselben Jahre mit dem gefährlichen Boleslaw von Polen abermals geschlossene Friede erlaubte Heinrich, sich auf einige Zeit aus Deutschland zu entfernen, und dringender als je rief ihn auch der Zustand Italiens, und besonders der Stadt Rom, jetzt wieder über die Alpen. — Sobald Heinrich nach dem unglücklichen Brande

von Pavia Italien mit seinem Heere verlassen hatte, war auch Arduin sogleich wieder aus seinen Gebirgs-festen hervorgebrochen. Von den Einwohnern von Pavia ward er mit offenen Armen empfangen. Noch mehrere Städte, wie auch weltliche Großen stellten sich theils freiwillig, theils durch Arduins Waffen gezwungen, wieder auf seine Seite. Aber dafür blieben viele andere Städte, wie auch weltliche Fürsten und alle italienischen Bischöfe fest bei König Heinrich. Die Folgen davon waren immer tiefer wurzelnde Feindschaft zwischen den verschiedenen Partheien, Zorn, Haß und endloser Streit und oft blutiger Kampf. In dieser Periode, nämlich in der kurzen Zwischenzeit von Heinrichs erster bis zu dessen zweiter italienischer Heerfahrt, ist daher auch das erste Entstehen des Fehdewesens in Italien zu suchen. Städte maßten sich jetzt ebenfalls das Recht an, gegen einander Krieg zu führen [1]). Dieses Recht

1) Die Einwohner von Pisa und Lucca waren die ersten, die eigenmächtig miteinander Krieg führten. Da jede italienische Stadt einen Grafen hatte, der unter dem Herzog oder Markgrafen stand, so waren es bisher auch die Herzoge und Markgrafen gewesen, welche die unter den Städten entstandenen Händel schlichteten. Aber bei immer mehr zunehmendem Wohlstand erwachte nach und nach auch in den italienischen Städten das Bewußtseyn wie das Gefühl eigener Kraft; und es schmeichelte nun nicht wenig ihrem Stolze, wie ihrem Unabhängigkeitssinne, ihre wirklichen oder vermeintlichen Rechte ohne die Dazwischenkunft eines Höhern ebenfalls mit den Waffen in der Hand zu behaupten oder geltend zu machen. Da sie größtentheils Handel trieben, und diese Quelle des Reichthums stets noch reichlicher fließend zu machen, das heißt, ihren Handel weiter zu verbreiten suchten, so begreift es sich von selbst, daß merkantilischer Neid und kaufmännische Eifersucht bald eine Menge von Veranlassungen zu Zänkereien und Streitigkeiten unter

dehnten sie nachher so weit aus, daß sie sogar gegen ihre eigenen Oberherren Krieg führten; wodurch in der Folge, da diese kleinen Kriege von Seite der Städte nicht ohne Erfolg geführt wurden, auch, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, eine Menge theils größerer, theils kleinerer italienischer Freistaaten entstand. Aber dafür verlieren sich auch immer mehr und mehr alle Spuren jenes großartigen gemeinsamen Volksgeistes, wodurch eine Nation sich zu einer gewissen Größe und Würde erhebt, und durch ihre Selbstständigkeit auch die Achtung aller übrigen Völker gewinnt. Immer schwächer und schlaffer wird das Band, das die verschiedenen italienischen Völkerschaften zu einem großen Ganzen verbindet; und die Geschichte Italiens, eben so farb- und glanzlos, als arm an Nachrichten, verliert sich beinahe völlig in dem meistens ekelhaften Detail kleinlicher Interessen, leidenschaftlichen Treibens und blutiger Händel

---

ihnen herbeiführen mußten. Außer dem so eben erwähnten Kriege zwischen Pisa und Lucca, der ein paar Jahre dauerte, machten auch schon in dem Jahre Eintausend und zehn die Florentiner sich durch List Meister von Fiesola. Am Festtage des heiligen Romulus, Schutzpatrons der Stadt, kam, wie zum Feste gehend, eine Anzahl junger Florentiner, die unter ihrer Kleidung Waffen verborgen hatten, in die Stadt. Als sie sahen, daß die Aufmerksamkeit aller Fiesolaner blos mit der Feier des Festes beschäftiget wäre, bemächtigten sie sich plötzlich sämmtlicher Thore der Stadt. Die nicht ferne davon in einem Verstecke lauernde, weit zahlreichere Schaar rückte nun auf das gegebene Zeichen eiligst heran, drang in die Stadt, machte sie dem Erdboden gleich, und führte sämmtliche Einwohner nach Florenz, wodurch die Bevölkerung dieser Stadt bedeutend vermehrt ward. — Aehnliche Beispiele solcher zwischen Städten, nur oft noch mit größerer leidenschaftlicher Erbitterung geführten Fehden gibt es noch mehrere in diesem Zeitraume.

zu ärmlichen egoistischen Zwecken. — Eine Verkettung mehrerer anderer äußerer unglücklicher Ereignisse vermehrte nun noch die Verwirrung und den traurigen Zustand Italiens. Die in dem Jahre 1006 in allen Ländern Europens herrschende Hungersnoth ward vorzüglich in Italien fühlbar, raffte in ihrem Gefolge von Pest und ansteckenden Seuchen eine Menge Menschen hinweg, entvölkerte große Länderstrecken, entzog dem Ackerbau die nöthigen arbeitenden Hände, und lähmte dadurch nicht wenig den städtischen Gewerbfleiß in dem Innern des Reiches. Zudem kamen nun auch noch die Sarazenen, die, nicht unbekannt mit dem verlassenen Zustande Italiens, jetzt auf das neue wieder alle Küsten und Seestädte beunruhigten, bald da, bald dort landeten, Pisa und Cosenza eroberten, plünderten und verbrannten, und zahllose Küstenbewohner mit sich in die Sklaverei fortschleppten. Endlich suchten auch die Griechen den anarchischen Zustand der italienischen Halbinsel zu ihrem Vortheil zu benutzen. Einem der angesehensten Einwohner von Bari, Namens Melus, einem Manne von Geist und Kraft, der längst schon über das traurige Schicksal seiner unter dem immer unerträglicher werdenden Druck des griechischen Despotismus schmachtenden Vaterstadt im Stillen geseufzt hatte, war es endlich gelungen, seinen Landsleuten gleiche Gesinnungen einzuflößen. Von seinem Muthe beseelt, griffen Bari's Einwohner zu den Waffen, jagten die Griechen aus der Stadt, und errichteten einen auf Tapferkeit und Patriotismus gegründeten Freistaat. Von verschiedenen kleinern Fürsten und Städten Italiens unterstützt, focht Melus einige Zeit nicht ohne Erfolg mit den Griechen, besonders nachdem er fünfzehn normännische Pilger, die nach Monte Gargano gewallfahrt waren, für seinen Dienst gewonnen hatte. Als aber

endlich der Regierung von Constantinopel die Folgen des kühnen, bisher so glücklich fortgeführten Unternehmens des Melus recht anschaulich wurden, und daher ein ungemein zahlreiches, in dem Hafen von Constantinopel eingeschifftes Heer in der Gegend von Bari gelandet hatte, mußte der edle, eines bessern Schicksals würdige Melus nach zweijährigem ruhmvollem Kampfe der ungeheuern Uebermacht unterliegen. Er ward völlig geschlagen, und seine braven Normänner, deren Anzahl sich indessen bis auf hundert und fünfzig vermehrt hatte, lagen sämmtlich, und zwar in derselben Reihe, in welcher sie mit unglaublichem Heldenmuthe gefochten hatten, todt auf dem Schlachtfelde. Der Katapan, der das griechische Heer befehligte, ein Mann von Kopf, gleich kundig der Geschäfte des Krieges, wie des Friedens und der Verwaltung, eilte seinen Sieg zu verfolgen. Bari ward erobert, ganz Calabrien und Apulien in raschem Siegesflug überschwemmt, und alle kleinere Fürsten und Städte Süditaliens, geschreckt durch das zahl- und siegreiche Heer des Katapans, wetteiferten nun mit einander in schneller und bereitwilliger Unterwerfung unter die griechische Herrschaft. Bald waren die Griechen jetzt theils mittelbar, theils unmittelbar, wieder Herren von ganz Unteritalien; und ihre nach und nach immer mehr drohende und gebietende Stellung begann nun sogar in der Hauptstadt der Christenheit nicht ungegründete Besorgnisse zu erregen.

7. Aber auch in der ewigen Roma selbst sah es nicht viel besser aus, als auf dem übrigen italienischen Continent. Gleich nach Otto's des Dritten und des Papstes Sylvester II. bald darauf erfolgtem Tode ward Rom auf das neue das Spiel mehrerer um die Herrschaft streitender Partheien.

Jene des hingerichteten Crescentius, noch lange nicht völlig erdrückt oder erloschen, tauchte jetzt wieder auf. An ihrer Spitze stand der Patricier Johannes, wo nicht ein Bruder des Crescentius, doch wenigstens dessen naher Anverwandter, aber gewiß nicht ein Sohn desselben [1]). Diesem Johannes gebrach es weder an Verstand, noch an der zu einem Parteihaupte nöthigen Gewandtheit, und besonders an jener ungemein beweglichen, zur Führung einer Partei durchaus erforderlichen Verschlagenheit, die in alle von Zeitumständen gebotene Formen sich in jedem Momente schnell einzuschmiegen weiß. Aber dabei hatte seine Moral keine andere Grundlage, als blos große Klugheit, und eine nöthigen Falles selbst an Schelmerei grenzende Schlauheit. Stets behutsam und Alles genau berechnend, ging er vorsichtig und gemessenen Schrittes seinem Ziele entgegen. Den Päpsten erzeugte er äußere Ehre, suchte aber immer mehr ihre Herrschaft zu untergraben. Eben so gab er sich den Schein, ganz in dem Interesse König Heinrichs und der Deutschen zu seyn, schmeichelte jenem in seinen Briefen, gab sich dabei aber alle Mühe, durch ein künstlich angelegtes Intriguenspiel Heinrich so lange als möglich von Rom ferne zu halten [2]). Auch in Constantinopel wußte er sich

---

1) Benedikt, des hingerichteten Crescentius Bruder, hatte zwei Söhne, wovon der älteste Johannes hieß, der jüngere aber den Namen seines Großvaters und den Grafentitel führte; wahrscheinlich ist Ersterer derselbe Johannes, von welchem jetzt hier die Sprache seyn wird. Otto III. selbst hatte in den letzten Jahren die Familie des Crescentius wieder etwas begünstiget, und den Johannes zur Würde eines Präfekts der Stadt Rom erhoben.

2) Ditmar sagt von ihm: « Joannes sedis apostolicae destructor, *muneribus suis et promissionibus pha-*

Freunde zu machen; und während er die Griechen und deren Fortschritte in Unteritalien mit lauernder Aufmerksamkeit beobachtete, vermied er sorgfältig Alles, was deren Argwohn oder Mißtrauen hätte erregen können. Diesem Johannes gegenüber erhoben sich nun auch die dem Leser schon bekannten Grafen von Tusculum. Eingedenk ihres früheren Ansehens und ehemaligen Macht, strebten sie nun ebenfalls eine Parthei zu bilden. Durch ihren Reichthum und ihre weit verzweigten Familienverbindungen erreichten sie in kurzer Zeit ihren Zweck, und bald sahen sie sich stark genug, dem schlauen Patricier vollkommen das Gleichgewicht zu halten. Beide Partheien strebten nur nach einem und demselben Ziele, nämlich nach Herrschaft. Weit gemäßigter waren jedoch die Tusculaner; diese wollten sich nur mit dem Papste in das Regiment theilen, Johannes und dessen Parthei aber alle Herrschaft ausschließlich an sich reißen, und den Papst blos auf seine kirchlichen Verrichtungen beschränken. Dieß war ihm seit einiger Zeit auch wirklich gelungen; denn sämmtliche Päpste nach Sylvester II. bis auf Benedikt VIII. hatten an der Staatsregierung äußerst wenig, oder vielmehr gar keinen Antheil. Indessen blieb es doch in Rom immer noch ruhig. Als der Papst Sergius der Vierte in dem Jahre Eintausend und zwölf gestorben war, kam es zwischen beiden Partheien zum offenen Kampfe. Jede wollte einen Papst nach ihrem Sinne haben. Die Grafen von Tusculum bewirkten die Wahl des Bischofes Johannes von Porto, eines Sprößlings des tusculanischen Hauses.

---

leratis Regem a Domino constitutum *palam* saepe honoravit, sed Imperatoriae dignitatis fastigium eum ascendere multum timuit, omnimodisque id prohibere *clam tentavit.*» (*Ditm.* Lib. VII.)

Natürlicher Weise konnte der Patricier Johannes damit nicht sehr zufrieden seyn. Durch seinen Anhang ließ er also einen Gegenpapst wählen, und diese Wahl fiel auf Gregor, einen notorischen Feind der Ottonen [1]). Aber er hatte nur wenige Stimmen, mußte endlich seinem Gegner weichen, und Johannes von Porto bestieg unter dem Namen Benedikt der Achte den römischen Stuhl. — Gregor suchte nun Hülfe von Außen. Aber auf Wen anders konnte der Hülfsbedürftige jetzt seine Augen wenden, als auf Den, der mit der deutschen Krone auch die italienische verband. Er eilte also nach Deutschland, und erschien zu Pölden in dem ganzen päpstlichen Ornat vor Heinrich, klagte über erduldetes Unrecht, über die in Rom herrschende Verwirrung, und drang bittend in Heinrich, unverzüglich nach Rom zu kommen, durch seine Gegenwart den Unruhen und Unordnungen ein Ende zu machen, und ihn, den von seinem Stuhle gewaltsam Vertriebenen, wieder auf demselben herzustellen. — Bei der genauen Verbindung beider Reiche, da Heinrich, obgleich Arduin sich ebenfalls noch in Italien zu behaupten suchte, dennoch von den meisten italienischen Großen und sämmtlichen geistlichen Fürsten, Bischöfen und Aebten als rechtmäßiger König anerkannt war, auch jährlich, wie Ditmar berichtet, eine Menge Bischöfe aus Italien zu Heinrich nach Deutschland kamen — (auf einem von Heinrich in dem Jahre

1) Dieser Gregor ist derselbe, der, wie man sich erinnern wird, obgleich von Otto III. mit Wohlthaten überhäuft, dennoch die Römer gegen den Kaiser zu entflammen suchte, laut den Aufruhr predigte, und nicht eher ruhete, bis endlich in Otto's vorletztem Regierungsjahre jene Anfangs so furchtbare Empörung ausbrach, worüber wir zu seiner Zeit den Lesern das Wesentlichste berichteten.

Eintausend und sieben zu Neuburg gehaltenen öffentlichen Tage befanden sich sechs italienische Bischöfe und Aebte) — bei diesem ununterbrochenen Verkehr zwischen beiden Reichen darf man keinen Augenblick daran zweifeln, daß Heinrich und dessen Hof von der getheilten Papstwahl, von den damit verbundenen Umständen, und besonders von der Persönlichkeit der beiden Gewählten schon vollständig unterrichtet waren. Gregor fand daher nur eine sehr kalte Aufnahme; weder auf die anwesenden Fürsten, und noch viel weniger auf die Bischöfe machte er einigen Eindruck; auch gab Heinrich ihm nur eine höchst trockene, zum Theil ausweichende, theils auch schon jetzt ihm alle Hoffnung benehmende Antwort. Er werde, sagte der König, selbst nach Rom kommen, und dort Alles, dem Herkommen gemäß, nach Recht und Gerechtigkeit ordnen. Worüber aber dem Afterpapst jetzt aller Muth vollends entfallen mußte, dieß war, daß Heinrich ihm gebot, alle der päpstlichen Würde zukommende Ehrenzeichen alsogleich abzulegen, und sogar das Kreuz, welches Gregor auf der Brust trug, selbst in Verwahrung nahm [1]).

---

1) Es ist schwer zu erklären, wie mehrere Geschichtschreiber, und darunter sehr bedeutende Männer, als Muratori, Baronius, Pagi, und endlich selbst noch in unsern Tagen sehr achtungswerthe Geschichtforscher auf den Gedanken kommen konnten: nicht Gregor, sondern Benedikt sey als schutzflehender Flüchtling zu Heinrich nach Pölden gekommen. Man muß zwar gestehen, daß Ditmars Vortrag oft ziemlich dunkel und verworren ist; aber diesmal sind seine Worte so klar, daß sie, wenigstens wie es uns deucht, auch nicht dem mindesten Zweifel mehr Raum geben. Da die sich hierauf beziehende Stelle durch jene, welche ihr unmittelbar vorangeht, noch mehr Licht erhält, so wollen wir beide in ihrem vollen Zusammenhange hier unsern Lesern mittheilen. «Benedictus sit in

---

cunctis operibus suis omnipotens Dominus, qui Romam longo tempore a multis temporibus depressam tali pastore consolari et pacificare dignatus; namque Papa Benedictus Gregorio cuidam in electione praevaluit; ob hoc *iste* ad Nativitatem Dominicam ad Regem in Palithi venit cum omni apparatu apostolico, expulsionem suam omnibus lamentando innotescens. Hujus crucem Rex in suam suscepit custodiam, et a caeteris abstinere praecepit, promittens sibi, cum ipse illuc veniret, haec secundum morem Romanum diligenter finiri.» — Erstens ist nicht einzusehen, warum Benedikt, da er doch bei der Wahl die Oberhand über Gregor erhalten, dennoch aus Rom entfliehen und nach Deutschland zu König Heinrich hätte gehen sollen. Darauf wird freilich geantwortet: „Benedikt habe zwar Anfangs die Oberhand und bei weitem die meisten Stimmen, — (Muratori gesteht selbst, daß für den Gregor nur Wenige gestimmt hätten) — mithin bei der Wahl das Uebergewicht gehabt, sey aber nachher von Gregor, dessen Parthei sich schnell wieder erholt, durch einen glücklich gelungenen Gewaltstreich aus Rom vertrieben worden." — Aber dieß ist ja offenbar eine ganz willkürliche Voraussetzung, die auch nicht auf einem einzigen Zeugniß irgend eines gleichzeitigen Geschichtschreibers beruhet. Würde Ditmar wohl diesen Umstand mit Stillschweigen haben übergehen können, besonders da er kurz vorher berichtet: „Benedikt sey es gelungen, Ruhe und Ordnung in Rom wieder herzustellen", und dann hierauf in einer ganz natürlichen Gedankenfolge die Flucht Gregors nach Deutschland erzählt; denn daß jenes ob hoc *iste* sich auf Gregor bezieht, daran ist gar nicht zu zweifeln; und obgleich es seiner philologischen Bedeutung nach sich auf den Einen wie auf den Andern beziehen könnte, so geht doch aus andern Gründen, die wir jetzt sogleich der Entscheidung des Lesers vorlegen werden, klar hervor, daß es hier durchaus blos auf den Gregor bezogen werden muß. Bekanntlich wird nämlich das Pronomen Iste bei allen, selbst den classischen Schriftstellern der Römer meistens blos in einem verächtlichen, höhnischen Sinn

gebraucht. Aber wie ließe es sich jetzt wohl denken, daß Ditmar den Papst Benedikt, dessen er so eben mit den größten Lobsprüchen erwähnte, nun auf einmal mit dem, den Begriff einer tiefen Verachtung mit sich führenden *Iste* hätte bezeichnen wollen. Vollkommen paßt dasselbe aber auf Gregor, der als bekannter Feind des ottonischen Hauses am Hofe Heinrichs unmöglich eine sehr schmeichelhafte Aufnahme hoffen konnte, und dem überdies auch ganz sicher das Gerücht von seinem strafbaren Versuche, ein Schisma in der Kirche zu veranlassen, und einen von einer ganz unverhältnißmäßigen Mehrzahl auf canonischem Wege gewählten Papst wieder zu verdrängen, nach Deutschland vorangeeilet war. Nichts beweist dieß mehr, als daß Heinrich ihm das apostolische Kreuz abnahm, und ihm gebot, alle übrigen päpstlichen Ehrenzeichen abzulegen. Ditmars Worte: « Hujus crucem Rex in suam suscepit custodiam, et a caeteris abstinere praecepit » haben diejenigen, welche durchaus wollen, daß Benedikt zu dem König nach Deutschland gekommen sey, in große Verlegenheit gesetzt. Der kürzeste Weg war, daß man die Stelle für dunkel und völlig unverständlich erklärte. Indessen müssen wir gestehen, daß Wir wenigstens nicht die geringste Dunkelheit darin finden, und der wahre Sinn derselben sich von selbst uns aufzudringen scheint; auch hat Le Bret in seiner italienischen Geschichte sie gerade so, wie wir hier oben, interpretirt. — Uebrigens wäre es auch kaum zu begreifen, wie es der Parthei des Gregorius hätte gelingen können, durch irgend einen nur gedenkbaren Staatsstreich einen von einer ungeheuern Majorität rechtmäßig gewählten Papst schon so schnell wieder aus Rom zu vertreiben. An sich war Benedikts Familienanhang schon sehr mächtig. Sein älterer Bruder Romanus war Consul, Herzog und Senator aller Römer. Ein anderer Bruder, Namens Albericus, war ebenfalls römischer Consul; und da Benedikt von einer unverhältnißmäßigen Mehrzahl sowohl unter dem Adel, als auch unter den römischen Zünften zum Papste gewählt worden; so würde, im Falle eines versuchten Staatsstreiches, das für sich schon so mächtige tuscu-

lanische Haus nun auch noch Roms beinahe ganze Bevölkerung auf seiner Seite gehabt haben. — Endlich werden wir alsogleich sehen, daß Papst Benedikt längst schon in Rom war, bevor Heinrich mit seinem Heere vor den Thoren der Stadt erschien. Wäre Benedikt der in Deutschland bei Heinrich Schutz suchende Flüchtling, so hätte er ja nothwendig entweder blos im Gefolge des Königs, oder in Begleitung eines bedeutenden Heerhaufens wieder nach Rom zurückgehen können. Aber von allem diesem finden wir nirgends eine Spur, wohl aber Benedikt schon in Rom, und Alles zum glänzenden Empfang des herannahenden Monarchen ordnend und vorbereitend. Sehr merkwürdig, und in Beziehung auf die vorliegende Frage ziemlich entscheidend ist auch die Bemerkung, welche Ditmar seinem kurzen Bericht über Heinrichs Empfang in Rom noch beifügt: Rex Henricus a Papa Benedicto, qui *tunc prae caeteris Antecessoribus suis maxime dominabatur*, mense Februario in urbe Romulea cum ineffabili honore suscipitur. Sehr bemerkt zu werden verdient zuletzt auch noch, daß Gregors Erscheinung zu Pölden der letzte Akt wenigstens seines öffentlichen Lebens war. Von diesem Augenblicke an verschwindet sein Name völlig aus der Geschichte; keine Spur wird mehr von ihm gefunden. Wäre Benedikt in Deutschland bei Heinrich gewesen, so würde ja Gregor indessen beinahe also ein ganzes Jahr in Rom den Papst gespielt, manche Verordnung gemacht, und manche andere päpstliche Verrichtung vorgenommen haben, von denen nachher wenigstens auch nur mit einigen Worten noch hätte Erwähnung geschehen müssen. Aber Gregor, durch den schlechten Empfang schon völlig entmuthiget, und durch Heinrichs kaltes und strenges Betragen noch mehr überzeugt, welches Loos ihm zu Theil werden würde, zog sich von selbst ganz im Stillen zurück, und suchte wahrscheinlich entweder hinter den Mauern eines Klosters, oder in irgend einem kleinen Städtchen Italiens seine Schmach vor der Welt zu verbergen; daher auch von jetzt an kein Mensch mehr sich um ihn bekümmerte oder weiter an ihn dachte.

8. Es ist leicht zu begreifen, daß die Anmaßungen Arduins, der dadurch herbeigeführte schwankende und anarchische Zustand Italiens, die wiederholten Bitten und Klagen italienischer Bischöfe und Fürsten, und sein eigenes, zu Pavia, wie an allen Orten, wo Arduin herrschte, völlig verkanntes königliches Ansehen in Heinrich längst schon den Wunsch, einen zweiten Feldzug nach Italien antreten zu können, erzeugt hatten. Der Augenblick, diesen Wunsch erfüllen zu können, war jetzt da. Mit Polen war wieder Friede geschlossen, auch das deutsche Reich in seinem Innern so viel wie möglich beruhiget. Die neuern Vorfälle in Rom gaben daher Heinrichs vielleicht noch immer wankendem Entschluß endlich eine feste Bestimmung, und da auch für ihn die römische Kaiserkrone keinen kleinen Reiz hatte, so ward nun mit Zustimmung aller anwesenden geistlichen wie weltlichen Großen ein abermaliger Römerzug beschlossen.

9. Heinrich zog sogleich sein Heer zusammen. Der Sammelplatz war in Schwaben. Die Bereitwilligkeit der Fürsten erwies sich jetzt in der Schnelligkeit, mit welcher zahlreiche Schaaren aus allen Theilen Deutschlands heranrückten, und schon gegen das Ende Septembers 1013 trat Heinrich, trotz den überall ausgetretenen Flüssen, seinen äußerst beschwerlichen Marsch über die Alpen an. Arduin, wohl einsehend, daß er bei seiner ohnehin so sehr geschmälerten Macht dem furchtbaren Heere der Deutschen keinen Widerstand leisten könne, ordnete Gesandte an Heinrich, erklärte sich bereit, der italienischen Krone zu entsagen, sogar seine Söhne als Geißeln dem Könige zu überliefern, jedoch nur unter der Bedingung, daß dieser ihm eine ansehnliche Grafschaft verleihen möchte. Heinrich war anfänglich ge-

neigt, den Vorschlag anzunehmen, trat aber unglücklicher Weise nachher doch der Meinung derjenigen bei, welche behaupteten, mit einem Verräther, wie Arduin, dürfe man keine Verträge eingehen. Heinrich verwarf also die ihm gemachten Vorschläge, worauf Arduin sich hinter die Mauern seiner festen Bergschlösser zurückzog. — Ohne auf einen Feind zu stoßen, kam also Heinrich in die Ebenen Italiens herab. Zu Pavia feierte er das Weihnachtsfest, und da er es an Geschenken nicht fehlen ließ, und vorzüglich gegen die Kirchen der Stadt sich sehr freigebig erwies, so gewann er wieder einigermaßen die Herzen der Einwohner. Von Pavia ging es nach Ravenna, wo er ein Provinzialconcilium sämmtlicher Bischöfe des Exarchats zusammenberief. Die versammelten Bischöfe vernichteten die Wahl des in dem Jahre 1005 auf nicht canonischem Wege zu dem Erzbisthum von Ravenna beförderten Adalberts, und erhoben an dessen Stelle den Arnold, König Heinrichs Bruder, auf den erzbischöflichen Stuhl. Adalbert lief jetzt Gefahr, auch seiner bischöflichen Würde entsetzt zu werden; aber mehrere für ihn eingelegte Fürbitten bewogen den König, ihm, nachdem er dem erzbischöflichen Stuhle von Ravenna entsagt hatte, das freilich ziemlich unbedeutende kleine Bisthum von Aricia zu verleihen.

10. In Begleitung seiner Gemahlin, der Königin Kunigunde, zog nun Heinrich nach Rom. Mit ganz ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen ward er von dem Papste empfangen. Benedikt VIII. schickte ihm einen goldenen Reichsapfel entgegen, in dessen Mitte sich ein mit den edelsten Steinen geziertes Kreuz befand. Eine römische Meile vor der Stadt empfingen ihn zwölf Senatoren. Sechs davon erschienen mit geschornen, sechs andere mit langen Bär-

ten [1]; aber alle hatten lange weiße Stäbe in der Hand, begrüßten im Namen des römischen Volkes den nahenden erlauchten Gast, und begleiteten ihn bis an die Stufen der Peterskirche, auf deren oberster der Papst in dem ganzen päpstlichen Ornat mit seiner gesammten zahlreichen Geistlichkeit Heinrich erwartete. Als dieser auf die an ihn gerichtete Frage: ob er ein treuer Beschützer der römischen Kirche, und dem Papste und dessen Nachfolgern stets und in allen Stücken hold seyn wolle, in feierlichem Tone mit einem lauten Ja geantworfet hatte, öffneten sich plötzlich die Thore der Peterskirche. An der Seite des Papstes trat Heinrich in die Kirche, und nachdem Beide an den Gräbern der Apostel ein Gebet verrichtet hatten, ward Heinrich nach dem für ihn zubereiteten Palast geführt. Zwei Tage darauf hatte die Krönungsfeierlichkeit am zweiundzwanzigsten Februar des Jahres Eintausend und vierzehn statt. In Gegenwart des gesammten römischen und deutschen hohen Adels, und unter den Augen eines zahllosen Volkes ward Heinrich von Benedikt **VIII.** gekrönt, ihm eine ungemein reiche, mit edeln Steinen gleichsam übersäete Krone auf das Haupt gesetzt, und er dann unter der gewöhnlichen Formel von dem Papste als römischer Kaiser ausgerufen. Sogleich stimmte jetzt die zahlreich versammelte Geistlichkeit ein feierliches Te Deum an, während desselben Heinrich den für ihn in der Kirche errichteten Kaiserthron bestieg. Nach geendigtem Gesang trat auch Heinrichs Gemahlin vor den Altar, ward ebenfalls von dem Papste gekrönt, jedoch Kunigundens

1) Was dieses habe bedeuten wollen, weiß man nicht; wahrscheinlich steht es damit in Verbindung, daß einige dieser Senatoren griechisch, andere wieder longobardisch gekleidet waren.

Haupt mit einer weit weniger reichen, auch weniger mit Juwelen gezierten Krone geschmückt. Heinrich theilte nun den Kaiserthron mit seiner Gemahlin, und nach beendigtem Gottesdienste gab der Papst Beiden ein prächtiges Mahl in seinem Palaste im Lateran [1]).

11. Heinrichs und vorzüglich des Papstes sehnlichster Wunsch war jetzt erfüllt. Die bisher so sehr geängstigte römische Kirche hatte nun wieder einen Schutzherrn, dem es weder an Kraft noch Willen fehlte, und dessen mächtige Aegide sie gegen die frechen Anmaßungen herrschsüchtiger Faktionen schützte. — Leider wurden die auf die Krönungsfeierlichkeit folgenden Tage abermals durch ein höchst ärgerliches Ereigniß nicht wenig getrübt. Zwischen Deutschen und Römern nämlich entstand auf der Tiberbrücke zufällig ein Streit, wahrscheinlich wieder aus einer höchst unbedeutenden Veranlassung. Aber demungeachtet kam es sogleich zu einem blutigen Kampfe, der bis in die Nacht dauerte, und auf beiden Seiten

1) Ueber die Figur und den Werth des von dem Papste dem Kaiser geschenkten Reichsapfels, wie auch von dessen symbolischer Bedeutung findet man Folgendes bei Glaber (ap. Dufresne T. IV. p. 10.): «Praecepit (Papa Benedictus) fabricari quasi aureum pomum, atque circumdari per quadrum preciosissimis quibusque gemmis, ac desuper auream crucem inseri. Erat autem instar speciei hujus mondanae molis, quae videlicet in quadam rotunditate circumsistere perhibetur, ut dum siquidem illud respiceret Princeps terreni imperii, foret ei documentum, non aliter debere imperare vel militare in mundo, quam ut dignus haberetur vivificae crucis tueri vixilio. In ipso etiam diversarum gemmatum decoramine, videlicet Imperii culmen plurimarum virtutum speciebus exornari oportere.

mehr als Ein Menschenleben kostete. Der Kaiser, noch eingedenk der Greuel von Pavia, mithin im höchsten Grade entrüstet über diesen abermaligen blutigen Tumult, ordnete strenge Untersuchung an, und ließ die vornehmsten Ruhestörer, die Urheber des Streites, Deutsche wie Römer verhaften, und als Gefangene nach Deutschland abführen [1]). Dieser

1) Die bei der geringsten Berührung zwischen Deutschen und Italienern stets entstehenden Streitigkeiten und blutigen Händel hatten blos in der gegenseitigen Verachtung beider Nationen ihren Grund. Die Deutschen, stolz auf ihre Waffen und Waffenthaten, betrachteten sich als das herrschende, die Italiener aber als ein ihrem Schwerte unterworfenes Volk, und ließen sie diesen demüthigenden Unterschied bei jeder Gelegenheit sehr derb fühlen. Aber dafür sah auch der Italiener, im Bewußtseyn seiner höhern Civilisation und größeren wissenschaftlichen Cultur, mit gleicher Verachtung auf die Deutschen als Barbaren, Fresser und Trunkenbolde herab, und machte ihnen aus diesem über sie gefällten Urtheile ebenfalls nichts weniger als ein Geheimniß. Dieser gegenseitigen Stimmung zu Folge mußten nun nothwendig, besonders bei der ungemeinen Lebhaftigkeit des italienischen Charakters und der nicht minder großen Derbheit und Rohheit der Deutschen, stets, so oft sie sich nur näherten, die heftigsten Reibungen entstehen. — Wäre es bei der damaligen Organisation der deutschen Heere möglich gewesen, eine größere und schärfere Mannszucht in denselben einzuführen, so hätte man bald einem Uebel steuern können, das in seinen Folgen viel größer und verderblicher war, als man damals wohl glauben mochte; und gewiß würde der Italiener dann dem Deutschen seine stärkere Nahrung gerne gegönnt, und sich seiner Mäßigkeit, ohnehin bei ihm blos eine climatische Tugend, weit weniger gerühmt haben. Aber so wurden leider solche erbärmliche Nationalvorurtheile eine beide Nationen viel schärfer und dauerhafter von einander trennende Scheidewand, als selbst die Natur ihnen durch die Alpen gesetzt hatte.

Beweis unpartheiischer Gerechtigkeitspflege gewann dem Kaiser viele Herzen. Aber noch mehr wurden sie ihm geneigt, als sie sahen, wie fleißig er öffentlich zu Gericht saß, ohne Rücksicht auf Stand und Ansehen das Recht sprach, den Unterdrückten gegen den mächtigern Unterdrücker schützte, und endlich auch, mit Hülfe und nach Anleitung des Papstes, die nicht wenig verwirrten kirchlichen Angelegenheiten mit vieler Weisheit ordnete. — Deutschlands Lage erlaubte dem Kaiser nicht, lange in Italien zu weilen. Nach einem Aufenthalte von etlichen Wochen verließ er also Rom, ging über Toskana nach Pavia, feierte hier das heilige Osterfest, und befand sich am ersten Pfingsttage schon wieder in Bamberg. In Begleitung des Bischofes Meinwerk ging er von hier nach dem wegen seiner klösterlichen Zucht und der Frömmigkeit seiner Mönche in dem ganzen christlichen Abendlande berühmten Kloster von Clugny, und machte unter andern Gaben demselben auch den vom Papste erhaltenen kostbaren Reichsapfel zum Geschenke.

12. Kaum wußte Arduin mit Gewißheit, daß wieder zwischen ihm und dem Kaiser die Alpen lägen, als er sogleich grimmiger als je aus seinen Schlupfwinkeln hervorbrach, seine Anhänger um sich sammelte, Vercelli und noch mehrere andere Städte eroberte, und überall die größten Gewaltthätigkeiten ausübte. Mehrere andere weltliche Großen, besonders die Markgrafen Utbert, Otbert und deren Söhne, wie auch Markgraf Adalbert, Otberts Neffe, traten nun wieder zur Parthei des Arduin, raubten in Gemeinschaft mit demselben in Italien umher, schleiften Städte, machten die Schlösser der Freunde und Anhänger des Kaisers dem Erdboden gleich, zerstörten deren Gärten und Weinberge, und vertrieben die Bischöfe von ihren Kirchen, die dann gewöhnlich rein

von ihnen ausgeplündert wurden. So z. B. mußte der Bischof von Novara bei dem plötzlichen Ueberfall dieser Stadt so eiligst fliehen, daß er barfuß über die hohen und steilen Gebirgswege wandern mußte. — Arduins Erfolge hatten jedoch nur eine sehr kurze Dauer. Die vertriebenen Bischöfe flohen um Hülfe flehend zu dem Kaiser nach Deutschland. Heinrich schickte eine bedeutende Schaar deutscher Krieger nach Italien. Zu diesen stießen nun sogleich mit allen ihren Dienstmannen die weit zahlreichern, dem Kaiser treu gebliebenen Vasallen. Auf einmal verfinsterte sich jetzt wieder Arduins Glückssonne. Seine sogenannten Freunde zogen sich einer nach dem andern von ihm zurück; und bald von allen verlassen, vermochte er nicht der gegen ihn anrückenden Uebermacht zu widerstehen. Jetzt entsank ihm völlig der Muth; auf den Feldern von Pavia, denn nicht weit entfernt davon stand schon das vereinte Heer, lagen jetzt alle seine Hoffnungen begraben. Aber eben weil die Welt ihm jetzt nichts mehr zu bieten hatte, wandte er sein Auge gegen Himmel; und nun sein ganzes, bisher so stürmisches, und dabei mit so manchem blutigen Frevel beflecktes Leben ruhig und mit hellem, weil von keinen verführerischen Illusionen getrübten Blicke überschauend, und eben daher zugleich von der tiefsten Reue über so viele fruchtlos vergeudete Jahre und Kräfte innigst ergriffen, entschloß er sich, der Welt und aller ihrer Herrlichkeit auf immer zu entsagen. Er ging in das Kloster Fructuaria, legte dort in der Klosterkirche die königlichen Insignien auf den Altar, und vertauschte den Königsmantel gegen das demüthige, rauhe Gewand eines Klosterbruders. Hier lebte er noch bis zu dem Jahre Eintausend und achtzehn, und soll nach dem Zeugniß der Mönche des Klosters die ihm noch gegönnten drei Jahre über unter den strengsten Bußübungen

ein wahrhaft heiligenmäßiges Leben geführt haben. — Wie glücklich wäre nicht Arduin zu preisen, wenn man mit Gewißheit wissen könnte, ob wirklich ein Strahl höherer Gnade plötzlich in sein wildes Treiben hineingeleuchtet, und der Verlust einer Krone ihn auf den Weg geführt, auf welchem er statt einer irdischen vergänglichen eine überirdische unvergängliche Krone erringen konnte. — Ueber die treulosen italienischen Fürsten ward nun ein strenges Gericht gehalten. Die Markgrafen Utbert, Otbert und Adalbert wurden zum Tode verurtheilt, jedoch von dem Kaiser in so weit begnadiget, daß sie zwar nicht hingerichtet, aber dafür mit dem Verlust aller ihrer Güter bestraft wurden. Das beste Loos fiel denen zu, die ebenfalls zum Verlust ihrer sämmtlichen Güter, und noch überdieß zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt waren. Dieser erbarmte sich bald wieder der menschenfreundliche, gütige Kaiser, entließ sie nicht nur nach und nach ihrer Haft, sondern gab sogar den Meisten den größten Theil ihrer Güter wieder zurück.

XVI.

1. Gründung des Bisthums Bamberg. — Daß Heinrich II., als ein wahrhafter, treuer Sohn der Kirche, auch deren gottergebene, erleuchtete Diener nicht nur von Herzen liebte, sondern ihnen auch stets und überall geziemende Ehre erzeigte, davon haben wir in dem bisherigen Laufe seiner Lebensgeschichte schon mehrere zur Nachahmung ermunternde Beweise gefunden. Aber eines der schönsten und bleibendsten Denkmale, die Heinrich seinem frommen Sinne errichtete, und das auch zeitlichen Segen über eine weite Länderstrecke verbreitete, war unstreitig die Gründung des Bisthums Bamberg. —

Schon als Herzog von Baiern war Heinrich mit diesem gottgefälligen, doppelt segenvollen Werke im Geiste beschäftiget; und kaum auf den Thron Deutschlands erhoben, gelangte dieser schöne Gedanke sogleich zu seiner vollen Reife. Aber nun sagte ihm sein frommes, zartes Gefühl, daß, bevor er mit reiner Hand und demüthigem Herzen eine freiwillige Gabe auf den Altar niederlegen dürfe, er vor Allem eine auf ihn fortgeerbte, schwere Schuld tilgen müsse. Aber diese Schuld war keine andere, als die frevelhafte Unterdrückung des Hochstifts Merseburg.

2. Wie man sich erinnern wird, hatte Otto der Große an jenem heißen und blutigen Tage am Lech, bevor die furchtbare Völkerschlacht begann, zu dem heiligen Laurentius um dessen Fürbitte flehend, — weil gerade an demselben Tage die Kirche das Fest dieses Heiligen feierte — die Gründung des Bisthums Merseburg in einem förmlichen, feierlichen Gelübde ausgesprochen. Die gebieterischen Zeitereignisse erlaubten dem Kaiser nicht, sogleich sein Gott und dem heiligen Laurentius gemachtes Versprechen zu erfüllen. Erst am Abend seines Lebens konnte Otto den von ihm ausgestellten Schuldbrief wieder einlösen. Er that es auf eine Weise, die seiner für zahllos erhaltene Wohlthaten grenzenlosen Dankbarkeit gegen Gott vollkommen entsprach, nämlich mit einer eines großen Monarchen wahrhaft würdigen Freigebigkeit. — Leider vergaß Otto II. in einem unbewachten Augenblick die dem Andenken seines großen Vaters schuldige Ehrfurcht, und getäuscht und verführt durch die Vorspiegelungen des habsüchtigen, schleichenden Erzbischofes Giseler, hob er das Bisthum wieder auf, vernichtete die Schenkungsbriefe seines Vaters, und gab die zerstückten Theile des Hochstifts an andere Kirchen, jedoch den größten

Theil davon an jene von Magdeburg, dessen Erzbischof der so eben erwähnte gleißnerische Giseler war. Niemand empfand diesen Mißgriff, oder vielmehr diesen Frevel schmerzhafter, als die heilige Adelheide, Otto's **II.** Mutter. Aber auch die Kaiserin Theophano mißbilligte im höchsten Grade diesen unbesonnenen Schritt ihres Gemahls. In einem nächtlichen Traumgesichte soll ihr sogar, wie Ditmar erzählt, der heilige Laurentius nur mit einem Arm erschienen seyn, und ihr trauernd und bitter geklagt haben, daß ihr eigener Gemahl der Urheber dieser grausamen Verstümmelung sey. Theophano wußte dieses Traumbild zu deuten; und sie und die heilige Adelheide sannen nun schon während ihrer vormundschaftlichen Regierung auf Mittel, das aufgehobene Hochstift in seinem vorigen Glanze wieder herzustellen. Aber von dem Gewinn, welchen ihm die Aufhebung des Bisthums gebracht hatte, wollte Giseler sich durchaus nicht trennen; und so scheiterten nun alle Versuche der beiden frommen Fürstinnen an den Künsten des schlauen Erzbischofes. Auch Otto **III.**, sobald er die Alleinherrschaft übernommen hatte, beschäftigte sich ebenfalls mit dem Gedanken an eine Wiederherstellung des aufgehobenen Bisthums. Aber allen seinen Bemühungen arbeitete Giseler in Geheim entgegen; und endlich gelang es ihm sogar, den jungen Kaiser in einer jener wehmüthigen Stimmungen zu überraschen, in welchen er der Tröstungen der Religion ganz vorzüglich bedurfte, und diesen Augenblick mit vieler Gewandtheit benutzend, wußte Giseler den Monarchen über die Rechtmäßigkeit der Aufhebung jenes Bisthums wenigstens für jetzt vollkommen zu beruhigen. Otto's des Dritten Reise nach Polen, dessen gleich darauf unternommene Heerfahrt nach Italien, und nicht sehr lange nachher erfolgter Tod ließen nun Giseler wieder einige Jahre

in dem ruhigen Besitze seines Raubes. — Aber auch Heinrich war ein Zweig des ottonischen Hauses, und auch er hielt es für heilige Pflicht, eine Schuld zu bezahlen, die, wie er sehr wahr sagte, auf der ganzen königlichen Familie laste. Sicher würden jedoch Giselers Arglist und Ränke auch Heinrichs Wünsche und Hoffnungen vereitelt haben, hätte nicht gerade in dem Augenblick, als Heinrich neue Verhandlungen wegen Merseburg angeknüpft hatte, Gott den Giseler plötzlich von der Welt abgerufen. Alles kam jetzt darauf an, einen wahrhaft frommen, mithin uninteressirten, und den Wünschen des Königs geneigten Priester auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg zu erheben. Heinrich glaubte, einen solchen Mann in dem redlichen, ihm treu ergebenen Tagino gefunden zu haben, und schlug ihn daher den Domherren von Magdeburg zum Erzbischofe vor. Aber das Kapitel, wohl fühlend, daß der Wunsch eines Königes einem Befehle nicht sehr unähnlich sey, glaubte eben daher demselben nicht entsprechen zu dürfen. Ihre Pflicht, sagten die Kapitularen, sey es, ihrer Kirche das Recht freier Wahl zu erhalten. Sehr erfreulich war dieß zwar nicht für den guten Heinrich; da er aber das Ziel seiner Bestrebungen stets auf mildem und freundlichem Wege zu erreichen suchte, und größtentheils auch zu erreichen wußte, so gelang es ihm nun ebenfalls bald wieder, durch gütige und freundliche Worte und vernünftige Vorstellungen das Magdeburger Kapitel zu bewegen, den Tagino einstimmig zu ihrem Erzbischofe zu erwählen. Dieser zeigte sich nun alsogleich bereit, Alles, was von der zerstückten Kirche von Merseburg jener von Magdeburg zugefallen war, wieder herauszugeben. Diesem Beispiele folgten nun schnell die Bischöfe von Meissen und Zeiz; worauf Heinrich einen öffentlichen Tag hielt,

auf welchem unter der Zustimmung aller versammelten Fürsten das Bisthum Merseburg wieder hergestellt, und der bischöfliche Stab von Heinrich den Händen seines Kaplans, des Wigbert, übergeben ward (1004).

3. Ungleich größere Schwierigkeiten waren zu überwinden, und ungleich mehr Mühe kostete Heinrich die Erfüllung seines Lieblingswunsches, nämlich die Gründung eines neuen Bisthums in Bamberg. — Nach dem unglücklichen Ende des Grafen Adalbert von Babenberg (Bamberg) unter König Ludwig IV. ward diese nicht unbedeutende Grafschaft, weil alle Güter des hingerichteten Adalbert eingezogen wurden, eine königliche Domaine, und ward nachher unter Otto dem Großen als ein Lehen an Baiern übergeben. Als Heinrich sich mit Kunigunde vermählte, setzte er dasselbe seiner neuen Gemahlin als Leibgeding aus; ein Beweis, daß er damals noch nicht an die Errichtung eines Bisthums allda dachte, dieser Wunsch mithin erst, nachdem er den deutschen Thron bestiegen hatte, in seiner Brust entstand. Da er als Herzog sich öfters zu Babenberg aufgehalten, auch die anmuthige Lage des Orts ihm sehr gefiel, so erregte es nicht das mindeste Aufsehen, als er gleich in den ersten Jahren seiner königlichen Regierung eine sehr schöne Kirche zu bauen anfing. Aber so wie der Bau dieser Kirche fortschritt, erkannte man auch nach und nach in der Größe und Pracht derselben deren Bestimmung zu einer künftigen Kathedrale. Die größte Schwierigkeit, die sich Heinrich in der Ausführung seines Plans entgegensetzte, war, daß Babenberg zu der Diöcese Würzburg gehörte, mithin es zu befürchten war, daß Bischof Heinrich von Würzburg sich der Gründung einer neuen bischöflichen Kirche, als einer Schmä-

lerung der Rechte und Einkünfte seiner eigenen Kirche, aus allen Kräften widersetzen werde. Diese Schwierigkeit ward jedoch von Heinrich glücklich überwunden. Er versprach, das Hochstift Würzburg durch andere Ländereien reichlich zu entschädigen, und nun gab der Bischof seine Einwilligung, jedoch unter der Bedingung, daß die bischöfliche Kirche von Würzburg zu einer erzbischöflichen erhoben, und ihrer Jurisdiktion das neue Bisthum von Bamberg unterworfen werden sollte.

4. König Heinrich glaubte jetzt alle Hindernisse besiegt zu haben. Als er demnach im Jahre 1007 das heilige Pfingstfest zu Mainz feierte, hielt er allda eine sehr zahlreiche Versammlung von Bischöfen, in deren Gegenwart er erklärte, daß, da er keine Hoffnung habe, Nachkommen zu hinterlassen, er entschlossen sey, Gott zum Erben seiner zeitlichen Güter einzusetzen, und ein Bisthum zu gründen, das, weil nahe den slawischen Ländern, auch zur Verbreitung des Christenthums unter diesen Völkern vorzüglich berufen seyn sollte. Der mit dem Bischofe von Würzburg vorher schon eingegangene Vertrag ward nun veröffentlicht, und von sämmtlichen anwesenden Bischöfen und Erzbischöfen genehmiget. Unverzüglich schickte jetzt Heinrich zwei seiner Kapläne als Abgeordnete nach Rom, um auch die päpstliche Einwilligung zu der Errichtung des neuen Bisthums zu erhalten. Johann **XVIII.**, der damals auf dem päpstlichen Stuhle saß, kam mit ungemeiner Bereitwilligkeit Heinrichs Bitte entgegen, versammelte ein Concilium italienischer Bischöfe, bestätigte in demselben das von Heinrich errichtete Bisthum, stellte es noch überdieß unter den besondern Schutz des römischen Stuhles, und ernannte den Erzbischof von Mainz zum Metropolitan der neuen bischöflichen

Kirche von Bamberg. Alle diese Beschlüsse machte Johann durch ein Rundschreiben sämmtlichen Bischöfen Deutschlands und Frankreichs bekannt. — So schmeichelhaft diese päpstlichen Verfügungen für den Gründer des neuen Hochstifts waren, so wurden sie demungeachtet für Heinrich eine neue Quelle mancherlei Besorgnisse. Der Bischof von Würzburg, der jetzt die Unmöglichkeit einsah, zur erzbischöflichen Würde zu gelangen, nahm sein dem König gegebenes Wort wieder zurück, und protestirte auf das feierlichste gegen die Errichtung eines neuen bischöflichen Stuhles in Bamberg. Diesen Widerspruch glaubte Heinrich durch den Ausspruch eines Nationalconciliums beseitigen zu können. Nach Frankfurt berief er daher sämmtliche Bischöfe seines Reiches zu einer Synode. Alle erschienen auf den Ruf des Königs; nur der Bischof von Würzburg blieb aus. Als die Bischöfe versammelt waren, erschien auch Heinrich, und warf sich sogleich bei seinem Eintritt in die Kirche vor den versammelten Vätern auf die Kniee, sie flehentlichst bittend, ihm in der Ausführung seines Gott gewiß gefälligen Vorhabens behülflich zu seyn. Der Erzbischof Willigis von Mainz eilte unverzüglich herbei, und hob mit allen Merkmalen der tiefsten Ehrerbietung den König wieder von der Erde auf. Aber nun trat Beringer, ein Kaplan des Bischofes von Würzburg, als dessen Bevollmächtigter vor die Versammlung, und erklärte, daß blos Furcht vor dem König seinen Herrn abgehalten hätte, zu der Synode zu kommen. Er könne und dürfe seine Einwilligung unmöglich zur Schmälerung der Rechte einer Kirche geben, die Gott ihm anvertraut hätte. Er bitte daher um der Liebe zu Jesu willen die hier versammelten Väter, eine so wichtige Frage ja doch nicht ohne sein Beiseyn zu entscheiden. Mit lauter Stimme las hierauf Beringer sämmtliche auf die

Rechte und Privilegien der Kirche von Würzburg sich beziehenden Urkunden vor. Bis jetzt waren alle Bischöfe völlig nach dem Wunsche des Königs gestimmt. Aber die Urkunden, die nun vorgelesen wurden, enthielten nicht selten mancherlei Stellen, die die Bischöfe so gewaltig ergriffen, daß in allen ihren Gesichtszügen ein unverkennbares Schwanken in ihrer Entschließung sich kund gab. Sobald jedoch Heinrich, der die Bischöfe scharf beobachtete, und keinen Augenblick sein Auge von ihnen abwandte, eine solche in den Gemüthern der versammelten Väter entstehende, seinem Verlangen nachtheilige Bewegung bemerkte, fiel er sogleich wieder auf die Kniee, seine Hände flehend zu den Bischöfen emporhebend, und diese wiederholten Demüthigungen des Königs, die beinahe alle Anwesenden bis zu Thränen rührten, löschten nun auch sogleich alle durch den Inhalt der Urkunden hie und da erzeugten übeln Eindrücke wieder aus. — Als man mit dem Lesen der Urkunden fertig war, erhob sich der Erzbischof Willigis von Mainz, und forderte seine Brüder im heiligen Amte auf, über die vorliegende, sie jetzt so sehr beschäftigende Frage ihre Meinung zu sagen. Der Erzbischof von Magdeburg, der dem Könige mit ganzer Seele ergebene Tagino, sprach zuerst. Er sehe nicht ein, sagte er, was der Gründung eines neuen Bisthums entgegen stehe, da nach den Gesetzen der Kirche das Verlangen des Königs vollkommen erfüllt werden könne. Da nun alle übrigen anwesenden Bischöfe der Meinung Tagino's beitraten, so ward das Bisthum Bamberg als bestehend erklärt, und zum ersten Bischofe des neu errichteten Hochstifts von Heinrich der Reichskanzler Eberhard ernannt, dem nun auch der Erzbischof von Mainz auf der Stelle die bischöfliche Weihe ertheilte [1]. Als der Bischof von Würz-

1) Protestantische Schriftsteller deuten es Heinrich zum

burg jetzt einsah, daß gegen einen einstimmig gefaßten conciliarischen Beschluß alle seine fernern Prote-

---

Vorwurf, daß er vor Bischöfen, seinen Vasallen, und deren Herr nnd König er war, sich so sehr gedemüthiget, sogar vor ihnen auf die Kniee gefallen, und die Hoheit des Reiches, wie die Majestät seines Thrones vergessend, beide dem Priesterthum gegenüber in eine sie so sehr erniedrigende, ihrer völlig unwürdige Stellung versetzt hätte. — Nur gänzliche Unbekanntschaft mit dem Wesen und der Natur unserer heiligen Kirche und deren unmittelbar göttlichen Institutionen kann bei Solchen, die das Unglück haben, von ihr getrennt zu sein, dergleichen schiefe Urtheile erzeugen. Nicht vor seinen Vasallen warf Heinrich sich auf die Kniee, sondern vor Männern, welche durch die von den Aposteln ununterbrochen auf sie herabgekommene Handauflegung den Geist und den Auftrag von Jesu Christo erhalten haben, seine mit seinem kostbaren Blut erkaufte und reingewaschene Kirche zu regieren und zu verwalten. Auch nicht als Herrscher erwies er den Bischöfen jene ihn ungleich mehr erhöhenden als erniedrigenden Ehrenbezeugungen; sondern als ein treuer und gehorsamer Sohn der Kirche, dem, weil er in rein kirchlichen Angelegenheiten Etwas von ihr zu erlangen wünschte, es auch vollkommen geziemte, sie mit der einer liebevollen Mutter gebührenden Ehrfurcht darum zu bitten. Auch der mächtigste Monarch, und wenn Gott sogar den halben Erdkreis seiner Macht unterworfen hätte, hat in der Kirche Jesu durchaus nichts zu gebieten, nichts zu ordnen. Ihr Regiment, ihre Verwaltung liegen völlig außerhalb des Kreises seiner königlichen Attributionen. Er, der weltliche Beherrscher, hat blos mit bereitwilliger Folgsamkeit den Geboten der Kirche, wenn er anders ihr angehört oder ihr angehören will, sich zu fügen, ihren Ermahnungen sein Ohr zu öffnen, und die Lehren des Heils sich von ihr erklären zu lassen. Aber so wenig es irgend einer weltlichen Macht, wie weit sich auch ihr Arm erstrecken mag, gestattet ist, das Heiligthum oder auch nur dessen äußeres Gewand zu berühren; eben

stationen eitel und fruchtlos seyn müßten, legte er sich ebenfalls zum Ziele, unterwarf sich dem Könige und den Bischöfen, und erhielt von Heinrich eine Abfindung, welche vielleicht, ja wohl höchst wahrscheinlich, seine Erwartung noch bei weitem übertraf [1]). Nur der Bischof von Eichstädt, der ebenfalls einen kleinen Theil seines Sprengels abtreten sollte, beharrte standhaft und hartnäckig bei seinem Widerspruch, und suchte durch eingelegte Protestationen Rechte zu verwahren, die jedoch nachher im Laufe der Zeit von selbst erloschen.

5. Was nur immer zur Verherrlichung und zu noch größerm Glanze der von ihm gegründeten bischöflichen Kirche beitragen konnte, war für Heinrichs frommes Herz eine wahre Wonne. Einer seiner sehnlichsten Wünsche war, daß das Oberhaupt der Kirche

---

so wenig darf auch die Priesterschaft sich in irgend ein Geschäft des weltlichen Regiments mischen. Nur dann, wenn bestehende oder neu gegebene Gesetze den positiven göttlichen Geboten offenbar zuwiderlaufen: nur dann ist der Bischof nicht blos ermächtiget, sondern es ist sogar sein Beruf und seine Pflicht, solche, im wahren Sinne unphilosophische Gesetzgeber darauf aufmerksam zu machen, daß alle menschliche Gesetze ihren Grund in den positiven göttlichen Gesetzen haben, und aus diesen müssen hergeleitet werden können. Ueberhaupt ist das Verhältniß der Kirche und deren Diener zu dem Staate und dessen Dienern so einfach und klar, daß es selbst dem gewöhnlichen Menschenverstand anschaulich werden muß.

1) Außer der ihm schon in dem gleich Anfangs mit ihm geschlossenen Vertrag zugesicherten Entschädigung erhielt der Bischof jetzt noch hundert fünfzig Hufen Landes. Eine Hufe betrug so viel Land, daß eine Bauernfamilie darauf wohnen, und auch noch die darauf lastenden Steuern, Gilden, Zinsen ꝛc. abtragen konnte.

in eigener Person die große und prachtvolle Kathedrale zu Bamberg einweihen möchte. Dieses sein Verlangen ging jedoch erst in den letzten Jahren seiner Regierung in Erfüllung. Erst in dem Jahre 1020 kam Papst Benedikt **VIII.**, theils bewogen durch des Kaisers wiederholte Bitten, theils auch getrieben von gerechten Besorgnissen über der Griechen immer mehr anschwellende Macht in Unteritalien, nach Deutschland. Am Gründonnerstage desselben Jahres traf der Papst mit einem Gefolge mehrerer italienischer Bischöfe und Erzbischöfe in Bamberg ein. Von dem Kaiser, der ihm eine bedeutende Strecke entgegenging, ward er mit allen nur ersinnlichen Ehrenbezeugungen empfangen. An der Seite des Papstes, in vertraulichem Gespräche mit demselben, und mit einem von Freude über den längst ersehnten Besuch des erhabenen Gastes strahlenden Gesichte kehrte Heinrich zurück, und gemeinschaftlich hielten nun beide Häupter der Christenheit ihren öffentlichen Einzug in die Stadt. Die beiden darauf folgenden Tage gingen unter andächtigen, gottesdienstlichen Uebungen und Widmungen schnell vorüber. Mit geziemender, daher ganz außerordentlicher, ungewöhnlicher Pracht ward nun das Fest der Auferstehung des Erlösers, das in diesem Jahre auf den siebenzehnten April fiel, von dem Papste und dem Kaiser gefeiert. Der Patriarch von Aquileja las in der Frühmette die erste Lektion, der Erzbischof von Ravenna die zweite, und der Papst die dritte. Sieben Tage darauf ward nun die prächtige Basilika von dem Papste unter den gewöhnlichen salbungsvollen Gebeten der Kirche und deren sinnvollen heiligen Ceremonien eingeweihet, und zu Ehren des heiligen Stephanus nach demselben genannt. Beinahe alle weltliche und geistliche Fürsten Deutschlands fanden sich dabei ein, und eine zahllose Menge Volkes,

angelockt durch das jedes Herz erhebende, seit so vielen Jahrhunderten nicht mehr gesehene Schauspiel, auch dabei voll Verlangen, den sichtbaren Statthalter Jesu persönlich zu schauen, und aus dessen geheiligten Händen den Segen zu empfangen, war aus allen und selbst den entferntesten Gauen zusammengeströmt. In Wahrheit durfte man jetzt sagen, daß die ganze, von den erhabensten christlichen Gesinnungen beseelte deutsche Nation, mit dem Kaiser an ihrer Spitze, dieses die Kirche, den Kaiser und alles Volk verherrlichende Einweihungsfest feiere. — Aus Dankbarkeit gegen den Papst, und um dieses schöne Gefühl durch ein bleibendes Denkmal zu verewigen, machte Heinrich die Kirche von Bamberg dem heiligen Stuhl zinsbar, und legte jener die Verbindlichkeit auf, jedes Jahr ein weißes, reich gesatteltes und gezäumtes Pferd nebst hundert Marken Silbers nach Rom zu senden. — Bei dieser Gelegenheit erneuerte und bestätigte auch Heinrich alle von seinen Vorfahren dem heiligen Stuhle gemachten, in dem Exarchat von Ravenna und vielen andern italienischen Domainen bestehenden Schenkungen. Muratori und noch andere behaupten jedoch, daß Heinrich schon in Rom gleich nach seiner Krönung diese Bestätigungsurkunde ausgefertiget habe, machen aber zugleich gegen die Aechtheit derselben mehrere, und wir müssen gestehen, nicht unbedeutende Einwürfe, die jedoch sämmtlich wieder vor der einzigen Betrachtung verschwinden, daß ein so weiser und würdiger Papst, wie Benedikt VIII., eine so wichtige, in dem höchsten Interesse der römischen Kirche, ja wohl in dem Interesse der gesammten Christenheit liegende Forderung an Heinrich zu stellen gewiß nicht vergessen, und der wahrhaft fromme Kaiser, dieser erste und getreueste Sohn der Kirche, eben so gewiß ein Begehren nicht zurückgewiesen

haben werde, welches selbst Carl der Große und Otto der Große zu genehmigen keinen Anstand nahmen.

XVII.

1. Heinrichs letzte Heerfahrt nach Italien. — Mit dem Bestand und Flor der Kirche ist auch das Wohl und der Bestand christlicher Staaten innigst verbunden. Es läßt sich also leicht denken, daß der Papst während seines Aufenthalts zu Bamberg sich mit dem Kaiser über die Angelegenheiten Italiens besprochen, und den Monarchen auf die für ganz Italien so gegründete Besorgnisse erregenden Fortschritte der Griechen werde aufmerksam gemacht haben. Diese waren jetzt Herren von ganz Apulien und Calabrien, breiteten sich immer noch weiter aus, und schon hatte Pandulph II., Fürst von Capua, sein Fürstenthum der griechischen Oberhoheit unterworfen, und zum Zeichen dieser Unterwerfung einen goldenen Schlüssel nach Constantinopel gesandt. Offenbar ward jetzt Rom selbst, und mit der Hauptstadt der christlichen Welt auch die gesammte Christenheit bedroht [1]). Heinrich sah dieß wohl ein,

1) Sehr schön und in wenigen Worten entwickelt dieß Heinrich Luden in seiner Geschichte des deutschen Volkes. Schwerlich wird wohl irgend Jemand dem gelehrten Herrn Professor den Vorwurf ultramontanischer Grundsätze machen. Aber gerade, weil unserer Kirche nicht angehörend, haben seine Worte ein desto größeres Gewicht. Nach einer kurzen Bemerkung, daß die deutschen Könige sehr wohl auch der kaiserlichen Würde zu entbehren vermocht hätten, fährt Luden also fort: „Ob aber, Wir wiederholen es, das Christenthum ohne die Einheit der Kirche, die Einheit der Kirche ohne ein Oberhaupt, den Papst, der Papst aber außerhalb der ewigen Stadt, in welcher sein Stuhl über den Gräbern der Apostel stand, und

und versprach daher dem Papste, nächstens wieder nach Italien zu kommen. Deutschlands Angelegenheiten hielten jedoch den Kaiser noch einige Zeit zurück, und erst in dem Monat October des folgenden Jahres Eintausend und einundzwanzig konnte er seinen Zug über die Alpen antreten. Im Anfang des Decembers befand sich Heinrich schon in Verona, wo er bis zu Ende des Monats blieb, und das Weihnachtsfest allda feierte. Hier stießen zu dem Kaiser nun auch mit ihren Schaaren die geistlichen wie weltlichen Vasallen; unter den Letztern wird jedoch blos ein Markgraf Ugo genannt, und wie es scheint, fanden sich nur wenige derselben ein. Aber desto größer war die Zahl longobardischer Bischöfe und Aebte, welche sich mit ihren Lehensleuten wohl gerüstet einstellten. Das Heer war zahlreich und

---

endlich ob irgend Etwas die trotzigen Herren vom Schwerte, ohne die Einheit der Kirche, zu bewegen im Stande gewesen wäre, dem Aufkommen und Gedeihen der Städte und der eigenthümlichen Ausbildung des Geistes der Völker in Wissenschaft, Kunst und jeglicher Weise Licht und Raum zu gewähren: das, wahrhaftig, wird jetzt wie früher zu bezweifeln wohl erlaubt seyn." — — Ja wohl möchte dies nicht blos zu bezweifeln erlaubt, sondern selbst als eine ganz umbegreifliche, allen Lehren und Erfahrungen der Geschichte widersprechende Inconsequenz zu betrachten seyn. Wenn aber der geistreiche, nicht selten sehr scharfsinnig combinirende Geschichtforscher daran zweifelt, ob Heinrich an Etwas dergleichen gedacht habe, so scheint das Zeugniß mehr als eines der alten Geschichtschreiber ihm hierin zu widersprechen. So z. B. sagt Leo Ostiensis: (Henricus) reputans, Graecorum invasionem, amissa Apulia ac principatu, Romam quoque, ni maturaret, ac per hoc Italiam totam consequenter sibi et in proximo amittendam. — — Daraus folgt nun alles Uebrige von selbst.

mit allen Kriegsbedürfnissen, besonders mit den zur Belagerung fester Städte nothwendigen Maschinen hinreichend versehen.

2. Gleich in den ersten Tagen des Januars eröffnete Heinrich den Feldzug. Sein Heer theilte er in drei Divisionen. Die Eine, unter der Anführung des Patriarchen Popo von Aquileja, richtete ihren Marsch gegen Heinrichs und des Papstes gemeinschaftlichen Feind über die Mark Camerino. Den zweiten Heerhaufen, dessen Stärke auf zwanzigtausend Mann angegeben wird, sandte der Kaiser unter dem Oberbefehl des Erzbischofes Piligrin von Cöln gegen den Fürsten von Capua; und mit der dritten Heerabtheilung, die er in eigener Person befehligte, rückte Heinrich gegen das Beneventische vor. Landulph, Herzog von Benevent, kam ihm mit allen Einwohnern seiner Hauptstadt entgegen, empfing ihn auf das prachtvollste, und huldigte ihm als seinem Oberherrn. Wirklich hielt auch der Kaiser in Benevent, während seines Aufenthalts allda, verschiedene öffentliche Gerichte. Von da zog Heinrich gegen die damals in militairischer Hinsicht so wichtige und wohlbefestigte Stadt Troja. Die Griechen hatten die Wichtigkeit des Platzes eingesehen, daher die vorhandenen Festungswerke durch neu angelegte noch mehr zu verstärken gesucht. Diese Arbeiten waren zwar, als das kaiserliche Heer vor den Thoren Troja's erschien, noch nicht einmal zur Hälfte fertig, aber die Stadt, auch ohne jene neuen Werke schon ungemein fest und mit einer zahlreichen Besatzung versehen, leistete demungeachtet einen ganz unerwarteten hartnäckigen Widerstand.

3. Der Erzbischof von Cöln hatte sich mit seiner Heerabtheilung kaum in Marsch gesetzt, als er hörte,

der Bischof Athenulph von Capua, Bruder des Fürsten Pandulph, sey, das herannahende Ungewitter nicht erwartend, aus Capua entflohen, in der Absicht nach Constantinopel zu gehen. Wirklich war derselbe auch schon nach Otranto gekommen, hatte sich dort eingeschifft, ward aber gleich am ersten Tage von einem heftigen Sturm überfallen, der, nachdem er das Schiff lange hin- und hergeworfen, es endlich an einen Felsen schleuderte, so daß Athenulph und alle seine Leute in den Wellen des Meeres ihr Grab fanden. Der Erzbischof von Cöln, nun befürchtend, daß auch der Fürst ihm entgehen könnte, rückte in den angestrengtesten Eilmärschen heran, und erschien unter den Mauern von Capua, bevor Pandulph, der ihn noch nicht so bald erwartete, auch nur die mindesten Anstalten zur Flucht getroffen hatte. Zu seinem Unglücke hatte Pandulph nie darauf gedacht, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben; und diese, die ihn nicht nur nicht liebten, sondern wahrhaft haßten, sannen jetzt sogleich auf Mittel, sich seiner Person zu bemächtigen, und ihn den Feinden auszuliefern. Noch zu rechter Zeit erfuhr dieses Pandulph; aber um dieser Schmach zu entgehen, wußte er jetzt kein anderes Mittel, als daß er, sich stellend, als habe er in dem Bewußtseyn seiner Unschuld keine Anklage zu befürchten, freiwillig in das kaiserliche Lager ging, und sich dem Erzbischofe ergab. Piligrin sandte ihn sogleich zu dem Kaiser, versprach ihm jedoch, daß er zu seinem Besten sich bei dem Monarchen verwenden wolle.

4. Der Kaiser befand sich im Lager vor Troja, als der gefangene Fürst Pandulph ihm vorgeführt ward. Heinrich, der demselben wegen dessen Theilnahme an der grausamen Hinrichtung des Dattus im höchsten Grade zürnte, ließ ihn sogleich vor Ge-

richt stellen. Pandulph ward zum Tode verurtheilt, und schon sollte dieser richterliche Ausspruch vollzogen werden, als noch zu rechter Zeit der Erzbischof von Cöln ankam, und für den Verurtheilten Fürbitte einlegte. Der Kaiser schenkte zwar jetzt dem treulosen Fürsten das Leben, ließ ihn aber gleich dem ärgsten Verbrecher in Banden nach Deutschland abführen [1]). — Die Einwohner von Troja fuhren

---

1) Die Ursache, warum der Kaiser diesem Fürsten ganz besonders zürnte, war dessen Theilnahme an dem unglücklichen Ende des Dattus, eines Freundes und Anverwandten des edeln Melus. Als dieser endlich der allzugroßen Uebermacht der Griechen hatte weichen müssen, und nach Deutschland entflohen war — (er starb zu Bamberg in demselben Jahre, in welchem Heinrich diesen seinen dritten Feldzug antrat) — war Dattus mit seiner ganzen Familie zu dem Abt Athenulph von Monte Cassino geflohen. Da dem Papste Benedikt die Treue des tapfern Apuliers gegen den Kaiser Heinrich bekannt war, so übertrug er einige Zeit nachher ihm und etlichen Normännern die Bewachung eines festen Thurms am Garigliano. Aber die Griechen, die längst schon alle Mittel versucht hatten, den Dattus in ihre Gewalt zu bekommen, gewannen jetzt durch reiche Geschenke den Fürsten Pandulph von Capua, daß er ihnen nicht nur erlaubte, sondern auch unter der Hand es ihnen zu erleichtern wußte, sich des Thurms am Garigliano, und mit diesem zugleich auch der Person des Dattus zu bemächtigen. Plötzlich und ganz unvermuthet erschien demnach eines Tages der griechische Katapan mit einer zahlreichen Schaar, und griff sogleich den Thurm mit der größten Heftigkeit an. Tapfer vertheidigten sich zwar Dattus und dessen Normänner, mußten jedoch nach zwei Tagen, da die Griechen auch noch mehrere Belagerungsmaschinen hatten herbeiführen lassen, sich ihnen ergeben. Die Normänner setzte der Katapan sogleich wieder in Freiheit; aber den unglücklichen Dattus ließ er in Banden legen, und auf einem Esel sitzend nach Bari

indessen fort, den hartnäckigsten Widerstand zu leisten. Alle an sie ergangenen Aufforderungen, sich zu ergeben, selbst unter den mildesten und vortheilhaftesten Bedingungen, hatten sie bis jetzt, und zwar nicht selten mit beißendem Hohn zurückgewiesen, aber auch schon mehrere Stürme der Belagerer glücklich zurückgeschlagen. Endlich machten sie auch noch einen allgemeinen wüthenden Ausfall, bei welchem es ihnen gelang, des Kaisers sämmtliche gegen ihre Stadt aufgeführte Kriegsmaschinen in Brand zu stecken. Heinrich gerieth darüber in heftigen Zorn. In der ersten Aufwallung desselben schwur er bei seiner Krone, daß, sobald er sich der Stadt würde bemächtiget haben, er alle waffenfähige Einwohner werde aufhängen, deren Häuser verbrennen, und überhaupt die Stadt dem Erdboden gleich machen lassen [1]. Heinrich befahl hierauf andere Maschinen zu verfertigen, sie mit rohem Leder zu überziehen, und setzte dann die Belagerung mit verdoppelter Thätigkeit fort. Mit Zuversicht hatten die Belagerten auf baldigen Entsatz gehofft; daher ihre verzweifelte Gegenwehr [2].

---

zurückführen. Hier ward er dem frechen Pöbel zur Schau gestellt, und dann gleich einem Vatermörder in einen ledernen Sack gesteckt und in das Meer geworfen.

1) Nam ante jam dixerat, quoniam si ei contingeret capere civitatem, quidquid masculini sexus inveniretur in eo, suspenderetur patibulis: reliqua vero igne cremari, ipsiusque civitatis moenia ad solum pertrahi. (*Rud. Glab.* Lib. III. c. 1. ap. Duchesne T. IV.)

2) Nam sperabant ut sibi futurae aestati, sicut Graeci promiserant fore, Basilius (so hieß nämlich der griechische Katapan) succurreret. Insuper adjicientes in tantum Henricum humiliari, ut pedes Basilii territus pavore susciperet. (*Glab.* L. III. c. 4. pag. 24.)

Aber die Belagerung hatte mit Anfang März begonnen, und schon nahete das Ende des Monats Mai, und doch war in der Nähe und in der Ferne noch keine Spur eines griechischen Entsatzheeres zu entdecken. Bei den Einwohnern fing nach und nach an der Muth zu sinken, und endlich auf das äußerste gebracht, blieb ihnen nichts übrig, als zu der Gnade des Kaisers ihre Zuflucht zu nehmen. Aber der drohenden Worte des erzürnten Monarchen sich erinnernd, wagte es Keiner, auch nicht einmal mit dem Strick um den Hals und um Gnade flehend, vor den Kaiser zu treten. Nach einiger Berathung unter einander ließen sie einen durch Frömmigkeit ausgezeichneten Einsiedler in die Stadt kommen. Dieser sammt allen Kindern der Stadt, die das zehnte Jahr noch nicht überschritten hatten, sollten die Vermittler werden zwischen ihnen und dem ihnen jetzt blos in der Gestalt eines unerbittlichen Richters erscheinenden Monarchen. Paarweise zogen nun schuldlose Knaben und Mädchen, den frommen Klausner an ihrer Spitze, nach dem kaiserlichen Lager, unter Thränen und Seufzern ununterbrochen rufend: Kyrie eleyson! Kyrie eleyson! Als dem Kaiser, was vorging, gemeldet ward, konnte er kaum seine Thränen zurückhalten, und schon nahete sich der Zug dem kaiserlichen Zelte, als plötzlich der Gedanke an den boshaften Trotz und hartnäckigen Widerstand der Einwohner bei Heinrich den Strom der ihn beinahe schon überwallenden Gefühle wieder in seine gehörigen Schranken zurückdrängte. Er gab Befehl, die Kinder wie den Einsiedler nicht vorzulassen, sondern sie sogleich wieder in die Stadt zurückzuschicken. — Dadurch ließen sich jedoch die Bürger von Troja nicht entmuthigen. Auch am folgenden Tage wiederholte sich dasselbe rührende Schauspiel. Aber nur noch lauter erscholl jetzt der Ruf um Er-

barmung, noch reichlicher flossen die Thränen unschuldiger Kinder, und mit nur noch mehr erhöhter Inbrunst flehte im Stillen der fromme Einsiedler zu dem Vater aller Erbarmung. Als der Kaiser von Ferne die Klagetöne der einem Leichenzuge ähnlichen Prozession hörte, stand er schon im Begriffe, den nämlichen Befehl wie gestern zu ertheilen; aber mächtiger war diesmal der Drang seines Herzens; er vermochte demselben nicht länger zu widerstehen, trat vor das Zelt, und rief mit bebender, alle Empfindungen seiner Seele kund gebenden Stimme den Nahenden mehrmals: Gnade, Gnade! zu. In lauten Jubel verwandelte sich plötzlich das bisherige Jammergeschrei. Siegreich kehrte der Zug der Kleinen und ihres frommen Führers mit eilendem Schritte in die Stadt zurück. Sogleich öffneten sich jetzt Troja's Thore dem Sieger. Die Stadt ergab sich auf Gnade oder Ungnade; und Heinrich, treu seinem gegebenen Worte und folgsam der Stimme seines Herzens, gab nicht zu, daß auch nur ein einziger Bürger an seiner Person oder an seinem Eigenthum verletzt ward. Nur den Theil der Mauer, der seinen Maschinen so lange widerstanden hatte, befahl er den Einwohnern niederzureißen. Da er aber die Wichtigkeit der mehrere in das Innere Unteritaliens führende Hauptstraßen beherrschenden Festung wohl erkannte, daher sie ebenfalls zu einem Waffenplatze zu machen beschloß, so ließ er jenen eingerissenen Theil der Mauern sogleich wieder aufbauen, legte eine starke Besatzung in die Stadt, und zog dann mit seinem Heere vor Troja ab.

5. Nach allen Richtungen, wohin er sich wandte, begleitete Heinrichs Waffen stets der nämliche Erfolg. Ueberall wichen die Griechen vor ihnen zurück; wagten es selbst nicht einmal aus der Ferne, das deutsche

Heer auf seinen Märschen zu beunruhigen. Der Fürst von Salerno, mit den Vornehmsten seines Hofes und der Bürgerschaft, ging ihm entgegen, huldigte ihm als seinem Könige und Oberherrn, und führte ihn nach Salerno, wo er unter den lauten Glückwünschungen der Einwohner auf das prächtigste empfangen ward. Alle übrige Städte, die von dem Reiche abgefallen und zu den Griechen übergegangen waren, selbst Neapel nicht ausgenommen, folgten diesem Beispiele, öffneten freiwillig ihre Thore, und erkannten und begrüßten Heinrich als ihren Oberherrn. Von da begab sich der Kaiser nach Capua, erklärte dort den in die Gefangenschaft nach Deutschland abgeführten Pandulph seines Fürstenstuhles auf immer verlustig, und ertheilte das erledigte Fürstenthum Capua einem Grafen von Tiano. In Capua erhielt Heinrich auch wieder einen Besuch von dem Papste, der, der Siege seines treuen Freundes, des Kaisers, sich erfreuend, ihm hier seine Glückwünsche und seinen Dank darbrachte. Mit einander begaben sich Beide nach Monte Cassino. Es war blos fromme Dankbarkeit, welche Heinrich an diesen heiligen Ort führte. Von einer, nach der Aussage der Aerzte sein Leben bedrohenden Krankheit war nämlich Heinrich unlängst plötzlich wieder genesen, und sein in solchen Sachen ihn stets richtig leitendes Gefühl sagte ihm, daß er seine schnelle Wiederherstellung blos der Fürbitte des heiligen Benedikts, des Gründers von Monte Cassino, zu danken habe. Dem Kloster, hinter dessen ehrwürdigen Mauern einst der große Heilige wandelte, und wo auch dessen Gebeine jetzt ruheten, brachte also Heinrich viele und reiche Geschenke. Einige Tage hielt er sich in dem in einer so ungemein anmuthigen, wahrhaft paradiesischen Gegend, und unter den reizendsten Umgebungen gelegenen Kloster auf. Da erst vor Kurzem der Abt von

Monte-Cassino gestorben war, so ward jetzt von den Mönchen in Gegenwart des Kaisers und des Oberhaupts der Kirche der nachher ziemlich berühmt gewordene Theobald zum Abt gewählt, und zur größten Freude aller Bewohner des Klosters auch von Benedikt dem Achten selbst eingeweiht. Der Papst und der Kaiser trennten sich nun wieder von einander, nachdem Letzterer vorher noch alle Rechte und Privilegien von Monte-Cassino auf das neue bestätiget, auch das Kloster ganz vorzüglich dem Schutz und der besondern Fürsorge des heiligen Vaters empfohlen hatte. Benedikt kehrte nach Rom, der Kaiser zu seinem Heere zurück. — Gerne würde Heinrich höchst wahrscheinlich diesmal noch längere Zeit in Italien geblieben seyn; aber schon während der Belagerung von Troja hatte man Spuren einer nachher unter dem Heere immer mehr einreißenden Seuche bemerkt. Das Uebel hatte indessen furchtbare Fortschritte gemacht. Der Sommer war in diesem Jahre in Italien ganz außerordentlich heiß; und des brennenden Bodens ungewöhnt, fielen haufenweise besonders die Deutschen wieder als Opfer des glühenden italienischen Himmels. Heinrich war also zur Rückkehr gezwungen, und eilte nun um so mehr mit dem Heere aufzubrechen, da er bei einer von ihm vorgenommenen Musterung desselben sich von der unter den Soldaten eingerissenen Mortalität anschaulich überzeugt hatte. Schnell zog er also Italien wieder hinauf, und dann eben so eilig über die Alpen nach Deutschland. Am Ende Septembers befand er sich schon wieder in Frankfurt. — Glorreich und segenvoll, sowohl für die Kirche wie für die Longobarden, war diese dritte und letzte Heerfahrt Heinrichs nach Italien. Die Macht der Griechen war jetzt gebrochen, sie selbst wieder in einen Winkel Apuliens zurückgedrängt, Rom von der eben so lästigen als

gefährlichen Nachbarschaft auf immer befreit, die von Constantinopel her über dem Stuhle des heiligen Petrus schwebende Gefahr völlig verschwunden, mithin die römische Kaiserkrone auch auf dem Haupte der künftigen deutschen Könige auf das neue befestiget. Um alle diese errungenen Vortheile bleibend und dauerhaft zu machen, hatte Heinrich während eben dieses Feldzuges eine neue Colonie durch ungewöhnliche Tapferkeit ausgezeichneter Männer, die gegen die griechische Macht in Apulien eine Vormauer bilden sollte, in Italien gegründet. Den braven Normännern nämlich, deren Tapferkeit schon unter Melus für Griechen und Longobarden ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung geworden, hatte Heinrich jetzt Ländereien in Italien zu ihren künftigen Wohnsitzen angewiesen, sie aber auch dabei zu beständigem Kriegsdienst gegen die Griechen verpflichtet; so daß sie diesen in jedem Kriege, den dieselben gegen die der Oberhoheit des Kaisers unterworfenen longobardischen Fürsten Unteritaliens anfangen würden, stets die Schwere und Stärke ihres Armes sollten fühlen lassen. Da der Kaiser ihnen jetzt einen eigenen, obgleich noch nicht sehr bedeutenden Strich Landes eingeräumt hatte, zogen sie auch nach und nach noch mehrere andere ihrer Landsleute jenseits des Meeres zu sich herüber, suchten, begünstiget durch die Schwäche der Griechen und eine Menge glücklicher Incidentfälle, sich immer weiter zu verbreiten, und wurden endlich nach der Eroberung Siciliens die Gründer eines neuen italienischen Königreiches [1]).

1) Ueber alles dieses, und zwar von der ersten, Anfangs gar nicht beachteten Erscheinung der Normänner in Italien bis zu deren Gründung eines eigenen Königreiches, werden wir in der Folge unsern Lesern in einem besondern Abschnitte einen weit umständlichern, und in das beinahe an das Wun-

XVIII.

1. **Vereinigung des Königreiches Burgund mit Deutschland.** — — Als Kaiser und stets **Mehrer des Reiches** dachte Heinrich, obgleich Deutschlands und Italiens oft so sehr verwirrte Angelegenheiten seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, doch auch noch an neue Eroberungen, jedoch vorzüglich an solche, welche, wie Schmidt in seiner deutschen Geschichte sagt, mehr auf diplomatischem Wege, als mit dem Schwerte gemacht werden konnten. — Rudolph III., König von Burgund, schon weit in Jahren vorgerückt, war ohne Erben, und Kaiser Heinrich, ein Sohn Gisella's, der Schwester Rudolphs, dessen Neffe. — Burgund, dies blühende Reich, das damals von Basel bis nach Arles und Marseille sich erstreckte, und die Schweiz, Savoyen, das obere Burgund, das Lyonois, die Provence und noch andere Länder in sich begriff, war längst schon ein Gegenstand gewesen der Eifersucht aller fränkischen Könige aus dem carolingischen Hause. Kaiser Arnulph behauptete, es sey ein Lehen Deutschlands, und um diese Ansicht geltend zu machen, fiel er zweimal in Burgund ein, vermochte aber nicht den damals regierenden König Rudolph I. zu bezwingen, mußte daher jedesmal unverrichteter Dinge mit seinem Heere wieder zurückgehen. Otto der Große, weil ein Schwager des burgundischen Königs Conrad, dessen Schwester Adelheide Otto's Gemahlin war, hatte sich mit vielem Erfolge in die innern Angelegenheiten Burgunds gemischt. Die sonst so trotzigen Vasallen glaubten sich selbst hinter ihren Gebirgen gegen Otto's Macht

---

derbare grenzende Detail weit tiefer eingehenden Bericht erstatten.

nicht gesichert; sie gehorchten ihm weit mehr als ihrem eigenen Könige; auf allen seinen italienischen Feldzügen waren stets burgundische Schaaren seinen Fahnen gefolgt; und wäre König Conrad, wie jetzt Rudolph, kinderlos gewesen, so würde damals schon ganz gewiß Otto den Versuch, Burgund mit Deutschland zu vereinigen, mit dem seinem Hause eigenen Glück gemacht haben. Für einen deutschen König, dessen Haupt nebst der deutschen auch die italienische Königskrone schmückte, mußte Burgund ungemeine Reize haben. Der Besitz dieses Gebirgreiches öffnete mehrere neue Verbindungslinien zwischen Deutschland und Italien, bot einem jenseits der Alpen operirenden deutschen Heere eine Menge fester Stützungspunkte dar, und gab der deutschen Oberherrschaft über Italien noch mehr Festigkeit und größern Bestand; und da unter Otto dem Großen Italien bleibend mit Deutschland vereint ward, so lag nun auch der Erwerb der burgundischen Länder offenbar in dem wahren Interesse des deutschen Reiches, wie der Könige, die es beherrschten.

2. Zum Unglück für das Königthum und die monarchische Gewalt in Burgund hatte Conrad siebenundfünfzig Jahre, ohne zu regieren, auf dem Throne gesessen; und da er zu jenem weder den Willen noch die Kraft gehabt zu haben scheint, so war auch in dieser langen Zwischenzeit das königliche Ansehen desto tiefer gesunken, jenes der Vasallen aber so hoch gestiegen, daß sie, obgleich dem Namen nach Leute des Königes, doch der That und dem Wesen nach die wahren, eigentlichen Herren des Landes waren. — Unter diesen drückenden und beugenden Verhältnissen kam Rudolph III. an die Regierung. Viel zu streng, oder vielmehr höchst ungerecht ist das Urtheil der Nachwelt über diesen Monarchen.

Man legt ihm Trägheit, Feigheit, Charakterlosigkeit rc. zur Last, und geistlose Chroniker, die Menschen und Sachen nur nach dem Erfolge beurtheilend, bezeichnen ihn als einen weibischen, gänzlich verweichlichten, zu wenig oder nichts tauglichen Prinzen. Aber selbst der talentvollste, kräftigste Regent, besonders wenn sein königliches Loos ihm unter einem rohen, wilden, seit einem halben Jahrhundert an völlige Gesetzlosigkeit gewöhnten Volke geworden ist, wird nichts eines Königs Würdiges, und in der Geschichte auf ehrenvolles Andenken Anspruch Machendes ausführen können, sobald ihm kaum noch ein Schatten von Macht übergeblieben, und er aller, selbst der nothwendigsten materiellen Mittel gänzlich beraubt ist. Das burgundische Haus war völlig verarmt. Alle Krongüter, alle Einkünfte des Landes waren ein Raub geld- und ländersüchtiger Vasallen geworden. Der König lebte beinahe blos vom Kirchenalmosen; denn jeder Bischof, bevor er in den Besitz seiner Kirche gesetzt ward, mußte sich verpflichten, einen Theil der bischöflichen Einkünfte zum Unterhalt des königlichen Hauses abzugeben [1]). Wäre Rudolph ein so erbärmlicher, zu keiner kühnen That fähiger Prinz gewesen, so würde er nicht gleich im Anfange seiner Regierung den Versuch gemacht haben, die von den Großen seines Reiches usurpirten königlichen Güter und Rechte wieder zu erobern. Aber leider mißlangen seine Bestrebungen. Die ihm und schon seinem Vater von den Vasallen angelegten Fesseln wurden jetzt nur noch drückender, und jene würden ihn sogar zum Land hinausgejagt haben, wäre nicht

---

1) Zu den erledigten bischöflichen Stühlen ernannte der König auch nur dem Scheine nach; denn er durfte keine Andern erwählen, als die, welche seine Vasallen ihm vorschlugen.

seine Tante, die verwittwete Kaiserin Adelheide, schnell nach Burgund geeilet, und hätte durch das Ansehen, dessen sie sich in ihrem Vaterlande, ungeachtet ihrer langjährigen Entfernung aus demselben, dennoch zu erfreuen hatte, die Sachen in so weit vermittelt, daß man Rudolphen doch wenigstens den königlichen Titel nebst einigen Krondomainen und den Spenden der Bischöfe überließ, auch ihm gestattete, noch ferner in einer an gar nichts theilnehmenden Zurückgezogenheit ruhig fortzuleben.

3. Daß Rudolph seine traurige Lage gewiß sehr schmerzhaft fühlte, und auf Mittel sann, sich endlich einmal von jener schmählichen Abhängigkeit, in welche seine Großen ihn versetzt hatten, wo nicht völlig loszumachen, doch für die Zukunft dem trotzigen Vasallenregiment in seinem Reiche engere Schranken zu setzen, davon geben seine mit Heinrich gepflogenen Unterhandlungen, wenigstens wie es uns deucht, einen überzeugenden Beweis. Da ihm nicht unbekannt seyn konnte, daß man in Deutschland allgemein behauptete, Burgund sey zur Zeit Kaiser Arnulphs ein deutsches Lehen geworden, diese Frage jedoch, da keiner der Ottonen seine Rechte auf Burgund geltend gemacht, noch immer unentschieden und in Dunkel gehüllt geblieben war; so beschloß jetzt Rudolph, jene Frage durch einen feierlichen Act zu entscheiden, dem deutschen Reiche sich und sein Königreich zu unterwerfen, und dann Letzteres als ein Lehen aus den Händen des Kaisers wieder zu empfangen. Offenbar hatte Rudolph dabei keinen andern Zweck im Auge, konnte auch unmöglich einen andern haben als unter dem Schutz und Schirm eines mächtigen Obmanns seinen Vasallen in Zukunft mit größerm Erfolge entgegenzutreten, ihren Uebermuth zu zügeln, wenigstens einen Theil der geraubten

königlichen Domainen wieder an die Krone zu bringen, seinen schwankenden Thron auf das neue zu befestigen, und dessen völlig verblichenen Glanz wieder herzustellen. — Manches mag schon in frühern Zeiten zwischen Rudolph und Heinrich darüber verhandelt worden seyn; aber in dem Jahre Eintausend und sechszehn erschien Rudolph mit seiner Gemahlin Irmengarde und deren zwei Söhnen erster Ehe auf dem vom Kaiser nach Straßburg zusammenberufenen, und sehr zahlreich, beinahe von allen deutschen Fürsten geistlichen wie weltlichen Standes besuchten Reichstag. Hier, in Gegenwart dieser eben so zahlreichen als erlauchten Versammlung, übergab Rudolph sein ganzes Reich dem Kaiser, erkannte ihn als seinen Lehenherrn, und erhielt hierauf aus Heinrichs Händen Burgund als ein deutsches Lehen zurück, wobei er sich zugleich verpflichtete, in allen nur einigermaßen bedeutenden Angelegenheiten nichts ohne Vorwissen und Willen seines obersten Lehenherrn zu unternehmen [1]).

4. Aber auch dem blödesten Auge hätte es jetzt nicht entgehen können, welche Gefahr der Tyrannei

1) Omnemque Burgundiae regionis primatum per manus ab avunculo suimet accepit et de maximis rebus sine ejus consilio non fiendis securitatem firmavit. (*Ditm.* L. VII. p. 407.) — Es wird behauptet, Irmengarde, Rudolphs Gemahlin, habe ebenfalls Alles aufgeboten, um ihn zu diesem Schritt zu bewegen. Aus ihrer ersten Ehe hatte sie zwei Söhne, deren Existenz nach Rudolphs Tode äußerst gefährdet war. Von den Vasallen nämlich hatten sie durchaus nichts zu hoffen, und konnten demnach blos unter der Regierung eines ihrem Hause so nahe verwandten Königs, wie Heinrich, auch ein ihrer Geburt und ihren übrigen Verhältnissen entsprechendes Loos mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten.

und usurpirten Macht der burgundischen Großen drohe. Eine allgemeine Bewegung entstand daher bei der ersten Nachricht von diesem Vorgang unter Rudolphs sämmtlichen Vasallen. Am stärksten erhob sich dagegen Graf Wilhelm, einer der mächtigsten Herren in Burgund, und dessen Länder, die er gleich einem souverainen Fürsten beherrschte, zwischen der Rhone und den Alpen lagen. Unter der Leitung dieses Grafen machten die Burgunder eine Art von Manifest bekannt, in welchem sie erklärten: König Rudolph habe kein Recht, über das Königreich wie über Privateigenthum zu verfügen. Von ihnen sey er erwählt worden; nur ihnen gehöre das Land; und würde der Thron erlediget, so stünde nur ihnen es zu, Krone und Scepter einem Andern, den sie selbst gewählt haben würden, zu ertheilen. Um dieser Erklärung mehr Nachdruck zu geben, zogen sie ihre Schaaren zusammen, und trafen alle nöthigen kriegerischen Anstalten, um ihre vorgeblichen Rechte mit den Waffen in der Hand zu behaupten [1]. — So-

1) Am ungestümmsten und wildesten benahm sich der so eben hier oben erwähnte Graf Wilhelm. Heinrich hatte gleich, nachdem ihm Rudolph das Reich übertragen, einige oberlehenherrliche Rechte ausgeübt, und unter anderm auch einen gerade erledigten, aber in dem Länderbezirke des Grafen liegenden bischöflichen Stuhl mit einem sehr vornehmen und würdigen Manne besetzt. Diesen ließ der Graf nun mit Hunden aus dem Lande hetzen. Der Bischof floh zwar so eilig, als er konnte; demungeachtet hetzte man ihm noch Hunde nach, von denen er, sobald sie seine Spur aufgefunden hatten, gleich einem Wilde unausgesetzt verfolgt ward. Als er endlich, völlig ermüdet, das Gebell der Hunde schon ganz in der Nähe hörte, und nun einsah, daß er ihnen unmöglich mehr würde entrinnen können, bezeichnete er die Fußtapfen seiner letzten Schritte mit dem heiligen Kreuze, ließ

bald Heinrich von den Bewegungen in Burgund Nachricht erhielt, beschloß er sogleich den übermächtigen Vasallen seine Macht fühlen zu lassen. Er erwartete keinen sehr hartnäckigen Widerstand, und brach daher mit einem nur ganz kleinen Heere gegen die Burgunder auf. Bei Basel stieß er auf den Grafen Wilhelm an der Spitze des vereinten burgundischen Heeres. Wilhelms Streitkräfte waren weit zahlreicher, als jene des Kaisers. Aber in aller Eile zog Heinrich neue Verstärkung aus Schwaben an sich, worauf Wilhelm zurückwich, und der Kaiser in Burgund eindrang. Aber das von hohen Gebirgen umgebene und durchschnittene Burgund war gewissermaßen an sich schon eine starke Naturfeste. Die in den Ebenen liegenden Städte waren ebenfalls sämmtlich nicht minder stark befestiget, und eine Menge fester Schlösser deckte die Gipfel der Berge. Heinrich hatte den Feldzug spät eröffnet; die dazu günstige Jahreszeit war demnach bald vorüber; und da Heinrich einsah, daß ein Krieg mit Burgund stets ein Belagerungskrieg werden müsse, sein Heer aber jetzt nicht mit dem Nöthigen versehen war, auch in jenem rauhen Gebirgslande die Kälte sich weit früher fühlbar machte, als in andern Gegenden, so gab er für jetzt das Unternehmen auf, verwüstete nach der damaligen höchst unverständigen Art Krieg zu führen, alles Land, dessen er sich indessen bemächtiget hatte, und trat dann, fest entschlossen, sobald als möglich

---

sich hierauf gleich einem Todten auf die Erde niederfallen, und erwartete in stiller Ergebung von den Bestien zerrissen zu werden. Aber nun, was geschah! Als die Hunde herankamen, berochen sie die mit dem heiligen Kreuze bezeichneten Stellen, wurden plötzlich scheu und verwirrt, und kehrten eiligst zurück, woher sie gekommen waren. — Wenigstens wird die Sache so von dem Bischofe von Merseburg erzählt.

wiederzukommen, mit seinem Heere den Rückzug an. — Zu Straßburg hatte er noch eine Unterredung mit Rudolph, worauf dieser mit seiner Gemahlin und deren beiden Söhnen, von Heinrich reichlich beschenkt, wieder nach Burgund zurückkehrte. Was bei dieser letzten Unterredung unter Beiden mag berathen und beschlossen worden seyn, blieb unbekannt.

5. Heinrichs Unternehmen war zwar diesmal mißlungen, aber demungeachtet für die widerspenstigen Vasallen wenig oder nichts dadurch gewonnen. Im offenen Felde hatten sie es nicht gewagt, den Kaiser zu bekämpfen, blos in ihren Festungen und hinter ihren Gebirgen sich verkrochen, und sahen jetzt sehr wohl ein, daß der Kaiser ganz gewiß nächstens mit verdoppelter, noch weit furchtbarerer Macht zurückkehren werde, und daß demnach, so lange der zwischen dem Kaiser und ihrem Könige geschlossene Vertrag nicht wieder aufgehoben sey, auch ihre Existenz im höchsten Grade gefährdet bleibe, mithin volle Sicherheit für sie selbst, wie für ihre bisherigen Verhältnisse blos in der gänzlichen Vernichtung jenes Vertrages gefunden werden könnte. Um dieß Letztere zu erreichen, dazu gaben nun Arglist und gleißnerische Demuth ihnen die besten Mittel an die Hand. Ganz unerwartet freundlich und zuvorkommend ward daher der rückkehrende Rudolph von seinen Vasallen empfangen. Nur mit allen Merkmalen der größten Ehrerbietung nahten sie sich ihm, ihn bittend, nicht mehr eingedenk zu seyn dessen, was vorher zwischen ihm und ihnen vorgefallen, und doch größtentheils nur in Mißverständnissen seinen Grund gehabt hätte; stets würden sie in Zukunft als seine treuen, ihm als ihrem Könige vollkommen ergebenen Vasallen sich erweisen, alle seine Befehle bereitwillig befolgen; nur müßten sie ihn dringend und inständigst bitten, ihnen

keine fremde Herrschaft aufzudringen. Von den ältesten Zeiten her hätte ja schon die edle Nation der Burgundionen das Recht gehabt, bei jedesmaliger Erlöschung des regierenden Hauses sich ihre Könige zu erwählen. Dieses Recht möchte er ihnen doch nicht entziehen, und sie einem mit der Verfassung, dem Charakter und den Sitten der Nation völlig unbekannten Fremdling preisgeben. — Rudolph kannte seine übermächtigen Großen zu gut, um nicht einzusehen, daß diese, sobald sie sehen würden, daß ihre schmeichelnden Worte fruchtlos blieben, sehr bald zu gewaltsamen Maßregeln schreiten würden. Verlassen, ohne irgend einen Stützungspunkt, und blos auf seine eigenen schwachen Kräfte beschränkt, konnte der gute Rudolph nichts Besseres thun, als sich den Wünschen seiner Vasallen fügen. Er schrieb also an den Kaiser, daß, nachdem er (Heinrich) seinem mit ihm in Straßburg geschlossenen Vertrag keine Folge zu geben vermocht hätte, derselbe nun auch als null und nichtig, und von jetzt an als aufgehoben zu betrachten sey.

6. Dieses Schreiben Rudolphs machte zwar dem Kaiser keine große Freude; da aber ein abgeschlossener Vertrag nie einseitig aufgehoben werden kann, auch ein mißlungener Feldzug nicht das Mißlingen einer zweiten, mit mehr Vorsicht und größern Streitkräften unternommenen Heerfahrt nothwendig zur Folge haben muß, so machte auch Rudolphs Absagungsbrief im Ganzen genommen wenig oder gar keinen Eindruck auf einen Monarchen, der von einem einmal nach reifer Ueberlegung gefaßten Entschluß nie oder nur äußerst selten wieder abzugehen pflegte. Einige Wirrnisse und Verwickelungen in Deutschland, und besonders neue Bewegungen der Polen erlaubten jedoch dem Kaiser nicht, sich sogleich wieder mit den

burgundischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Die Vollendung des angefangenen Werkes ward also jetzt auf unbestimmte Zeit verlegt. „Als aber im Anfange des Jahres Eintausend und achtzehn ein dauernder Friede mit Polen geschlossen war, nahm Heinrich sogleich den vor zwei Jahren gewaltsam abgerissenen Faden seiner Unterhandlungen mit dem Könige von Burgund wieder auf. Daß Rudolph jenen Absagebrief blos gezwungen und aus Furcht vor seinen Vasallen geschrieben, auch diese ihrem, dem Könige gemachten Versprechen nicht sehr treu geblieben seyn mögen: dieß ergibt sich jetzt deutlich aus Rudolphs Betragen. Auf den ersten Ruf des Kaisers begab er sich sammt seiner Gemahlin, seinen beiden Stiefsöhnen und einem kleinen Gefolge unverzüglich wieder zu demselben nach Mainz, erneuerte dort den schon vor zwei Jahren geschlossenen Vertrag, beschwor ihn mit einem Eide, und legte auf einem von Heinrich zu Mainz gehaltenen öffentlichen Tage Burgunds Krone zu den Füßen des Kaisers. Da aber Heinrichs Anerkennung als König von Burgund von den Vasallen erst durch Waffengewalt mußte erzwungen werden, so kehrte diesmal Rudolph nicht sogleich wieder in sein Land zurück, sondern erwartete den Ausgang der Dinge theils in Mainz, theils in Straßburg.

7. Bevor jedoch Heinrich den Feldzug gegen Burgund eröffnete, begab er sich nach Lotharingen. Ein Theil Niederlotharingens war jetzt abermals ein Schauplatz blutiger Fehden. Um so viel wie möglich Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, eilte demnach der Kaiser zuerst nach Nimwegen. Auf einer hier gehaltenen Synode ward ein gewisser Dietrich, der Sohn eines Grafen von Gent, von den beiden Erzbischöfen von Cöln und Trier vor dem Kaiser

angeklagt. Dieser Dietrich war ein junger, äußerst kühner adeliger Räuber. Gewaltsamer Weise hatte er sich einer zwischen der Maas und der Waal gelegenen Insel bemächtiget, und dort eine feste Burg erbaut, von welcher aus er die ganze umliegende Gegend durch seine Räubereien beunruhigte, auch besonders die den Rhein hinauf- oder herabkommenden Kaufleute, so oft es ihm einfiel, ganz übermäßig brandschatzte. Der Kaiser befahl dem Bischof von Utrecht, mit seinen Lehensleuten, zu denen auch jene der übrigen Großen Niederlotharingens stoßen sollten, gegen den Dietrich zu ziehen, dessen Festung zu zerstören, und die Insel ihren vorigen Eigenthümern zurückzugeben [1]). Da Heinrich dadurch, wie

---

1) Die Expedition des Bischofes von Utrecht gegen den unternehmenden jungen adelichen Räuber nahm jedoch ein sehr schlechtes Ende. Sobald Dietrich von dem auf der Synode von Utrecht gegen ihn gefaßten Beschluß Kunde erhielt, zog er eine Menge Friesen, lauter herrenloses, räuberisches, aber ungemein verwegenes und tapferes Gesindel, in seine Dienste. Zudem war die Insel äußerst uneben, voll Waldungen und Seen, blos zur Jagd und Fischerei geeignet; aber eben daher leicht zu vertheidigen und desto schwerer anzugreifen. Als demnach die Schaaren des Bischofes auf der Insel gelandet, aber noch nicht einmal ihre Reihen wieder gehörig geordnet hatten, wurden sie schon von den aus Waldungen und Hohlwegen hervorbrechenden Friesen überfallen, auf mehrern Seiten umzingelt, und beinahe sämmtlich niedergehauen. Kaum daß noch der Bischof in einem kleinen Kahn über den Fluß sich rettete, und der Gefangenschaft entging. Da der Kaiser, ohnehin jetzt zu weit entfernt, nun auch wegen des gefährlichen Aufstandes der Slawen im nördlichen Deutschland alle Hände voll zu thun hatte, mithin nicht so schleunig zur Hülfe herbeieilen konnte, so suchten die Bischöfe, so gut es gehen mochte, sich mit dem wilden Dietrich

durch alles Uebrige, was auf der Synode war verordnet worden, nun schon hinreichende Fürsorge getroffen zu haben glaubte, so verließ er wieder Nimwegen, und ging in aller Eile nach Straßburg, wo er ein größtentheils aus Alemannen bestehendes Heer zusammenzog, und damit nach Basel aufbrach. Aber kaum an Burgunds Grenzen angekommen, erhielt er die traurige Nachricht von jenem unsern Lesern schon bekannten, furchtbaren, weil allgemeinen Aufstand aller Deutschland östlich und nördlich umwohnenden slawischen Nationen. Dieses neue Unglück zwang den Kaiser, sich ungesäumt nach den nördlichen Theilen seines Reiches zu begeben. Aber seine Absicht auf Burgund gab er dennoch nicht auf, sondern übertrug den Oberbefehl über das bei Basel stehende Heer dem Bischof Werinhar von Straßburg. Dieser war schon Heinrichs Jugendfreund gewesen, und besaß nun dessen ganzes Zutrauen, das der würdige Bischof auch durch seine Treue, seine Einsicht in Staatsgeschäften, und durch eine rastlose, jedoch stets von Weisheit und Vorsicht geleitete Thätigkeit vollkommen verdiente. — Seiner geographischen Lage, wie seiner innern physischen Beschaffenheit nach konnte die Eroberung oder vielmehr Unterwerfung Burgunds unmöglich die Frucht eines einzigen, wenn auch noch so glücklichen Feldzuges seyn. In einem ebenen, offenen Lande entscheidet eine gewonnene Schlacht gewöhnlich das Schicksal einer ganzen Provinz, bisweilen sogar eines kleinen Königreiches. Aber anders ist dies in einem von hohen Bergen umgebenen und

---

abzufinden. Derselbe blieb zwar im ungestörten Besitz seiner Insel, seiner Burg, und aller zusammengeraubten und darin aufgehäuften Schätze; aber die blutige Fehde, die schon so lange gedauert, und so vielen Menschen Tod und Verderben gebracht, hatte doch wenigstens jetzt ein Ende.

vielseitig durchschnittenen Gebirgslande, wo ein Heer, selbst wenn geschlagen, dennoch gleich wieder eine Menge fester Positionen findet, jeder Gebirgsabschnitt ein eigenes Ganze bildet, und alles Terrain mithin nur Schritt vor Schritt gewonnen werden muß. — Um also den Krieg gegen Burgund nach dem Wunsche des Kaisers und in dem Interesse Deutschlands zu beendigen, bedurfte es dreier Feldzüge. Aber auf jedem derselben hatte Werinhar stets, nur bald mehr bald minder glücklichen Erfolg. Aber in dem letzten gelang es ihm, das burgundische Heer in einer offenen Feldschlacht zu besiegen [1]). Dieser Sieg hatte zwar die Unterwerfung Burgunds noch nicht unmittelbar zur Folge; aber er beugte doch um Vieles den Stolz der Vasallen. Willig öffneten sie nun ihr Ohr und ihr Gemüth den friedlichen Vorschlägen Werinhars, und dieser, der mit der Energie eines Feldherrn auch alle Klugheit eines gewandten Staatsmannes und die sanfte Ueberredungsgabe eines dem Gott des Friedens und der Liebe geweihten Priesters verband, brachte es bald dahin, das Deutschlands Oberhoheit über Burgund, und der zwischen Rudolph und Heinrich geschlossene Successionsvertrag, kraft dessen der Letztere diesem auf dem Throne von Burgund folgen sollte, von allen Vasallen feierlich anerkannt ward (1021). Von jetzt an wurden in allen Urkunden und öffentlichen Verhandlungen in Burgund Heinrichs Regierungsjahre gezählt. Ob aber Heinrich schon zu Rudolphs Lebzeiten oberlehenherrliche Rechte in Burgund ausübte, darüber lassen

---

1) Die in den alten Chroniken über diesen Krieg enthaltenen Nachrichten sind wieder äußerst sparsam, unvollständig und unzusammenhängend. Nur Werinhars Sieg über das feindliche Heer, und die Unterwerfung Burgunds gehen aus denselben deutlich hervor.

uns die fränkischen Jahrbücher in völliger Ungewißheit. Die Chroniker jener Zeit, wie wir schon oft klagten, zeichneten nur einzelne Thatsachen, die sie nach ihrem eigenen, nicht immer sehr richtigen Urtheile für merkwürdig hielten, auf, und zwar größtentheils ohne allen Verband und Zusammenhang. Ihren spätern Lesern einst einen umfassenden Ueberblick zu gewähren, und daher ein charakteristisches Gemälde ihrer Zeit aufzustellen: dieß fiel ihnen nie ein, konnte auch bei der allgemeinen Beschränktheit ihrer historischen Begriffe ihnen nie einfallen. — Indessen überlebte doch Rudolph um einige Jahre den Kaiser, und erst nach dessen Tod kam unter seinem unmittelbaren Nachfolger Conrad II., mit dem Beinamen der Salier, die völlige Vereinigung Burgunds mit Deutschland, jedoch nicht ohne abermaligen Kampf, wirklich zu Stande. Das Verdienst davon bleibt jedoch unstreitig dem guten Kaiser Heinrich II.

XIX.

1. Tod Heinrichs II. — Sein ganzes Leben hindurch hatte Heinrich mit körperlichen Leiden zu kämpfen; öfters warfen sie ihn auf das Krankenlager, vermochten aber nie — einige ihn bisweilen anwandelnde, jedoch schnell wieder vorübergehende düstere Augenblicke ausgenommen — die Freudigkeit seiner Seele zu trüben, oder seine nie ruhende Thätigkeit zu lähmen. — Wahrscheinlich hatte der letzte, mit großen Anstrengungen verbundene Feldzug jenseits der Alpen, die in eben diesem Jahre in Italien eingetretene, ganz außerordentliche, selbst Eingeborene des Landes tödtende Sommerhitze, und die bald darauf unter dem Heere eingerissenen Seuchen ebenfalls auf Heinrichs ohnehin so schwankende Gesundheit verderblich und störend gewirkt; denn als er am

Ende desselben Jahres wieder in dem deutschen Vaterlande angekommen war, stand er auch schon ganz nahe am Ziele seiner Laufbahn. Nur noch ein Jahr und wenige Monate waren ihm gegönnt. Aber gleichsam sein nahes Ende ahnend, wollte er die wenigen Tage, über die er noch zu verfügen hatte, ausschließlich dazu verwenden, seinem Nachfolger ein, wenigstens so viel wie möglich, in seinem Innern beruhigtes Reich zu überlassen. Das ganze Jahr Eintausend und dreiundzwanzig brachte er demnach auf Reisen zu, durchzog alle Gauen Deutschlands, schlichtete und verglich Streitigkeiten, kam durch sein Ansehen dem Ausbruch mancher blutigen Fehde zuvor, brachte Friede, wo Unfriede herrschte, schützte die Kirchen in ihren Rechten, und gab denselben überall wieder Beweise seiner vorzüglich über ihnen waltenden väterlichen Fürsorge [1]. — Unter ähnlichen friedlichen

1) Zu dieser Zeit fingen die nach Kirchengütern stets so lüsternen weltlichen Herren an, diesfalls ein ganz neues, nicht übel ausgedachtes System zu befolgen. Unter süßen, schmeichelnden Worten, und mit erlogener Demuth und Anhänglichkeit an Kirchen und Klöster drangen sie sich diesen nach und nach als Schutz- und Schirmvögte auf, und erhielten für ihre künftigen Bemühungen schon im Voraus einen Theil der Kirchengüter in Pacht. Aber nun dachte keiner daran, den Kirchen den ihnen schuldigen Pacht, nebst andern ihnen gebührenden Gefällen zu entrichten, sie bedienten sich im Gegentheil der ihnen von Kirchen und Klöstern übertragenen Advocatie, um dieselben jetzt erst recht zu drücken, zu ängstigen, sie in die gefährlichsten Händel zu verwickeln, und dann aus deren Jammer und Verlegenheit die größten Vortheile zu ziehen. Bei Wem sollten nun die Kirchen und Klöster Schutz suchen und ihn finden? Die Großen waren in Beraubung der Kirchen alle eines und desselben Sinnes. Die Gesetze verstummten vor der Gewalt der Mächtigen; und so konnten Kirchen und Klöster blos noch

Bestrebungen war er auch gesonnen, das folgende Jahr Eintausend und vierundzwanzig hinzubringen. Wir finden ihn daher in der ersten Hälfte desselben, und größtentheils an der Seite seiner Gemahlin, schon wieder in Passau, Regensburg, Mainz, und dann wieder zur Osterzeit in Merseburg, Magdeburg und Halberstadt. Als er aber von da wahrscheinlich nach den westlichen Theilen seines Reiches reisen wollte, ward er in dem kleinen Städtchen Grona von einer schweren Krankheit befallen. Heinrichs irdische Reisen hatten nun ein Ende. Das Uebel machte in wenigen Tagen solche Fortschritte, die den Aerzten wie dem erhabenen Kranken selbst alle Hoffnung zur Wiedergenesung benahmen. Vollkommen in den Willen Gottes ergeben, sah Heinrich seiner Auflösung ruhig entgegen, und verschied unter den Tröstungen der Religion am dreizehnten Julius um die dritte Stunde des Tages. — Seine Leiche ward nach Bamberg gebracht, und in der dortigen, von ihm so schön erbauten Kathedrale beigesetzt. Er selbst hatte es so verordnet; denn an dem Orte, an welchem sein frommes Herz viele Jahre mit so großer Liebe hing, wollte er auch, daß seine Gebeine ruhen sollten. Als König von Deutschland und Italien hatte Heinrich zweiundzwanzig, und als römischer Kaiser zehn Jahre geherrscht [1].

Hülfe und Schutz an den Stufen eines Thrones finden, auf welchem ein Heinrich, oder nachher andere ihm ähnliche Prinzen saßen.

1) Heinrich wurde zwar erst einige Jahre nach seiner Erhebung auf den deutschen Thron als König von Italien gekrönt; da aber schon unter Otto dem Großen Italien bleibend mit Deutschland vereint ward, und auch nach Otto's des Dritten Tode mehrere Fürsten geistlichen und weltlichen Standes in Italien Arduin nicht anerkannten, sondern sich sogleich an

2. Daß Heinrich II. ungefähr um die Mitte des zwölften Jahrhunderts von dem Papste Eugenius dem Dritten in die Zahl der Heiligen versetzt ward, ist unverkennbar ein Hauptgrund, warum man in neuerer und neuester Zeit das Leben wie die Regierung dieses Kaisers einer so strengen, beißenden, dabei größtentheils höchst oberflächlichen Kritik unterwarf. Sehr natürlich und höchst consequent ist indessen immer ein solches Verfahren. In einem Zeitalter, wo man den Grundsatz: l'état est athée, entweder laut ausspricht, oder doch stillschweigend ihm allgemein huldiget: was soll da ein frommer König oder Kaiser, ein Monarch, der, von christlichen Gesinnungen beseelt, und ein treuer Sohn der Kirche, auf dem Throne Tugenden entfaltet, die man längst schon mit dem Alles leicht abfertigenden Wort: Aberglaube aus dem Kreise hochaufgeklärter Geister verbannt hat. Zu einer Zeit, wo Wort und Ausdruck weit über Begriff und Gedanke herrschen, hat ein zu rechter Zeit gefundenes Wort, besonders wenn es etwas stolz und zugleich harmonisch klingt, einen ganz unschätzbaren Werth. Vornehm und mit geöffnetem Visir kommt man damit überall durch das Leben; und selbst die tiefliegendsten Fragen werden damit zur größten Zufriedenheit der ganzen, versteht sich, klügern Welt, eben so schnell als glücklich gelöst. — Doch lassen wir dies einstweilen auf sich beruhen; erlauben wir uns vielmehr, uns hier noch einige Augenblicke etwas ernsthafter mit der eben so reichen als schönen Individualität

---

Heinrich wandten, ihn bittend, nach Italien zu kommen, und dort sich krönen zu lassen, so kann man auch Heinrichs Regierungsjahre als König von Italien mit jenen als König von Deutschland ganz füglich zu zählen anfangen.

eines Monarchen zu beschäftigen, dessen Geschichte bisher unsern Verstand wie unser Herz, und zwar unter stetem Wechsel mancherlei Empfindungen und Gefühle, bald der Freude, bald der Wehmuth ununterbrochen in Anspruch nahm.

3. Um den innern Werth dieses liebenswürdigen Kaisers gehörig zu würdigen, muß man vor Allem mit der größten Sorgfalt das ihm Eigene von dem scheiden, was seiner Zeit und Jenen angehört, die diese ihm zu Werkzeugen seiner Wirksamkeit darbot. — Daß Heinrich das Beste seiner Völker wollte: dies gestehen selbst seine Tadler ein; und daß Deutschland, wenn dessen Fürsten dem Beispiel ihres Königs gefolgt wären, kein Wunsch mehr übrig geblieben seyn würde, darüber schwebt ebenfalls nicht der mindeste Zweifel. Heinrich selbst beseelte stets ein freier, von jeder Leidenschaft entfesselter Geist; stets leitete ihn der reinste Wille, und wenn unter seiner Regierung Manches nicht geschah, was geschehen hätte sollen, und dafür wieder Vieles geschah, was nicht hätte geschehen müssen: so war dies gewiß nicht seine Schuld, sondern blos Folge des Ehrgeizes ungehorsamer, halsstärriger Vasallen, ihrer verrätherischen Umtriebe, selbstsüchtigen Plane, und ihrer bei jedem Deutschland treffenden Unfalle immer höher steigenden Anmaßungen. — Ueberall wußte Heinrich das Gute, wo er es nur immer fand, zu würdigen und sich anzueignen. Da er es aber nur selten, und dann blos in der Kirche fand, so gab er sich ihr auch mit frommer Liebe hin; jedoch stets mit völlig freiem Geiste, rein von Aberglauben, wie von jeder selbstsüchtigen Absicht oder unwürdigen, kindischen Tändelei; und offenbar hatte an seinem Streben, die Kirche mit einem immer höhern äußern Glanze zu umgeben, ihre ersten Diener zu berei-

chern und deren Macht zu vermehren, eine wohl berechnete Staatsklugheit nicht mindern Antheil, als sein von Natur aus frommer Sinn. Zudem war er auch stets eben so sehr bedacht — was auch allgemein anerkannt wird — die während seiner Regierung erledigten bischöflichen Stühle nur mit den würdigsten und ausgezeichnetsten Männern zu besetzen. — Gerne hätte Heinrich viel Großes gethan, denn dazu fehlte es ihm weder an Verstand, noch an Festigkeit des Willens und Beharrlichkeit in der Ausführung, wohl nicht selten desto mehr aber an den durchaus nöthigen materiellen Mitteln, bei deren oft völligem Mangel es wahrhaft staunenswerth ist, was Heinrich blos durch eigene Kraft, durch sein äußeres Ansehen, durch die Beharrlichkeit, die er den geheimen Bemühungen der Vasallen, die Plane ihres Königs zu durchkreuzen und zu zerstören, entgegen setzte, und besonders durch die Klugheit, mit der er Milde auf Strenge, und zeitgemäße Nachgiebigkeit auf unerschütterliche Festigkeit folgen ließ, am Ende dennoch zu Stande brachte. Sehr oft schien daher Heinrich nur dienend zu herrschen, und herrschte dann am meisten, wenn er blos zu dienen schien.

4. Heinrichs aufrichtige Frömmigkeit that nie der Erfüllung aller Pflichten seines erhabenen Regentenberufs auch nur den mindesten Abbruch, und nie führten seine öftern andächtigen Uebungen und fromme Widmungen ihn auch nur einen Augenblick zu jener trägen Ruhe, welche unter der Larve bald der Demuth, bald stiller Gottergebenheit sich der Arbeitsscheue nur gar zu gerne überläßt. Sein ganzes Leben hindurch begegnen wir Heinrich an der Spitze seiner Heere, auf Feldzügen, im Lager, auf dem Schlachtfelde, oder auch auf langen, mühseligen, bisweilen selbst nicht ganz gefahrlosen Reisen, um

überall der Willkür und Tyrannei Schranken zu setzen, und in dem von der Elbe bis an die Alpen durch das unselige Fehdewesen mit Raub, Mord und Brand erfüllten Deutschland Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, und den Gesetzen in einer völlig gesetzlosen Zeit wenigstens doch noch einiges Ansehen zu erhalten. Einen thätigern Prinzen wird nicht leicht die Geschichte uns aufzuweisen haben. Aber auch jeden seiner Entwürfe ließ Heinrich stets erst am Busen der Religion zu seiner vollen Reife gelangen, und wenn dann denselben auch nicht immer das Glück umarmte, und der erwünschte Erfolg ihn nicht begleitete, so ward doch Heinrich nie durch einen solchen Unfall gebeugt, wußte stets mit vieler Besonnenheit den gewaltsam abgerissenen Faden der gescheiterten Unternehmung zu rechter Zeit wieder anzuknüpfen, und verlor unter keinen Verhältnissen jene ihm eigene sichere und freie Haltung des Geistes, die, weil Frucht einer ächten Religiosität, wie eines Menschen und Ereignisse mit Klarheit überschauenden Verstandes, weder Glück noch Unglück zu erschüttern, und noch viel weniger zu zerstören im Stande sind.

5. Schon unter den beiden letzten Ottonen, besonders unter der vormundschaftlichen Regierung während der Minderjährigkeit Otto's des Dritten, und bei dessen öfterer langen Abwesenheit aus Deutschland, war das königliche Ansehen bedeutend gesunken, und jenes der Vasallen in demselben Verhältniß gestiegen. Die sonderbare, mit Capitulationen und Concessionen verbundene Weise, wie Heinrich zu der obgleich schon durch das Geburtsrecht ihm gebührenden Krone gelangen mußte, weckte nur noch mehr, und besonders die größern Vasallen, zum Gefühl und Bewußtseyn ihrer Macht, ermunterte sie

aber auch zu fernerm, noch größerm Mißbrauch ihrer früher schon usurpirten Gewalt, und machte, daß es von jetzt an zu einer unter allen Fürsten, nur mit Ausnahme jener des geistlichen Standes, allgemein herrschenden Staatsmaxime ward, das königliche Ansehen auf alle nur mögliche Weise in Geheim und selbst öffentlich zu untergraben. Aber trotz dieser vielseitigen geheimen Entgegenstrebungen schwungsüchtiger, nach Gesetzlosigkeit und völliger Unabhängigkeit lüsterner Großen übte dennoch Heinrich II. zu jeder Zeit alle seinen Vorfahren zustehende königliche Rechte aus, und zwar bisweilen mit noch größerer Machtvollkommenheit, als selbst die letzten deutschen Könige aus dem Hause der Carolinger. Er ertheilte nach Gefallen Herzogthümer, Grafschaften und Privilegien, und zwar ohne die Herzoge zu fragen, in deren Herzogthümern Diejenigen lebten, denen er dergleichen Privilegien ertheilte. In welchem Theile Deutschlands er sich befand, auf seinen Krongütern, oder in einem Herzogthum, oder einer Grafschaft, war er stets der oberste Gesetzgeber und Richter, hielt öffentliches Gericht, und wenn er zu Gericht saß, hörte alle Gerichtsbarkeit der Herzoge und Grafen auf, oder sie wurden höchstens blos Beisitzer des königlichen Gerichts. Nach dem Tode des Herzogs Conrad von Kärnthen gab er das Herzogthum, obgleich Conrad einen männlichen Erben hinterlassen hatte, dennoch einem gewissen Grafen Adalbero, blos weil er den Sohn des Verstorbenen für noch zu jung, mithin der Verwaltung für unfähig hielt. Endlich sahen wir auch noch, wie Heinrich auf den von ihm gehaltenen öffentlichen Tagen, oder auch auf Synoden und Concilien, in Deutschland wie in Italien, Herzoge und Markgrafen, größere und kleinere Fürsten vorladen ließ, über sie Gericht hielt, sie ihrer Herzogthümer oder Grafschaften entsetzte, zu

Gefängnißstrafen verurtheilte, oder gar das Todesurtheil ihnen sprach, und daß, wenn er einige derselben entweder gleich oder einige Zeit nachher wieder begnadigte, dieß nie eine Folge ängstlicher, feiger Nachgiebigkeit war, sondern blos, weil entweder die Milde seines Herzens oder eine höhere, edlere Rücksicht, wie z. B. die Fürbitte der Kirche oder anderer durch hohes Verdienst ausgezeichneter Männer es ihm so gebot. Da man in jener Zeit bei weitem noch nicht solche klare, sichere und genau bestimmte staatsrechtliche Begriffe, wie heut zu Tage, hatte und haben konnte, so mußten natürlicher Weise bisweilen zwischen der königlichen Macht und jener der Herzoge und Markgrafen mancherlei Conflikte entstehen, die jedoch, und zwar mehr unter Heinrich **II.** als unter vielen seiner Vorfahren, größtentheils zum Vortheil des Throns sich endigten. Kurz, so lange Heinrich lebte, war er im wahren und vollen Sinne König von Deutschland, und wir finden nirgends auch nur die geringste Spur einer während seiner Regierung verminderten königlichen Gewalt.

6. Daß Heinrich **II.** nicht dem furchtbaren Fehdewesen ein Ende machen, Deutschland nicht von diesem, den ganzen Organismus eines staatsgesellschaftlichen Zustandes zerstörenden Uebel befreien konnte, darüber darf man ihm wahrhaftig keinen Vorwurf machen. In seinem Keime lag gewissermaßen dieser schreckliche Wahn schon von den ältesten Zeiten her in dem Charakter, der Denkweise und den Sitten der germanischen Völker. Dem Deutschen waren sein Schwert und seine Waffen das höchste, schätzbarste Gut. Keiner Entscheidung fügte er sich williger, als der, die das Schwert ertheilte. Aber noch weit mehr mußte bei einer äußerst schwankenden, höchst unvollkommenen und unzureichenden Gesetzgebung, und einer eben so

fehlerhaften Justizpflege, wo selbst die wenigen bestehenden Gesetze nicht selten ein Spiel des Zufalls und der Laune höchst unwissender Richter waren [1]), der Gedanke an Selbsthülfe in der Brust eines Jeden erwachen, dem es nicht an Muth fehlte, und der, stolz auf seine Waffen und sein kriegerisches Verdienst, sich eben dadurch schon eine Art von Selbstständigkeit errungen hatte. Da man noch überdies ehemals in allen Familien- oder einheimischen Kriegen, wie wir in der Geschichte der Söhne Ludwigs des Frommen mehrere Beispiele gesehen, eine gewonnene oder verlorene Schlacht gewöhnlich als ein Gottesurtheil betrachtete, so ward es auch davon eine ganz natürliche Folge, daß man jetzt unter veränderten Umständen dasselbe alte Vorurtheil auch auf

1) Wie sehr die Bischöfe damals über mangelhafte, und bei deren Verschiedenheit sich widersprechende Gesetze und fehlerhafte Justizpflege klagten, davon wollen wir hier nur anführen, was der berühmte Bischof Burkard darüber sagt, als er für sein Hochstift ein Gesetzbuch entwarf, das wahrscheinlich das älteste in seiner Art in Deutschland ist. Im Eingang heißt es: «Ego Burchardus Wormatiensis ecclesiae Episcopus propter *assiduas lamentationes miserorum*, et *crebras insidias multorum*, qui more canino familiam (die Vasallen und Unterthanen) sancti Petri lacerabant, *diversas* leges eis imponentes et infirmiores quosque *suis judiciis* opprimentes, cum concilio *cleri et militum et totius familiae* has jussi scribere leges, ne aliquis Advocatus aut Vicedominus aut Ministerialis, sive inter eos alia aliqua loquax persona supradictae familiae novi aliquid subinferre posset, sed una eademque lex diviti et pauperi ante oculos praenotata omnibus esset communis. — Man sieht daraus, wie damals selbst in den gemeinsten, täglich vorkommenden Fällen Alles noch so ungewiß und schwankend gewesen seyn mußte. (Schmidt's Geschichte der Deutschen, Bd. II. S. 125.)

die Fehden einzelner Großen übertrug. Endlich ist es offenbar, daß die von Heinrich I. eingeführten ritterlichen Uebungen, worunter der Zweikampf die erste Stelle einnahm, und sehr bald nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien zu einer ganz ungemeinen Achtung gelangte, ebenfalls das unsinnige Fehdewesen nicht wenig begünstigten. Ohnehin schon schmeichelte Selbsthülfe dem Stolze des trotzigen, kampflustigen Adels; den gewöhnlichen Rechtsweg einzuschlagen hielt er für ein Zeichen von Mangel an Tapferkeit, mithin nur für Jene geeignet, denen es an Muth oder Kraft fehlte, sich und ihre Rechte selbst zu vertheidigen. Wenn nun der König, in dem fernen Italien in weitaussehenden, gefährlichen Händeln verwickelt, nicht so bald nach Deutschland zurückeilen, und die indessen unter seinen Vasallen entstandenen Streitigkeiten schlichten konnte, so darf man sich nicht wundern, wenn dieselben sogleich zum Schwerte griffen, das, wenn glücklich und mit starkem Arm geführt, nach den Begriffen jener Zeit, wo Tapferkeit als das höchste Verdienst betrachtet ward, nicht selten selbst das Unrecht in Recht verwandelte, oder wenigstens allen Tadel und alle Mißbilligung davon entfernte. Unter Otto II. und noch mehr unter dem dritten Otto, der, beinahe stets abwesend, den Angelegenheiten Deutschlands nur wenige Aufmerksamkeit schenkte, war das Fehdewesen in Deutschland einheimisch und gleichsam zu einer Art staatsrechtlicher Praxis geworden. Als Heinrich II. den deutschen Thron bestieg, hatte dasselbe, weil dem wilden, zornmüthigen Charakter der Deutschen, so wie deren in vielen Theilen noch unbestimmten nnd schwankenden Verfassung ungemein zusagend, schon so tief gewurzelt, daß Heinrich, um Deutschland davon zu befreien, ein Wunderthäter hätte seyn müssen. Wie kann man also von ihm

fordern, daß er während einer zweiundzwanzigjährigen Regierung ein Uebel hätte tilgen sollen, was in dem Laufe mehrerer Jahrhunderte so viele Könige nicht nur nicht auszurotten vermochten, sondern das im Gegentheil nachher, weil auch andere niedere Stände ansteckend, nur noch weit zerstörender und verderblicher ward. Indessen that Heinrich, was er thun konnte. Oft steuerte er dem Ausbruch wilder Leidenschaft, kam mancher blutigen Fehde zuvor, zwang überall die Fürsten, die Aufrechthaltung des Landfriedens zu beschwören, ließ ohne Unterschied vornehme wie gemeine Räuber und Mörder strenge bestrafen, und machte — wie wir sogleich durch ein Beispiel zeigen werden — manche treffliche, Handel und Ackerbau schützende, weise Verordnungen.

7. Gleich Carl dem Großen, oder dem großen Alfred von England, erscheint freilich Heinrich der Zweite nicht auch als Gesetzgeber in der Geschichte. Aber dazu war es wenigstens noch um ein ganzes Jahrhundert zu frühe. Selbst der Italiener, an Civilisation und wissenschaftlicher Cultur dem Deutschen damals voranstehend, fühlte das Leere seiner Gesetze und klagte darüber. Erst weit später, wie wir auch in der Folge noch sehen werden, kam durch einen Zusammenfluß günstiger Umstände eine bestimmtere, Person und Eigenthum vollkommen schützende Gesetzgebung und eine besser geregelte Justizpflege aus Rom und Italien auch zu den übrigen Völkern des Abendlandes herüber. Indessen macht man sich jetzt offenbar von den Wirrnissen jener Zeit unter Heinrich II. und den verderblichen Folgen des Fehdewesens in Deutschland viel zu monstruöse, im höchsten Grade übertriebene Vorstellungen. Scharfsinnige historische Combinationen haben zwar immer einen großen Werth; aber vor Allem müssen sie

doch stets auf sichere Thatsachen gegründet seyn, und unter diesen finden wir keine, die zu Vorstellungen berechtigen könnten, denen zu Folge Deutschland unter Heinrich II. sich in einem stets anarchischen, völlig zerrütteten, alle Entwickelung der geistigen wie physischen Kräfte der Nation hemmenden Zustande hätte befinden müssen. Wenden wir unsern Blick nur auf einige Hauptmomente in dem staatsgesellschaftlichen Leben, so finden wir, daß z. B. die durch die Entdeckung der Harzbergwerke und die damit in Verbindung stehende ungeheuere Vermehrung des Metallgeldes plötzlich aufgeregte Handelsthätigkeit auch unter Heinrich II. nicht im mindesten gelähmt wurde. Dieß ergibt sich aus mehrern von ihm ausgestellten Urkunden. In einer derselben ertheilt er der Stadt Bremen ein Privilegium, kraft dessen die bremischen Kaufleute alle die nämlichen Rechte genießen sollten, deren die Kaufleute in allen größern Städten sich zu erfreuen hätten: ein einfacher Beweis, erstens daß es damals schon mehrere größere Handel treibende Städte gab, und zweitens, daß Heinrich den deutschen Handel ebenfalls zu einem Gegenstand seiner Aufmerksamkeit machte, und denselben so viel möglich zu begünstigen suchte. Wenn endlich, ungefähr vierzig Jahre nach Heinrichs Tod, aus einer einzigen Stadt am Rhein sechshundert reiche Kaufleute auswandern, und demungeachtet noch mehrere nicht minder Vermögende zurückbleiben konnten, so beweist dieser ungeheuere Handelsverkehr einer einzigen Stadt, der doch unmöglich in einer einzigen Generation einen solchen Aufschwung hatte nehmen können, daß der Handel der rheinischen Städte schon früher, mithin auch unter Heinrich II., sich in einem nicht wenig blühenden, einer immer noch größern Erweiterung und Verzweigung fähigen Zustand muß befunden haben. Aber

lebhafter, stets noch zunehmender Handel weckt und belebt in demselben Verhältniß auch alle übrigen Zweige bürgerlicher Industrie, wovon dann eine in gleichem Grade zunehmende Vermehrung fleißiger Pflugscharen zu jeder Zeit eine nothwendige Folge seyn muß. — Eben so hatten auch Künste und Wissenschaften keine Rückschritte, die erstern im Gegentheil Fortschritte gemacht. An allen Domstiften und in allen Klöstern waren Schulen, in welchen man, wie der Biograph des heiligen Bischofes Meinwerk, eines Zeitgenossen Heinrichs II., berichtet, den Horaz, Virgil, Sallustius und noch andere römische Classiker las, berühmte Redner und Grammatiker bildete; und nicht nur in Deutschland, sondern selbst in Frankreich standie Schulen von Paderborn, Fulda, St. Gallen, Corvei, Hirschau rc. noch immer in hohem Rufe. Aus dem Leben des eben erwähnten Bischofes ersehen wir ebenfalls, daß er, gleich den übrigen Großen, stets mehrere Künstler in seinem Gefolge oder vielmehr an seinem Hofe hatte. Er und der Bischof von Hildesheim, deren Beispiel bald noch andere Bischöfe folgten, ließen Musivarbeiten anfertigen, womit sie Kirchen und bischöfliche Wohnungen schmückten. In der Schmiede- und Steinschneidekunst, wie auch vorzüglich in der Gießkunst machten ebenfalls die Deutschen jener Zeit große Fortschritte. Heinrich II. machte der Kirche von Merseburg einen ganz in Gold gegossenen, und mit mancherlei heiligen Figuren gezierten Altar zum Geschenke. Unter der Regierung dieses Kaisers fing man auch in Deutschland an, die hölzernen Kirchen niederzureißen, und andere aus Stein zu errichten. Außer der von Heinrich erbauten prachtvollen Kathedrale zu Bamberg erhoben sich zu gleicher Zeit auch noch an andern Orten, wie z. B. in Bremen, nicht minder prächtige Domkirchen, deren erhabene Einfachheit für den um Vieles ver-

edeltern Geschmack der deutschen Bischöfe und deren Baukünstler kein unbedeutendes Zeugniß ablegt, und endlich ward auch in Heinrichs des Zweiten letzten Regierungsjahren, nämlich in dem Jahre Ein tausend und zwanzig, der Grund zu dem das Erstaunen aller folgenden Jahrhunderte erregenden Münster in Straßburg gelegt, dessen Bau jedoch erst nach dem Tode dieses Kaisers vollendet. Man hatte dreizehn Jahre an demselben gebaut. — Alles dieß sind doch wahrhaftig keine Merkmale eines, durch unaufhörliche Stürme anarchisch bewegten Socialzustandes, oder einer matten heil- und kraftlosen Regierung.

8. Auch die allen Gliedern des ottonischen Hauses eigenen kriegerischen Tugenden schmückten nicht minder Heinrich den Zweiten. Wer ohne hinreichende Sachkunde, kriegerische Unternehmungen blos nach dem Erfolge derselben zu würdigen sich erlaubt, der muß freilich bisweilen in Versuchung gerathen, Heinrichs Feldherrntalent in Zweifel zu ziehen. Der gänzliche Mangel an Nachrichten, die auch nur einige Aufklärung über Heinrichs Feldzüge geben könnten, machen es beinahe unmöglich, darüber ein bestimmtes, gründliches Urtheil zu fällen. Indessen erblicken wir jedoch Heinrich nicht selten als Sieger. In zwei Feldschlachten schlug er die Polen, entriß ihnen Böhmen und vereinigte es wieder mit Deutschland. In noch glänzenderm Licht erscheint sein zweiter Feldzug in Italien, wo Er, durch einen äußerst kühnen und beschwerlichen, aber strategisch sehr richtig berechneten Marsch, Arduins sämmtliche, zur Vertheidigung der Clausen vorgeschobene Armee-Corps umgeht, und zum Erstaunen und Schrecken des Feindes ganz unvermuthet an den Ufern der Brenta erscheint. Gleich Carls des Großen Zug über den

St. Bernhard, wodurch das Longobardische bei den aus Frankreich nach Italien führenden Engpässen zu deren Vertheidigung aufgestellte Heer plötzlich im Rücken bedrohet, und zu jenem einer allgemeinen Flucht vollkommen ähnlichen Rückzug gezwungen ward, hätte jetzt auch dieser kühne Zug Heinrichs über die julischen Alpen dieselben glücklichen Folgen. In Eile und Verwirrung lößte Arduins Heer sich von selbst auf. Ganz Italien stand den Deutschen offen, und den mit diesem herrlischen Sieg gekrönten Heinrich schmückte nun zum Lohne einige Wochen darauf auch die römische Kaiserkrone. — Auf Heinrichs drittem und letztem Italiänischen Feldzuge sahen wir endlich, wie die seit beinahe zwanzig Jahren an ununterbrochene Siege gewöhnten Griechen überall vor ihm zurückwichen, wie er eine feste Stadt nach der andern nahm, den Griechen alle ihre gemachten Eroberungen wieder entriß, und mit Ausnahme Apuliens, ganz Unteritalien als Herr und König Gesetze vorschreibt. — Was Heinrichs erfolglose Feldzüge gegen die Polen betrifft, so war dieses offenbar nicht seine, sondern größtentheils der sächsischen Fürsten Schuld. An der Verrätherei, Treulosigkeit oder wenigstens frechen Unfolgsamkeit derselben hätten auch die Plane eines Cäsars oder Alexanders scheitern müßen. Indessen scheint doch der Entwurf zu jedem seiner Feldzüge gegen Boleslaw, besonders zu seinem letzten und unglücklichsten Feldzuge, stets auf sehr richtigen Grundsätzen beruhet zu haben. Durch seinen sehr gut ausgedachten, daher dem Feinde ganz unerwarteten Einmarsch in Schlesien, warf er die Polen aus allen ihren Stellungen an der Elbe zurück. Sein Plan war höchst wahrscheinlich, die feindlichen Streitkräfte in ihrem Centrum anzugreifen, während die beiden Herzoge von Sachsen und Böhmen sie auf ihren Flügeln beschäftigen,

sie entweder, wenn ein günstiger Augenblick sich darböte, angreifen und schlagen, oder durch ihre fortgesetzten Bewegungen in den feindlichen Flanken sie immer noch weiter zurückdrängen sollten. Die sich selbst gemachte Aufgabe lößte Heinrich mit eben so vieler Klugheit als Tapferkeit. An der Spitze seines Heeres ging er im Angesicht des Feindes über die Oder und schlug Boleslaw's Sohn in die Flucht. Als er aber jetzt keine Nachricht von den Herzogen von Sachsen und Böhmen erhielt, und, nachdem er lange sie fruchtlos erwartet hatte, sich endlich überzeugt fühlte, daß beide Fürsten, unfolgsam seinen Befehlen und Vorschriften, ihn verlassen hätten und nach Hause zurückgekehrt wären, ward er erst zu jenem riesenhaften Rückzug durch Böhmen, dessen ganzer Länge nach, gezwungen, der, hätten wir nur einige in das Detail tiefer eingehende Nachrichten darüber, Heinrichen vielleicht in den Augen der Kenner noch mehr Ehre bringen würde, als selbst eine oder zwei gewonnene Feldschlachten. — Von dem Glücke, welches an Otto des Großen Fahnen gleichsam gefesselt zu seyn schien, wurden freilich nicht alle kriegerische Unternehmungen Heinrichs des Zweiten begünstiget. Rechnet man aber den Antheil ab, den an jedem gelungenen oder mißlungenen Feldzug Glück und Zufall haben und stets haben werden, so möchte Heinrich sowohl in Ansehung seiner persönlichen kriegerischen Eigenschaften, als auch seiner ihm eigenen, oft sehr lichtvollen militärischen Conceptionen und besonders in Ansehung jenes ausdauernden Muthes, mit welchem er die größten Beschwerlichkeiten auf Märschen, in Lagern und vor belagerten Städten, und zwar nicht selten in den rauhesten Jahreszeiten ertrug, gar wohl seinem großen Ahnherrn Otto I. an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

9. So vielen trefflichen Eigenschaften setzten endlich Heinrichs frommer wahrhaft heiliger Sinn die Krone auf. Der gute Same, den einst der heilige Bischof Wolfgang in Heinrichs kindliches Herz gelegt, ging frühzeitig auf, und brachte, als der gottesfürchtig erzogene Knabe zum Jüngling und Mann gereift war, hundertfältige Frucht. Mit allen Tugenden eines Monarchen verband Heinrich auch jene eines in stiller Zurückgezogenheit lebenden und Gott völlig ergebenen Privatmannes. Die Wurzel derselben war ungeheuchelte Demuth, wovon er selbst unter den glänzendsten Verhältnissen, und wenn die Sonne des Glückes ihm am freundlichsten schien, die leuchtendsten Beweise gab. Als er aus den Händen Benedikts die Kaiserkrone erhalten hatte, und ihn nun plötzlich alle von Otto III. eingeführten Formen griechischer, an Abgötterei grenzender Ehrerbietung umgaben, regte sich in seiner Brust doch nie ein Zug von Stolz, und die öfteren Aeußerungen seines demüthigen Herzens, und seine tiefe, von höherer Erleuchtung zeugende Geringschätzung aller irdischen Größe, wovon Adelbold, Heinrichs Lebensbeschreiber, mehrere auffallende Beispiele anführt, überraschten nicht selten sogar den heiligen Vater. — Welche Thätigkeit Heinrich immer auf dem Throne entfalten, und wie groß auch oft das ihn umgebende Gewühl und Gewirr von Geschäften seyn mochte, so gebrach es ihm doch nie an Zeit zu frommen, andächtigen Uebungen, zur Betrachtung göttlicher Dinge, und besonders zu anhaltendem, nicht selten mit strengem Fasten verbundenen Gebete. Um dem Geiste stets seine Herrschaft über den sinnlichen Menschen zu erhalten, unterwarf er sich im Geheimen, und wenn anders die Umstände es erlaubten, sogar Bußübungen und harten Abtödtungen. Ueberhaupt hatte Heinrich einen tief in ihm liegenden klösterlichen

Sinn, der jedoch mit den gewöhnlich beschränkten Ansichten eines blos zum Klosterleben erzogenen, und allen Erscheinungen und Verhältnissen der Welt völlig fremden Mönches gar nichts gemein hatte, blos ein Erzeugniß seiner Liebe zur Einsamkeit war, und daher allen seinen Handlungen ein ganz eigenes Gepräge der Milde und Schonung aufdrückte. Eine natürliche Folge davon war auch seine ungemeine Ehrfurcht für heilige Stätten; und wenn er auch auf Reisen war — und dieß war er seine ganze Regierung hindurch — ward gewiß kein heiliger Ort, keine Kirche, kein Kloster, wenn es nicht allzu entfernt lag, von ihm unbesucht gelassen. Sogar in der vollen Kraft des männlichen Alters, wo gewöhnlich die Freuden und Genüsse der Welt gleich Zugvögeln mit ihren buntfarbigen Schwingen besonders die Großen der Erde umschwirren, selbst in dieser Periode seines Lebens, wo Gegenwart und Zukunft ihm noch so Vieles zu bieten hatten, würde es für Heinrich ein leichtes Opfer gewesen seyn, Krone und Scepter zu entsagen, um nur, selbst in einer Einöde, wenn es hätte seyn müssen, Gott ausschließlich dienen zu können. Nichts weckte in ihm schmerzhaftere Gefühle, als der Gedanke, den schönsten Theil seines Lebens, wie den größten Theil seiner Kräfte, blos in irdischen Bestrebungen zersplittern zu müssen. Als er daher einst auf einer seiner Reisen nach Verdun kam, und in Begleitung des Bischofes dieser Stadt ein dort unlängst gebautes Kloster besuchte, brach er beim Anblick der friedlichen Zellen der Mönche mit wehmüthiger Stimme in die Worte aus: „Seyd mir gesegnet, ihr lieblichen Hütten Jakobs; welche Seligkeit wäre es für mich, in euch wohnen zu dürfen, und welches unabsehbare Gefilde von Wonne würde innerhalb eurer, der Welt so enge scheinenden Mauern sich alsdann nicht mir öffnen!“ Beschäftiget mit

diesen Gedanken, und versenkt in verschiedenen, sich von selbst daran anknüpfenden Betrachtungen, ward Heinrich einige Augenblicke ernsthaft und stille, brach aber doch bald wieder sein ernstes Schweigen, und sagte dann dem Abt, daß er fest entschlossen sey, hier zu bleiben, das Reich einem Andern zu überlassen, und seine beiden Kronen gegen die Tonsur eines frommen Klostergeistlichen zu vertauschen. Richard, so hieß der Abt, erwiederte, daß dieß nicht nur für das Kloster die größte Ehre seyn, sondern auch die ganze Gemeinde ihn als einen von Gott ihnen geschickten Engel verehren würde. Als der den Kaiser begleitende Bischof Heimon dieß hörte, gab er dem Abt einen geheimen Wink, nahm ihn bei Seite, und sagte ihm ganz leise: „Nimmst Du den Kaiser als Mönch in Dein Kloster auf, so ist das Reich verloren, und alle Schuld fällt ganz allein auf Dich zurück." [1]) Diese Worte schreckten den Abt, und sinnend, wie er den Kaiser auf andere Gedanken bringen möchte, fand er, um sich aus der gegenwärtigen peinlichen Verlegenheit zu ziehen, bald das einzige hier anwendbare und zugleich sicherste Mittel. Auf der Stelle ließ nämlich Richard die ganze Gemeinde versammeln, und lud auch den Kaiser zu dieser Versammlung ein. In Gegenwart der versammelten Brüder fragte Richard den Monarchen, ob er bei seinem Entschluß beharre? „Ja! erwiderte Heinrich; mein Entschluß und fester Vorsatz ist, da, wo ich bin, zu bleiben, und mit den übrigen Brüdern unter Deiner Führung und Leitung Gott zu dienen." — Ferner fragte jetzt Richard, ob er auch, nach den Gesetzen und Vorschriften des Ordens, un-

---

1) Ein sprechender Beweis der hohen Achtung, in welcher Heinrich bei allen gutgesinnten, und daher vorzüglich bei den geistlichen Fürsten stand.

bedingten Gehorsam bis an seinen Tod geloben wolle? Als auch darauf Heinrich eine bejahende Antwort gab, dann sagte der Abt: „Nun so nehme ich Dich dann als Mönch in meine Gemeinde auf, unterziehe mich auch von diesem Augenblicke an der Sorge für Deine Seele; aber als Dein nunmehriger Oberer gebiete ich Dir zugleich, unverzüglich zu der Verwaltung des Dir von Gott anvertrauten Reiches zurückzukehren." — Das Gebot des Abts betrachtete Heinrich als einen Wink der Vorsehung. Ohne zu säumen, verließ er jetzt wieder das Kloster, zwar mit der Demuth eines frommen Klostergeistlichen, aber auch zugleich mit dem Bewußtseyn eines großen Monarchen, der den ganzen Umfang und alle Pflichten seines erhabenen Berufes kennt, und denselben vollkommen zu entsprechen entschlossen ist. Obgleich noch immer nach klösterlicher Einsamkeit sich sehnend, zeiget doch Heinrich, sobald das Kloster von Verdun ihm im Rücken lag, sogleich wieder dieselbe, ihm und seinem Hause eigene rastlose Thätigkeit. Er bezwang Burgund, brachte den Herzog Bernhard von Sachsen wieder zum Gehorsam, dämpfte den Aufstand der Slaven, ließ die Kirche von Bamberg von dem Papste einweihen, und unternahm dann jenen glorreichen Feldzug nach Italien, wo er so viele und herrliche Lorbeern sammelte, die Macht der Griechen brach, und von ihnen Rom, den römischen Stuhl und ganz Unteritalien auf immer befreite. — Wer möchte jetzt Heinrich wegen dessen Liebe zur Einsamkeit noch sogenannte mönchische Gesinnung zum Vorwurf machen wollen! [1])

10. Die Tugend der Keuschheit hielt Heinrich für eine der reichsten und edelsten Perlen eines nach

---

1) Wie dieß leider doch schon so oft geschehen ist.

völliger Vereinigung mit Jesu strebenden Christen. In gänzlicher Enthaltsamkeit brachte er also sein ganzes Leben seinem Gott zum Opfer, und obgleich vermählet, war doch sein Verhältniß zu seiner Gemahlin, der Kaiserin Kunigunde, kein anderes als jenes eines liebenden Bruders zu der geliebten Schwester. Sichtbarer Segen von Oben ruhete auf dieser gegenseitigen brüderlichen und schwesterlichen Zuneigung; denn so lange Heinrich an der Seite Kunigundens lebte, trübte nie auch nur die leichteste Wolke diesen eben so schönen als seltenen Seelenverein.

11. Heinrichs Herz brannte stets von der reinsten Liebe zu Gott; von einer Liebe, an der selbst nicht einmal das Verlangen nach den Belohnungen, die Gott denen, die ihn lieben, verheißen, einigen Antheil hatte [1]). Er liebte Gott blos wegen dessen eigener unendlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, sehnte sich immer nach noch innigerer Vereinigung mit Gott, und empfand unaufhörlich den tiefen Schmerz jener Liebe, die, weil sich selbst nie genügend, Gott immer noch mehr, noch inbrünstiger zu lieben begehrt. Aber auch gerade diese reine und vollkommene Gottesliebe war es, die, in Verbindung mit den an Heinrichs Grabe von Gott gewirkten wunderbaren Gnadenerweisungen, den römischen Stuhl bewog, den Kaiser Heinrich hundert und dreiundzwanzig Jahre nach dessen Tode der Zahl heiliger Freunde Gottes beizuzählen, und der Verehrung aller Gläubigen als Muster und Beweis aufzustellen, daß man in allen Verhältnissen des irdischen Lebens, und sogar auf dem Throne, sich zu allen und selbst den höchsten Stufen evangelischer Vollkommenheit emporschwingen

---

1) *Adelb.* in vita S. Henr.

könne. Auch jetzt noch ehrt unsere Kirche das Andenken des heiligen Kaisers Heinrich jedes Jahr am fünfzehnten des Monats Julius. [1])

---

1) Von der für diesen Band bestimmten Geschichte Frankreichs würde kaum ein einziger Abschnitt noch hinreichenden Raum gefunden haben. Dieselbe wird also in dem nächstfolgenden, vorzüglich der speciellen Kirchengeschichte dieser Periode gewidmeten Bande nachgeliefert werden.



